



**David Ambrose**

**EPSILON**

Als Spezialagent Charlie Monk einen Observierungsauftrag erhält, findet er dabei scheinbar seine verloren geglaubte Vergangenheit wieder. Denn plötzlich tritt die Hirnforscherin Dr. Susan Flemyng in sein Leben, und er meint in ihr seine erste Liebe, Kathy, zu sehen. Diese Begegnung veranlaßt Charlie dazu, den absoluten Gehorsam gegenüber seinen Auftraggebern schlagartig zu durchbrechen.

Doch Charlie wird aufgegriffen und auf den absolut perfekten, kaltblütigen Spezialagenten warten ein paar Aufgaben, auf die er nicht vorbereitet wurde.

ISBN 3404148371

Verlag: Bastei Lübbe

Erscheinungsjahr: Januar 2003

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!**

DAVID AMBROSE

# EPSILON

Roman

Aus dem Englischen  
von Stefan Bauer

Für Dorthea und Peter Hay  
geschätzte Freunde,  
Kritiker und Mitarbeiter

»Ich träumte, ich wäre ein Schmetterling. Und als ich erwachte, da wusste ich nicht, ob ich nun ein Mensch war, der soeben geträumt hatte, er sei ein Schmetterling, oder ein Schmetterling, der träumte, er sei ein Mensch.«

*Traum des Zhuangzi 4. Jahrhundert vor Christus*

»Ich musste die Rolle des James Bond praktisch aus dem Nichts erschaffen – nicht einmal Ian Fleming wusste damals sonderlich viel über ihn. Bond hat keine Mutter. Er hat keinen Vater. Er kam von nirgendwo her, und er war vorher nirgendwo gewesen, als er plötzlich als 007 das Licht der Welt erblickte. Er wurde einfach – holterdipolter – geboren, 33 Jahre alt.«

*Sean Connery THE OBSERVER 1. März 1998*

## PROLOG

Der Mann mittleren Alters, der Susan gegenüber saß, nickte nachdrücklich, ängstlich bemüht, sie davon zu überzeugen, dass er jedem ihrer Worte mit größter Aufmerksamkeit folgte.

»Natürlich versteh ich. Klar doch«, wiederholte er mehrfach.  
»Ich bin doch nicht blöd. Ich verlange nur eine Erklärung für das, was hier vorgeht. Wieso bin ich hier?«

Susan achtete sorgfältig darauf, Blickkontakt mit ihm zu halten, während sie antwortete: »Sie haben unter einer äußerst seltenen Virusinfektion gelitten. Aber das ist nun alles überstanden, und körperlich sind Sie wieder auf dem Damm. Leider hat der Infekt jedoch Ihr Gehirn beschädigt. Und das hat Auswirkungen auf Ihr Gedächtnis gehabt.«

»Das ist einfach lächerlich. Mein Gedächtnis funktioniert bestens. Ich weiß, wer ich bin, ich weiß, wo ich wohne, womit ich mein Geld verdiene...«

»Sie erinnern sich an alles, was vor Ihrer Erkrankung liegt.«

»Aber ich war nicht krank. Gestern noch habe ich ein ganz normales Leben geführt, zusammen mit meiner Frau und meiner Familie – und plötzlich wache ich hier auf. Für mich ist klar, was passiert ist. Ich wurde entführt!«

Langsam wurde er wütend. Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, gestikulierte wild und schlug mit der Hand auf den Tisch, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Sie wurden nicht entführt, Brian. Das hier ist ein Krankenhaus. Man pflegt Sie hier.«

»Warum trage ich diese Kleider? Woher stammen diese Kleider?« Er stand auf und strich sich angewidert über den weißen

Kittel und die weißen Baumwollhosen.

»Sie gehören dem Krankenhaus. Das tragen hier alle Patienten.«

»Wie lange bin ich schon hier? Wo ist meine Frau?«

»Ihre Frau wartet draußen auf Sie.«

»Na dann bringen Sie sie doch um Gottes willen herein! Wo ist sie?«

»Wenn Sie hier warten wollen, werde ich sie holen.« Susan stand auf. »Nur eine Sache noch, Brian. Sie werden feststellen, dass sich Ihre Frau verändert hat.«

»Verändert? Wie verändert? Was meinen Sie damit?«

»Sie sieht älter aus, als Sie sie in Erinnerung haben.«

Verwirrt zog er die Stirn in Falten. »Wieso? Warum sollte sie älter aussehen? Ist das eine Art Trick? Wollen Sie mich reinlegen?«

»Das ist kein Trick, Brian. Es ist nur so, dass Sie sich an Ihre Frau erinnern, wie sie vor langer Zeit war – vor Ihrer Erkrankung. Sie haben sie zwar erst vor drei Tagen zum letzten Mal gesehen, aber Sie haben sie so in Erinnerung, wie sie vor zwanzig Jahren ausgesehen hat.«

Er blinzelte mehrmals, während er sie, immer noch sturmrunzelnd, anstarrte. »Ich verstehe nicht. Warum sagen Sie so etwas? Sie versuchen mich zu verwirren.«

Susan schüttelte sanft den Kopf. »Nein, ich versuche nur Sie vorzubereiten, Brian. Ich werde jetzt Ihre Frau holen – wenn Sie bereit sind.«

»Es wäre schön, wenn Sie das endlich täten. Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden, und ich weiß nicht, was hier vor sich geht. Ich will meine Frau sehen, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sie holen würden.«

Panik schwang in seiner Stimme mit sowie die Entrüstung eines Menschen, der sich schlecht behandelt fühlt und eine längst überfällige Entschuldigung erwartet. Ihre Unterhaltungen endeten

stets auf diese Art und Weise. In dem Augenblick, in dem Susan aus der Tür und außer Sicht war, würde er sich an nichts mehr erinnern: an kein Wort, das zwischen ihnen gefallen war, nicht einmal an die Tatsache, dass sie überhaupt da gewesen war. Selbst wenn sie nach nur fünf Sekunden zurückkehrte, würde es sein, als hätte er sie nie zuvor gesehen.

Susan schloss die Tür hinter sich und betrat das angrenzende Zimmer, in dem ein Pfleger saß und auf einen Monitor blickte. Darauf war der Raum zu sehen, den sie gerade verlassen hatte und in dem Brian Kay stand, die Arme trotzig vor der Brust verschränkt und auf die Tür starrend, durch die sie eben verschwunden war. Sie wusste, gleich würde sich Verwirrung auf seinem Gesicht breit machen – ähnlich wie bei jemandem, der zu Hause ein Zimmer betritt, die Küche vielleicht oder das Schlafzimmer, und sich plötzlich nicht mehr daran erinnern kann, was er dort eigentlich wollte. Nach einer Weile würde Brian den Versuch aufgeben, sich zu erinnern, und das Rätsel ruhen lassen. Dann würde er aus dem Fenster starren (das sich nicht öffnen ließ und bruchsicher war), bis etwas anderes geschah, das seine Aufmerksamkeit erregte.

Susan wartete, und tatsächlich ging er, als folge er einem Drehbuch, das sie eben erst erdacht hatte, hinüber zum Fenster und blieb dort stehen. Susan schritt durch eine weitere Tür und betrat einen Korridor.

Während sie ihn entlangging, erhaschte sie in einer Glastür einen Blick auf ihr Spiegelbild, sah, wie sie mit der würdevollen Anmut einer Frau daherschritt, die im siebten Monat schwanger war. Zumindest war es bei ihr so. Oder um noch genauer zu sein: Sie empfand es als würdevolle Anmut. Andere mochte es vielleicht eher an das Watscheln einer Ente erinnern. Wahrscheinlich hätte sie es früher sogar selbst so gesehen. Doch nun, zum ersten Mal

schwanger und glücklicher als je zuvor in ihrem Leben, erschien ihr würdevolle Anmut als einzig passende Beschreibung ihres Ganges.

In einem kleinen, kahlen Nebenraum rechts am Ende des Korridors saß auf einem schlichten, rechteckigen Sofa eine Frau um die fünfzig, mit ergrauendem Haar und einem Gesicht, das früher einmal schön gewesen sein musste, nun aber von tiefen Sorgenfalten gezeichnet war. Sie blickte ängstlich auf, als Susan sich ihr näherte.

»Alles in Ordnung, Dorothy. Wenn Sie so weit sind...«

Die Frau nickte stumm und stand auf. Dabei presste sie die Handtasche, die bisher auf ihrem Schoß geruht hatte, fest an sich, als spendete sie ihr ein wenig Mut und Zuversicht für diese schmerzlichen, zweimal pro Woche stattfindenden Begegnungen. Die beiden Frauen machten sich auf den Weg zurück durch den Korridor.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte die ältere Frau mit einem Blick auf Susans gerundeten Bauch.

»Ach, Sie wissen ja – mal gute Tage, mal schlechte. So, wie es sein soll. Zumindest wenn man der Fachliteratur Glauben schenken darf.«

Dorothy lächelte. »Wissen Sie schon, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird?«

»Ein Junge.«

»Und haben Sie schon einen Namen gefunden?«

»Christopher. Nach meinem Schwiegervater, der letztes Jahr verstorben ist. Und als zweiten Vornamen Amery, nach meinem Vater. Es ist ein alter germanischer Name – ursprünglich Almerik – der mit der Eroberung durch die Normannen nach England gekommen ist. Offensichtlich gelangte er zuvor irgendwie nach Frankreich und wurde dort zu Amery abgewandelt. Aber wir

werden den Jungen Christopher rufen.«

»Ein netter Name. Christopher hat mir immer gut gefallen.«

Sie betraten das Zimmer, in dem der Pfleger noch immer vor dem Monitor saß. Ein Kollege, den Susan vom Sehen kannte, hatte sich zu ihm gesellt. Sie nickten sich kurz grüßend zu. Auf dem Monitor war Brian Kay zu sehen, wie er nach wie vor bewegungslos dastand und aus dem Fenster blickte.

Susan öffnete die Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Raums und ließ Dorothy den Vortritt. Brian drehte sich um, um zu sehen, wer gekommen war, und starrte die Frau, die da vor ihm stand, einige Augenblicke lang an, ohne dass sich auch nur ein Funke des Wiedererkennens auf seinem Gesicht zeigte.

Schließlich sagte Dorothy sanft: »Brian?«

Für gewöhnlich half ihm die Stimme auf die Sprünge. Ganz langsam dämmerte es ihm – und mit der Erkenntnis kam der Schock –, dass hier etwas Fürchterliches, Unerklärliches vor sich ging.

»Dorothy...?«

Unglauben ließ seine Stimme zittern. Die vollkommene Unfähigkeit, sich die Situation zu erklären, raubte ihm den Atem.

»Mein Gott, was ist passiert? Bist du krank? Dein Gesicht...!«

Und so begann Dorothy wieder einmal, ihn zu beruhigen und ihm die Situation zu erklären – wie jedes Mal, wenn sie den Mann besuchte, den sie liebte. »Das hier ist Dr. Flemyng. Sie versucht dir zu helfen, Schatz. Du musst Geduld haben.«

Brian sah Susan an, als beleidige ihn ihre Gegenwart. »Ich habe diese Frau nie zuvor in meinem Leben gesehen. Was meinst du mit; Sie versucht mir zu helfen? Mir helfen? Wie? Was ist hier los?«

Susan erwiderte seinen Blick mit einem freundlichen Lächeln, bereit, das mühselige Ritual erneut zu vollziehen. Doch tief in

ihrem Innern gärte ein Gedanke, den sie noch niemandem gegenüber geäußert hatte. Sie selbst wagte kaum zu glauben, dass vielleicht – und nur vielleicht – die Idee, mit der sie in den letzten Wochen gespielt hatte, von Erfolg gekrönt sein könnte.

Es würde Zeit sowie eine Menge Fingerspitzengefühl und intensive Nachforschungen erfordern, doch vielleicht hatte sie die Schwachstelle gefunden, an der sie den eisernen Panzer von Brians Amnesie durchbrechen könnte.

*ERSTER TEIL*

# 1

Das Meer lag wie ein stahlgrauer Spiegel unter einem mondlosen Himmel. Erst als die Männer fast bis zu seiner Oberfläche hinuntergesunken waren, wurde das Wasser lebendig. Sein endloses Wogen wurde erkennbar, als sie an Höhe verloren.

Einige Meter über der aufgewühlten See wurde die Seitentür eines Helikopters aufgeshoben, und eine Böe kalter Luft traf die vier Insassen der Maschine: die beiden Piloten, den Mann, der die Winde bediente, sowie den Mann in Kälteschutanzug und Helm, der in die schwarzen Fluten unter ihnen tauchen sollte.

Charlie Monk sah zu, wie das torpedoartige Gefährt, von dem sein Leben in den nächsten Stunden abhängen würde, vor ihm abgesenkt wurde und schließlich auf den Wellen schaukelte, nur noch durch eine einzige Trosse mit dem schwebenden Helikopter verbunden. Dann legte er selbst das Geschirr an und bereitete sich darauf vor, hinaus in die Leere geschwenkt zu werden.

Während er hinabsank, benutzte er die Trosse, um das schwimmende Gefährt direkt unter sich zu manövrieren. Er schwang sich darauf wie auf ein Motorrad, die Beine bis zu den Hüften im Wasser. Bevor er sich aus dem Geschirr befreite, betätigte er einen Schalter und startete den batteriebetriebenen Motor. Erst als er sich sicher war, dass dieser ruhig und gleichmäßig lief, stieg er aus dem Geschirr, hakte die Trosse vom Dingi und gab dem Helikopter ein Zeichen. Sekunden später war der Hubschrauber in der Nacht verschwunden, und statt des Motorengeräusches war nur noch das ewige gleichmütige Rauschen von Wind und Wellen zu hören.

Charlie legte sich flach auf den Bauch und stemmte seine Füße in

die dafür vorgesehenen Vertiefungen. Dann begann er seine Reise über das Wasser mit einer Geschwindigkeit von wenig mehr als fünf Knoten. Der Elektromotor war praktisch geräuschlos; der einzige Hinweis auf die erstaunliche Stärke, die in ihm steckte, war der harte Aufschlag auf dem Wasser, während das kleine Boot über die aufgebrachte See brauste. Wenn Charlie erst das Drosselventil ganz öffnete, würde das Dingi viel schneller werden – unter günstigen Bedingungen bis zu fünfzig Knoten. Doch hier draußen war der Ozean für die Höchstgeschwindigkeit zu rau, das Boot würde außer Kontrolle geraten und kentern. Sobald er jedoch den Bug nach unten drückte und unter die Wasseroberfläche tauchte, würde es sich in ein U-Boot mit Kompressormotor verwandeln, schnell genug, um lautlos und unsichtbar alles zu jagen, was sich im Ozean befand.

Die Schalttafel, die vor ihm in die glatte Oberfläche der Maschine eingelassen war, zeigte ihm seine Geschwindigkeit und über Satellit seine genaue Position an. Charlie schätzte, dass die Lichter der Luxusyacht, die sein Ziel war, in spätestens zehn Minuten auftauchen würden.

Er öffnete das Ventil ein kleines Stück weiter, und das Boot schlug noch härter auf dem Wasser auf als bisher. Es war ein unbequemer Ritt, der nach einer gewissen Zeit sogar schmerhaft wurde. Um diesen Schmerz zu ertragen, genügte es nicht, ihn einfach zu ignorieren. Charlie hatte gelernt, alle Störfaktoren aus seinem Bewusstsein auszublenden und nur noch an die Aufgabe zu denken, die vor ihm lag. Seine Reflexe würden alles Weitere übernehmen. Einer seiner Ausbilder nannte das einen Zustand aktiver Meditation. Charlie hatte nie verstanden, was das bedeuten sollte; ihn interessierte allein, dass es funktionierte und ihm half, seine Ungeduld zu zügeln, trotz des Adrenalinüberschusses in seinen Adern.

Ein weiterer Blick auf die Schalttafel zeigte ihm, dass sein Ziel nun in Sichtweite sein musste. Er hob den Blick und ließ ihn über den Horizont schweifen, konnte jedoch nichts entdecken. Vorsichtig setzte er das Nachtsichtgerät auf – und sah augenblicklich in der Ferne eine Ansammlung von Lichtern, nicht größer als Stecknadelköpfe in der herrschenden Dunkelheit. Die *Lady Alexandra* befand sich genau auf der vermuteten Position. Charlie ging auf Abfangkurs.

Das Standardmanöver bestand darin, unterzutauchen und sich dem Ziel von hinten zu nähern. In einer Nacht wie dieser konnte Charlie jedoch an der Wasseroberfläche bleiben, bis er fast auf gleicher Höhe mit der Yacht war; die Gefahr, entdeckt zu werden, war gering. Andererseits konnte er Zeit gewinnen, wenn er jetzt untertauchte und unter Wasser Vollgas gab. Charlie griff an der Seite des Dingis hinunter und drückte auf eine Sicherung, um ein verborgenes Fach zu öffnen. Daraus zog er eine Sauerstoffleitung mit Maske, die er sich übers Gesicht zog.

Wenige Augenblicke später hatte sich Charlies Welt in eine stille, tiefschwarze Finsternis verwandelt, durch die er mit atemberaubender Geschwindigkeit jagte. Der Computer hielt ihn auf Kurs und würde ihn automatisch abbremsen, sobald er sich der Yacht näherte. Die Sensoren würden ihn außerdem jedes unsichtbare Hindernis umschiffen lassen: Zum Beispiel war eine Begegnung mit schlafenden Walen nicht eben wünschenswert.

In dieser Nacht kam Charlie schnell und ohne Umwege voran. Als er spürte, wie seine Geschwindigkeit sich verringerte, blickte er auf und sah durch sein Nachtsichtgerät den Schiffsrumpf unmittelbar vor sich. Zwei Schiffsschrauben, jede von einer Dreizehntausend-PS-Dieselmaschine angetrieben, pflügten durch das Wasser. Er wusste, dass die Yacht von den Kanaren aus in Richtung New York in See gestochen war und plante, am

Leuchtturm des Ambrose-Kanals anzulegen. Obwohl sie in der Lage war, achtundzwanzig bis dreißig Knoten zu machen, konnte sie eine solche Distanz nur zurücklegen, wenn sie ihre Geschwindigkeit konstant zwischen zwölf und fünfzehn Knoten hielt. Als Charlie sie einholte, fuhr sie dreizehn Knoten.

Er blieb unter Wasser und brachte das Dingi längsseits des Hecks. Während er näher kam, aktivierte er einen anderen Schalter, um einen Airbag aufzupumpen, der den Aufprall auf die Aluminiumhülle der Yacht dämpfen sollte. Aus dem Bug seines Bootes ließ er einen Stahlarm ausfahren, an dessen Spitze ein großer Saugnapf angebracht war, der das Dingi längsseits des Schiffes halten würde, bis Charlie es wieder brauchte. Erst dann schaltete er den Motor ab.

Charlie streckte den Kopf aus dem Wasser und spähte vorsichtig um sich. Er stellte fest, dass nur eine Hand voll Kabinen erleuchtet war; es war drei Uhr morgens, und einige Mitglieder der achtköpfigen Mannschaft würden wahrscheinlich schlafen. Charlie wusste, dass der Besitzer der Yacht dafür bekannt war, bis spät in die Nacht zu arbeiten und Telefonate zu führen. Also nahm er an, dass er ihn noch wach vorfinden würde, zusammen mit allen, die für sein Wohlergehen sorgten.

Soweit Charlie sehen konnte, regte sich an Bord keine Menschenseele. Das Geräusch der Schiffsmaschinen hatte jetzt, da er aus dem Wasser heraus war, einen anderen Ton angenommen: Ein entferntes, gedämpftes Brummen war anstelle des heftigen Pulsschlags getreten.

Indem er zwei Saugnäpfe benutzte, ähnlich dem, mit dem er seinen Torpedoscooter unter Wasser gesichert hatte, begann Charlie den Schiffsrumph hin aufzuklettern. Jeder Napf wurde mithilfe eines kleinen Ventils befestigt und gelöst; der Rest war reine Muskelkraft. Bei seinem Aufstieg hing sein ganzes

Körpergewicht im Wechsel an einem seiner Arme.

Als er die Reling erreichte, hielt er inne, um erneut zu überprüfen, dass er unbeobachtet war, dann ließ er die Saugnäpfe dort, wo sie sich gerade befanden, und schwang sich aufs Deck. Der genaue Grundriss der Yacht war ihm bekannt, ja, man hatte ihn sogar die Blaupausen des Schiffsbauers studieren lassen. Jede Einzelheit hatte er sich eingeprägt, sodass er nun genau wusste, wo er sich befand und wonach er suchen musste.

Er bewegte sich schnell, seine schwarze Kleidung machte ihn beinahe unsichtbar. Nur die nassen Fußspuren, die er hinterließ, verrieten seine Anwesenheit, und sie würden bald verschwinden. Als er die Doppeltür erreichte, nach der er Ausschau gehalten hatte, ließ er seine Hand zur Hüfte gleiten und zog eine Automatik mit Schalldämpfer aus dem Halfter. Mit der anderen Hand drückte er eine Türhälfte leise auf und schlüpfte hindurch, wobei er den Raum dahinter sorgsam nach Anzeichen von Bewegung absuchte. Es gab keine.

Vor ihm tauchte eine Treppe auf, die zehn Stufen tiefer auf einem Absatz endete, der sich in zwei weitere Treppenfluchten teilte, die beide unterhalb der ersten entlangführten. Charlie ging nach rechts und hastete durch den Gang in Richtung Bug. Die indirekte Beleuchtung spendete ein weiches, warmes Licht. Vor ihm lag eine Biegung, und er konnte sehen, dass das Licht dahinter heller schien. Das bedeutete, dass sich dort ein Leibwächter aufhielt, vielleicht auch zwei, beide unmittelbar vor der Luxuskabine des Mannes, den er suchte.

Charlie blieb stehen, presste sich mit dem Rücken eng an die Wand und lauschte angestrengt. Das entfernte Pochen der Maschinen vibrierte durch jede Wand des Schiffes – fast unmerklich, doch laut genug, um leise Atemzüge oder Kleiderrascheln zu übertönen.

Und dann hörte er es: das unverkennbare Knacken eines Gelenkes, als Beine gestreckt oder gekreuzt wurden, begleitet vom lauten Gähnen eines Menschen, der gelangweilt ist und sich bemüht, wach zu bleiben. Kein weiteres Geräusch folgte, kein Wort wurde gewechselt, kein leises Murmeln oder Brummen, das auf die Anwesenheit eines zweiten Menschen hindeutete. Charlie schloss daraus, dass er es nur mit einem Wachposten zu tun hatte.

Charlie umrundete die Biegung mit einer schnellen, ausbalancierten, beinahe tänzerischen Bewegung. Der stämmige Kerl, der sich gerade auf seinem lederbezogenen Stahlrohrstuhl zurechtgesetzt hatte, fand kaum Zeit zu begreifen, was vor sich ging, bevor Charlie ihm die Handkante gegen den Kehlkopf schlug – so hart, dass seinem Opfer die Luft wegblieb und der Schock zum augenblicklichen Herzstillstand führte.

Das Ganze war fast lautlos vor sich gegangen, nur das gedämpfte Zischen von einem letzten Rest Luft, der dem Mund des Toten entwich, war zu hören. Charlie packte den Mann, sodass er nicht zur Seite kippen und mit einem verräterischen Geräusch zu Boden fallen konnte. Zwischen dem Gang und der Kabine seines Zielobjektes gab es einen Vorraum, und Charlie musste damit rechnen, dass dort ein weiterer Posten Wache hielt.

Er ließ den Toten sanft zu Boden gleiten und stand noch immer gebückt da, als sich die Tür hinter ihm öffnete. Der Mann, der heraustrat, öffnete den Mund, um einen Warnschrei auszustoßen, während er nach der Waffe in seinem Schulterhalfter griff. Doch Charlie überbrückte die Distanz zu ihm mit einem Hechtsprung, bevor der Wächter die Pistole ziehen konnte. Als die beiden Männer aufeinander prallten, hatte Charlie bereits ein Messer mit schmaler Klinge in der Hand, das er, den Schwung der Bewegung ausnutzend, tief ins Herz seines Gegners bohrte. Die andere Hand presste Charlie auf den Mund des Mannes, um einen Schrei zu

ersticken.

Wenig später schleifte Charlie beide Leichen in den Vorraum und verschloss die Eingangstür. Dann näherte er sich der zweiten Tür und lauschte. Leise Musik war zu hören, ein Klavierkonzert – Mozart vielleicht. Charlie glaubte es zu erkennen, war sich aber nicht sicher.

Er ergriff den Türknauf, drehte ihn und drückte ganz sacht dagegen. Die Tür war unverschlossen. Charlie wartete, aber von der anderen Seite kam keinerlei Reaktion. Er drückte die Tür weiter auf, die Pistole in der Hand, der extrem kompakte Schalldämpfer nicht mehr als eine kleine Schwellung vorne auf dem Lauf.

Der Mann im Bett sah von seinen Papieren auf. Er war stämmig, machte jedoch einen durchtrainierten Eindruck, hatte dichtes dunkles Haar und tiefliegende Augen. Verdruss spiegelte sich auf seinem Gesicht; er war es nicht gewöhnt, dass jemand unaufgefordert sein Zimmer betrat. Als er die schwarz gekleidete Gestalt vor sich sah, verwandelte sich der Ärger allerdings rasch in Schrecken. Seine Hand fuhr zum Alarmknopf neben dem Bett, doch sie hatte nicht einmal die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als eine Kugel seinen Schädel genau zwischen den Augen durchbohrte.

Charlie trat näher heran, um absolut sicher zu gehen, dass der Mann tot war. Ein Teil seines Jobs war es, ganz sicher zu gehen, keinen Raum für Zweifel zu lassen. Es gab keinen, jetzt blieb nur noch eins zu tun. Es würde nicht lange dauern.

Fünf Minuten später war er zurück im Wasser und umkreiste langsam die *Lady Alexandra*, bis er die gedämpfte Detonation des Sprengstoffs hörte, den er am Rumpf angebracht hatte. Er wartete, bis die Yacht, die sich im Wasser drehte wie eine verwundete Schildkröte, vollständig gesunken war. Dann rief er mit seinem

Signalsender den Helikopter zurück, damit dieser ihn wieder an Bord nahm.

Auf dem Flug zurück zur Basis blickte er hinunter aufs Meer und erinnerte sich an die Beschreibung, die ihm früher am Abend eingefallen war: Das Meer lag wie ein stahlgrauer Spiegel unter einem mondlosen Himmel. Woher hatte er diesen Satz? Normalerweise fielen ihm solche Sachen nicht von selbst ein.

Doch wo immer er auch herkommen mochte, dachte Charlie, die Beschreibung entsprach absolut der Realität.

## 2

Virgil Fry war ein unterwürfig wirkender kleiner Mann, der Charlies vollster Verachtung würdig gewesen wäre, hätte er sich überhaupt die Mühe gemacht, sich eine Meinung über ihn zu bilden. Frys rattenartige Züge und sein bleistiftdünner Schnurrbart waren ständig zu einem künstlichen Lächeln verzogen. In seinen billigen, grellen Klamotten sah er so aus, als würde er jeden Augenblick eine peinliche Tanz- und Gesangsnummer aufführen.

»Also, was ist das hier, Charlie?«, fragte Fry und ergriff eins der Ölgemälde, die an die Wand gelehnt waren. »Hat doch einen Namen, oder?«

Frys Akzent, den Charlie bei ihrer ersten Begegnung nicht hatte einordnen können, war, wie er nun wusste, australisch.

»Es ist eine Fluss-Szene«, antwortete Charlie. »Im Hintergrund Berge – da, sehen Sie. Wildnis.«

»Oh, ja... ja, ich sehe. Sehr nett.«

Der kleine Mann kritzelloste »Fluss-Szene« in sein Notizbuch, dann

riss er das Blatt heraus und befestigte es an der Rückseite des Gemäldes.

»Und das hier?«, fragte er und ging zum nächsten Bild.

»Wolken«, erwiderte Charlie. »Wolken und Himmel, und das Spiel von Licht auf dem Meer. Das Meer kann man nicht sehen, aber einen solchen Himmel findet man nur über dem Meer.«

Virgil Fry nickte, fertigte eine weitere Notiz an und klebte sie hinten auf das Bild. Insgesamt gab es vierzehn Gemälde, die seit Frys letztem Besuch vor einem Monat entstanden waren. In den letzten Jahren war er regelmäßig ein Mal im Monat vorbeigekommen und hatte Charlies gesamte Produktion gekauft. Und das war eine Menge. Charlie war es gleichgültig, was Fry damit tat, Hauptsache er nahm die Bilder mit. Andernfalls hätte Charlie sie auf den Müll geworfen. In der Tat hatten er und der kleine Mann sich auf diese Weise kennen gelernt. Eines Tages hatte Fry an Charlies Tür geklopft und gefragt, was es mit den Bildern auf sich hätte, die er draußen auf dem Müll gesehen hatte. Schließlich hatte Charlie ihm erzählt, dass er der Maler war.

»Es ist ein rein geschäftlicher Vorschlag, Mr. Monk«, hatte Fry gesagt. »Ich behaupte nicht, dass ich ein Kenner bin, aber ich bin ein Händler, und ich weiß, was sich verkauft. Ihre Arbeit wird bei einem breiten Publikum Anklang finden. Sehen Sie, Sie malen teilweise abstrakt, aber nur teilweise, nicht ganz, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Charlie verstand nicht, was er meinte, und scherte sich auch keinen Pfifferling darum, also schwieg er, während Fry in seinem singenden Akzent fortfuhr:

»Es gibt ohne Zweifel Leute da draußen, keine Sammler, sondern ganz gewöhnliche Käufer, die gerade nach Arbeiten von der Qualität suchen, wie Sie sie liefern. Wenn der Preis stimmt, könnten Sie ein ganz gutes Geschäft damit machen. Mein Anteil

beträgt 40 Prozent. Selbstverständlich können Sie jederzeit meine Geschäftsbücher einsehen. Und falls Sie es wünschen, können Sie jederzeit eine eigene Rechnungsprüfung in Auftrag geben...«

Charlie hatte zugestimmt, nicht zuletzt, um den kleinen Mann endlich zum Schweigen zu bringen. Die Vorstellung, dass es tatsächlich Menschen geben sollte, die sich seine Gemälde an die Wand hängten, erschien ihm so unwahrscheinlich, dass er nicht weiter darüber nachdachte. Doch Frys Worte erwiesen sich als zutreffend, und seit jenem Tag waren regelmäßig kleinere Beträge auf Charlies Bankkonto eingegangen. Nicht dass er das Geld gebraucht hätte; was er brauchte, bekam er in überreichem Maße von den Leuten, für die er arbeitete. Malen war für ihn eine Abwechslung, eine – wenn auch nicht die einzige – Form von Beschäftigung, um die Zeit zwischen zwei Aufträgen zu überbrücken.

Er konnte sich nicht daran erinnern, wie alles angefangen hatte. Er erinnerte sich daran, dass er als Kind gemalt und gezeichnet hatte, wie es wohl jedes Kind tut. Als er älter wurde, hatte er Zeichenunterricht erhalten, doch er hatte die Stunden nur besucht, weil sie Pflicht waren und – noch wichtiger – weil sie nicht wirklich Arbeit machten. Darauf hinaus hatte er kein Interesse am Malen gezeigt – bis er auf die »Farm« kam, wie sie den Ort nannten, an den sie ihn brachten, nachdem alle anderen ihn aufgegeben hatten. Aber noch heute wusste er nicht, was ihn dazu veranlasst hatte, dort mit dem Malen anzufangen, obwohl er sich noch deutlich erinnerte, wie viel Freude es ihm zu seiner eigenen Überraschung bereitet hatte.

Von Beginn an hatte er hauptsächlich Landschaften gemalt, allerdings mit einer seltsam abstrakten Qualität, wie Fry richtig bemerkt hatte. An einer Analyse des Malvorgangs lag ihm nichts, obwohl er sich vage bewusst war, dass er nicht das malte, was er

sah, sondern eher die Wirkung, die das, was er sah, auf ihn hatte, also etwas, das aus seinem Innern kam; was zum Teufel das auch immer heißen mochte.

Auf die Frage, was Malen für ihn bedeutete, hätte er antworten müssen, dass es ihn beruhigte und gleichzeitig die Langeweile in Schach hielt. Unruhe und Langeweile waren seine beiden ganz persönlichen Dämonen. Sie hatten ihn schon in eine Menge Schwierigkeiten gebracht, vor allem in seinem früheren Leben. Doch das war eine Zeit, an die er lieber nicht mehr denken wollte.

»Bis zum nächsten Mal, Mr. Monk.«

Charlie winkte flüchtig, bevor die Tür sich hinter dem Händler schloss. Froh, wieder alleine zu sein, ging Charlie auf seine Terrasse zurück, zur Staffelei und zu dem Bild, an dem er vor Frys Ankunft gearbeitet hatte. Er setzte sich auf den niedrigen Holzschemel und ergriff seine Palette und einen Pinsel. Obwohl er auf eine Reihe von vor Anker liegenden Privatyachten und Motorbooten hinausblickte, die zu den teuersten der ganzen Westküste gehörten, zeigte die Leinwand vor ihm eine Wüstenlandschaft, die er teils aus der Erinnerung, teils aus seiner Fantasie geschaffen hatte. Zum mindest stellte es für ihn eine Wüstenlandschaft dar. Für andere mochte es bloß ein Muster von Linien und Farben sein, ein abstrakter Entwurf; oder teilweise abstrakt, nicht ganz, wie Fry sagen würde.

Charlie drehte – wie vorhin – das Radio an. Manchmal hörte er sich nachmittags, wenn er zu Hause war, die verschiedenen Talkshows an. Es faszinierte ihn, was die Menschen alles in der Öffentlichkeit ausbreiteten. Die meiste Zeit waren diese Diskussionen für ihn nur eine Geräuschkulisse, doch gelegentlich kam eine solch außergewöhnliche Geschichte zur Sprache, dass Charlie unwillkürlich in seiner Arbeit innehielt, um genauer

hinzuhören, verblüfft darüber, was für ein Leben manche Menschen führten.

An diesem Tag zum Beispiel war ein ehemaliger Soldat im Studio, ein offenbar gestörter Mann, der behauptete, in der Armee Opfer von Gehirnwäsche-Experimenten gewesen zu sein. Charlie ließ sich von der Geschichte fesseln, auch wenn er nicht an solche Dinge glaubte. Doch in der Art und Weise, wie der Mann erzählte, lag eine spürbare Aufrichtigkeit, die seine Geschichte seltsam faszinierend machte. Als die Sendung endete, musste Charlie zu seiner eigenen Überraschung feststellen, dass er den Großteil der letzten Stunde mit nichts anderem verbracht hatte, als zuzuhören. Sein Pinsel lag auf der Palette, die Farbe auf den Borsten war lange eingetrocknet.

### 3

Es war Sonntagnachmittag, und Christopher, Susans sechsjähriger Sohn, spielte draußen im Garten mit Buzz, seinem Spaniel-Welpen. Susan befand sich im Schlafzimmer und stieg aus den alten Jeans, um etwas Attraktiveres anzuziehen, bevor sie John vom Flughafen abholen ging. Sie bemühte sich stets, sich für ihn schön zu machen, und er bestätigte ihr jedes Mal, dass sie immer gut aussähe, egal was sie trüge. Mit anderen Worten, sie waren auch nach acht Jahren Ehe noch so ineinander verliebt wie am ersten Tag. Die Trennungszeiten, die ihnen ihre beruflichen Tätigkeiten aufzwangen, ertrugen sie widerstrebend, aber mit der Gewissheit, dass solche Zwänge ihre gemeinsame Zeit nur umso wertvoller machten.

An diesem Nachmittag sollte John von einer Reise nach Russland

zurückkehren. Wie Susan war auch er Arzt, obwohl er nie in die Forschung gegangen war und nur ein paar Jahre regulär praktiziert hatte. Während des praktischen Jahres hatte man ihm versichert, dass er das Zeug zu einem ausgezeichneten Chirurgen besäße, ein Beruf, der sowohl Talent als auch das nötige Spezialwissen erfordere, und John schien beides zu haben. Er hatte ein besonderes Interesse an Bauchspeicheldrüsen-Erkrankungen gezeigt, und sein Professor hatte ihn ermutigt. Ruhm und Reichtum seien von Spezialisten auf einem relativ kleinen und schwierigen Gebiet wie diesem mühelos zu erreichen.

Doch nach Ruhm und Reichtum hatte John Flemyngh bei seinen Zukunftsplänen nie gestrebt. Schon vor dem College hatte er gewusst, dass sein eigener Vorteil nicht sein oberstes Ziel war. Er war kein Radikaler, nicht einmal besonders politisch aktiv. Er kritisierte niemanden, der sein Leben dem Erfolg und der Jagd nach dem Geld widmete, noch war er besonders religiös – zumindest nicht in dem Sinn, dass er einem bestimmten Glauben anhing, irgendwelchen Dogmen folgte oder besondere philosophische Ansichten vertrat. Er war nur der festen Überzeugung, dass der Unterschied zwischen richtig und falsch für gewöhnlich gut erkennbar war, und hielt das Versäumnis, sich an dieser Unterscheidung zu orientieren, für unnatürlich und schädlich sowohl für sich selbst wie für andere.

Als Susan ihm zum ersten Mal begegnete, hatten sich einige von Johns Freunden auf dem College über ihn lustig gemacht und ihn hinter seinem Rücken einen Musterknaben genannt. Aber diese Freundschaften waren nicht zu Bruch gegangen, und im Laufe der Jahre hatte sich der milde Spott, den man John entgegenbrachte, in Respekt und schließlich in Bewunderung verwandelt. Niemand war überrascht gewesen, als er das Praktizieren aufgegeben und sein Wissen in den Dienst einer internationalen Hilfsorganisation

gestellt hatte, bereit, für einen Hungerlohn in einigen der gefährlichsten Krisengebieten der Welt zu arbeiten. Er hatte Naturkatastrophen erlebt, Hungersnöte und Epidemien jeder nur erdenklichen Art. Nun, nach zehn Jahren, war er die Nummer zwei in der Organisation, obwohl ihn das nicht davon abhielt, weiterhin hinauszuziehen und sich vor Ort als ein Chef zu erweisen, der selbst Hand anlegte, wo immer es ihm möglich war. Er war ein bemerkenswerter Mann, und vom ersten Tag an hatte Susan gewusst, dass er derjenige war, mit dem sie den Rest ihres Lebens verbringen wollte.

Die Reise nach Russland hatte sich vor zehn Tagen unerwartet ergeben. Eine mysteriöse Grippe – beziehungsweise eine Krankheit, die in ihren Symptomen der Grippe ähnelte – war in einer kleinen Stadt mit dem Namen Ostjachon ausgebrochen, im nördlichen Teil Zentralsibiriens, etwa einhundertfünfzig Kilometer südlich von Norilsk. Sie befiel nur sehr junge und sehr alte Menschen und forderte fünfundzwanzig Todesopfer innerhalb von ein paar Tagen. Die Gefahr, dass die Krankheit sich ausbreiten und zu einer Epidemie werden könnte, durfte man nicht ignorieren. John hatte ohne zu zögern auf den Hilferuf aus Russland reagiert und war mit einem Team von vier Assistenten aufgebrochen.

Susan wusste, dass John mit dem Verlaut der Reise zufrieden war. Sie hatten fast jeden Tag telefoniert, und obwohl ihn vieles von dem, was er vorfand, bedrückt hatte, konnte er ihr letztendlich doch erleichtert berichten, dass sie die Ursache der Epidemie entdeckt hatten. Es waren Bakterien, die im Dauerfrost eingefroren, nach einem ungewöhnlich warmen Sommer jedoch freigesetzt worden und mutiert waren, nachdem sie mit Abfall aus einer Fischkonservenfabrik am Ufer des Chantajskoje-Sees in Kontakt gekommen waren.

Das letzte Mal hatten Susan und John am vergangenen späten Nachmittag miteinander gesprochen. Er hatte völlig erschöpft und ein wenig gedankenverloren geklungen und angedeutet, dass er etwas Interessantes erfahren habe, das er nach seiner Rückkehr unbedingt mit ihr besprechen müsse, mehr könne er ihr am Telefon nicht sagen. Sie hatte Christopher für ein paar Minuten den Hörer übergeben. Er liebte es, mit seinem Vater über große Entfernungen hinweg zu sprechen, während er auf dem Globus herauszufinden versuchte, wo genau John sich befand und wo ungefähr der Satellit, der sie miteinander verband.

Susan würde Christopher nicht mitnehmen, wenn sie John abholen fuhr; ein überfüllter Flughafen mit all seinen Warteschlangen und der allgemeinen Hektik war nicht der richtige Platz für einen Sechsjährigen. Er wäre müde und quengelig, lange bevor sein Vater auch nur einen Fuß auf den Boden setzte. Das Wiedersehen zu Hause würde dafür umso schöner. Außerdem feierte der kleine Ben eine Geburtstagsparty, und Susan hatte vor, Christopher auf ihrem Weg zum Flughafen dort abzusetzen.

Sie wollte gerade nach unten gehen, um Christopher ins Haus zu rufen, als das Telefon klingelte. Kurz war sie versucht, den Anrufbeantworter anspringen zu lassen, doch ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass sie noch genügend Zeit hatte. Es war Frank Henty, einer der Männer, die für John arbeiteten.

»Susan«, sagte er, »ich fürchtete schon, du wärst weg. Gut, dass ich dich noch erwischt habe.«

Sein Tonfall ließ sie sofort aufhorchen.

»Ich wollte gerade aufbrechen«, antwortete sie. »Was gibt's? Ist etwas mit John?«

Frank zögerte. »Ich glaube, es ist besser, du wartest, bis ich bei dir bin.«

Ein eiskalter Schauder durchlief Susan. »Raus mit der Sprache! Sofort!«, sagte sie. »Erzähl mir, was passiert ist!«

Er blieb ausweichend. »Schau, ich hielte es für besser, wenn du nicht alleine wärst. Ist jemand bei dir?«

»Um Gottes willen, Frank, sag mir einfach, was du zu sagen hast!« Sie wollte sicher und bestimmt klingen, aber ihre Stimme zitterte. Sie schien plötzlich nicht mehr genug Luft zu bekommen, und sie bemerkte, dass sie auf der äußersten Kante des Betts saß, obwohl sie sich nicht erinnern konnte, sich gesetzt zu haben.

»Es hat einen Unfall gegeben«, sagte Frank. Er klang, als wäre sein Mund völlig ausgetrocknet und als hätte er Schwierigkeiten, die einzelnen Worte hervorzubringen. »Nicht auf dem Flug von Norilsk aus – so weit sind sie gar nicht gekommen. Der Verbindungsflug. Es war eine kleine Maschine, einmotorig. John und die anderen vier aus seinem Team waren an Bord. Und der Pilot. Es sieht so aus, als sei die Maschine irgendwo zwischen Ostjachon und Norilsk verschollen. Man sucht inzwischen nach ihr. Wir haben erst vor einer Stunde von dem Unglück erfahren. Die Leute aus unserer Auslandsabteilung haben mich zu Hause angerufen.«

Er hielt inne. Eine tiefe Stille senkte sich über Susan. Genauer gesagt: Sie konnte nur Christopher und den kläffenden Hund draußen im Garten hören, die Autos und Menschen auf der Straße. Sie konnte ihr eigenes Herz schlagen hören. Doch abgesehen davon herrschte eine Stille, wie sie sie nie zuvor vernommen hatte: das Schweigen einer unendlichen Leere, eines Universums, das bar all dessen war, was der Liebe und der Sorge um andere Menschen einen Sinn gab, vielleicht sogar bar jeglichen Gefühls. Nichts war von Bedeutung, wenn so etwas geschehen konnte. Nichts spielte dann noch eine Rolle, also auch ihre Gefühle nicht. Konnten sie dann überhaupt real sein?

»Susan?«

»Ja, ich bin hier.«

»Ich bin im Büro. Ich kann in zehn Minuten bei dir sein.«

»Nein, ich... es ist alles in Ordnung. Ich... wann wird man mehr wissen?«

Es war eine dumme Frage, auf die er keine Antwort haben konnte, das wusste sie. Doch sie hatte wenigstens etwas gesagt. Es war wichtig, dass sie etwas sagte.

»Das ist schwer abzuschätzen«, erwiderte er. »Deshalb bin ich hier im Büro. Auf diese Weise können wir am besten in Verbindung bleiben.«

»Ja, das ist am besten so. Ich... ich werde hier warten... Rufst du mich an, sobald du etwas Neues erfährst?«

»Selbstverständlich.«

Susan hatte die Symptome eines Schocks in ihrem ersten Studienjahr gelernt: Das Blut zieht sich aus dem äußeren Gewebe zurück und hinterlässt ein kaltes, feuchtes Gefühl auf der Haut; gleichzeitig sinkt der Blutdruck abrupt ab, und ein schwacher, aber rasender Pulsschlag setzt ein. Man hatte ihr auch gesagt, dass ein emotionaler Schock ebenso starke Symptome hervorzurufen vermag wie der Verlust eines Körperteils. Nun erfuhr sie am eigenen Leib, wie heftig ein rein psychischer Schlag den Körper treffen konnte. Sie wusste auch, dass sie die Panik und den Lähmungszustand, welche darauf folgten, gar nicht erst aufkommen lassen durfte. Sie musste schließlich an Christopher denken.

Als dieser Susan aus dem Haus kommen sah, rief er nach Buzz, um ihn in den Wintergarten zu bringen. Dem Hund machte es nichts aus, dort für eine Weile alleine mit seinem Spielzeug eingesperrt zu sein. Doch Susan sagte Christopher, er solle Buzz lassen, wo er war. Der kleine Hund könne die wenigen Minuten,

die sie brauchte, um Christopher zu Ben zu bringen, im Garten bleiben. Sie würde gleich zurück nach Hause und nicht zum Flughafen fahren.

»Kommt Daddy denn nicht nach Hause?«, fragte Christopher enttäuscht.

Sie ging in die Hocke, um mit ihm auf Augenhöhe zu sein, »Daddy kommt heute nicht nach Hause«, erklärte sie. »Es ist etwas passiert, und deshalb wurde er aufgehalten.«

»Wann kommt er denn?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber ich möchte, dass du trotzdem wie geplant zu Ben gehst. Ich werde sofort zurückfahren und hier einige Dinge richten – für Daddy. Komm jetzt, lass uns aufbrechen!«

Die zehnminütige Fahrt mit Christopher an ihrer Seite gehörte zu den härtesten Dingen ihres Lebens. Der Junge spürte, dass etwas nicht stimmte, auch wenn er nicht genau wusste, was, so viel war Susan klar. Gott sei Dank lenkte ihn der Gedanke an die bevorstehende Geburtstagsparty ab. Sie küsste ihn zum Abschied und versprach, dass sie ihn entweder gegen sieben abholen oder aber telefonisch mit Bens Mutter etwas anderes vereinbaren würde. Auf dem Nachhauseweg begannen ihre Hände zu zittern. Susan schlug sie gegen das Lenkrad, um sie wieder zu beruhigen. Nein, sie würde die Kontrolle nicht verlieren! So sehr es sie auch drängte, sich dem Schmerz hinzugeben, sie würde es nicht zulassen. Das wäre zu eigensüchtig!

Sobald sie wieder zu Hause war, hörte sie den Anrufbeantworter ab. Nichts. Das bedeutete, Frank hatte keine Neuigkeiten. Sie überlegte, ob sie ihn anrufen oder ins Büro fahren sollte, doch beides wäre gleichermaßen sinnlos gewesen.

Nichtsdestotrotz verspürte sie das dringende Bedürfnis, mit jemandem zu reden. Doch wen konnte sie mit in diesen

schrecklichen Höllenschlund der Ungewissheit ziehen? Es war unfair, jemandem so etwas zuzumuten. Es würde zu nichts führen, außer dass sich noch jemand so elend fühlte wie sie.

Es fiel ihr nur ihr Vater ein.

Amery Hyde war nie ein überschwänglicher Mensch gewesen. Selbst wenn er sprach, wog er jede Äußerung vorsichtig ab. Sein Naturell war seiner glänzenden Karriere im diplomatischen Dienst ausgesprochen förderlich gewesen. Seit er sich im Ruhestand befand, verbrachte er seine Zeit in den verschiedensten Kommissionen und Beratergremien und war hin und wieder auch als Gastprofessor tätig. Er war ein gutmütiger Mensch, und als kleines Mädchen hatte Susan – sein einziges Kind – ihn beinahe abgöttisch geliebt. Seit ihre Mutter vor zehn Jahren an einem Schlaganfall gestorben war, waren sie sich noch näher gekommen, auch wenn der Kontakt in letzter Zeit schwächer geworden war.

Sie ließ das Telefon in seiner Wohnung in Washington, DC lange klingeln und wollte schon auflegen, als er endlich abhob. Wie immer war er froh, ihre Stimme zu hören, spürte jedoch sofort, dass etwas nicht in Ordnung war. Er hörte ihr schweigend zu und sagte dann, dass er mit der nächsten Maschine kommen würde.

Susan hörte, wie sie ihm versicherte, dass das wirklich nicht nötig sei. Sie sagte automatisch Dinge, die sie glaubte, sagen zu müssen: dass sie niemandem, auch ihm nicht, irgendwelche Umstände machen oder den Terminkalender durcheinander bringen wollte. Er ging mit keinem Wort auf ihre Einwände ein und wiederholte nur, dass er so schnell wie möglich bei ihr sein würde. Sie solle zu Hause und in Verbindung mit Frank im Büro bleiben. Er würde sich vom Flughafen aus ein Taxi nehmen. Sie dankte ihm mit kaum hörbarer Stimme.

Eine halbe Stunde später rief Frank an, um ihr mitzuteilen, dass das Wrack des Flugzeuges gefunden worden war. Die Trümmer

waren in einem weiten Umkreis verstreut. Niemand wusste, was den Absturz verursacht hatte.

Es gab keine Überlebenden.

## 4

Der Mann umkreiste Charlie vorsichtig, in der Hand ein Messer, dessen breite Klinge bei jeder Bewegung beinahe blendend aufblitzte. Charlie selbst war unbewaffnet und sein Gegner ohne jeden Zweifel für den Nahkampf ausgebildet. Er erkannte es an der Art, wie er sich bewegte, an der unglaublichen Geschwindigkeit, mit der er die rasiermesserscharfe Klinge führte, sodass man nie wusste, wo sie sich in der nächsten Sekunde befinden würde. Die beste Strategie bestand darin, so wusste Charlie, den Gegner dazu zu zwingen, den ersten Schritt zu tun. Oder mit diesem Tanz fortzufahren, bis sich eine Lücke in der Deckung auftat, die groß genug war, dass Charlie sie nutzen konnte. Dass es so weit kommen würde, stand außer Zweifel; es war nur eine Frage der Geduld. Charlie drehte sich langsam um die eigene Achse und folgte den Bewegungen des anderen.

Als der Ausfall dann kam, geschah es aus einem vollkommen unerwarteten Winkel. Sehr schlau. Doch Charlie war trotzdem bereit. Wie immer verschaffte ihm seine Geschwindigkeit genau den Vorteil, den er brauchte. Er sprang zur Seite, war lange genug außerhalb der Reichweite der Klinge, um den Mann, der sie führte, zu packen. Ihn zu entwaffnen war leicht, und Charlie wandte nicht mehr Gewalt an, als unbedingt nötig war. Das tat er bei solchen Gelegenheiten nie. Es war Teil seines Trainings.

Der Ausbilder blies in seine Pfeife. Charlie trat ins Glied zurück,

und der Nächste war an der Reihe. Dieser und der Mann mit dem Messer vollzogen dieselbe Trainingseinheit, während der Rest zuschaute.

Sie wussten alle, dass das kein Spiel war. Den Mann, der vor Charlie an der Reihe gewesen war, hatte man mit tiefen Schnittwunden an den Händen hinausgebracht, wo er versorgt werden konnte. Kurz zuvor hatte ein anderer nach einem Schlag an die Schläfe das Bewusstsein verloren. Sie hatten es mit einem ausgezeichneten und bestens ausgebildeten Killer zu tun. Auch sie selbst waren ausgebildete Killer, doch diesen Mann galt es erst noch zu schlagen. Charlie war bisher der Einzige, dem es gelungen war.

Aber Charlie war ohnehin während der ganzen Ausbildung immer der Beste gewesen. Er erinnerte sich, dass einmal jemand gesagt hatte, er sei »seltsam anders«. Charlie wusste, was das bedeutete: Sie hielten ihn für einen Psychopathen. Er machte sich nichts daraus. Er fing deswegen keinen Streit an. Im Gegenteil, vielleicht entsprach es sogar der Wahrheit, und das Beste war, es zu seinem Vorteil zu nutzen. Immer positiv denken!

Ein Schmerzensschrei – der letzte »Freiwillige« fiel unbeholfen auf die Matte und brauchte Hilfe, um wieder hochzukommen. Es war ein Deutscher, und nun trat ein Engländer an seine Stelle. An den verschiedenen Antiterror-Kursen nahmen regelmäßig auch Ausländer teil, meist Engländer, Franzosen und Deutsche, manchmal auch andere. Sie nannten es das Austauschtraining. Sowohl die SAS, die GSG-9, die GIGN als auch die GIS konnten von der Delta Force, der amerikanischen Antiterror-Einheit, und der Devgroup, ehemals die Navy-SEALS, etwas lernen, aber auch viele eigene Erfahrungen einbringen. Die Antiterror-Einheiten aus der ganzen Welt arbeiteten so eng zusammen, wie die Geheimdienste es sich in den Tagen des Kalten Krieges nie zu

träumen gewagt hätten.

Charlie selbst war weder Mitglied der Delta Force noch der Devgroup, obwohl er mit beiden trainiert und gedient hatte. Die Einheit, der er jetzt angehörte, hatte keinen Namen, keine erkennbare Hierarchie und keinen namentlich bekannten Anführer. Alles, was er von ihr wusste, waren die Befehle, die er erhielt. Kein anderes Mitglied war ihm bekannt, außer dem Mann, den er »Control« nannte. Und Control kam zu Charlie, niemals umgekehrt. Wie immer auch der Name der Truppe lautete und wo immer sich ihr Hauptquartier befand (falls überhaupt eins existierte), Charlie wusste es nicht.

Der Ausbilder blies zweimal in seine Pfeife, um das Ende der Stunde zu signalisieren. Die Männer aus den verschiedenen Einheiten und Ländern hatten getrennte Umkleideräume. Mitglieder einer Gruppe kamen zusammen an und gingen auch wieder zusammen. Freundschaften wurden im Keim erstickt.

Charlie zog seinen Trainingsanzug an und brach auf. Den anderen Männern nickte er nur kurz grüßend zu. Draußen ging er zu seinem Porsche, den er im Schatten eines Überhangs geparkt hatte, wo er vor der brütenden Sonne Kaliforniens geschützt stand. Am Tor zeigte er seinen Ausweis vor, die Wache salutierte, und er verließ das hoch gesicherte Gelände Richtung Norden. Eine Stunde später war er wieder in Los Angeles.

Er parkte seinen Wagen auf dem reservierten Platz neben dem Apartmenthaus und nahm den Lift zu seiner Wohnung. Als er sie betrat, wurde er vom goldenen Glanz der über dem Ozean untergehenden Sonne begrüßt. Charlie blickte auf die Uhr. Carol würde in einer Stunde kommen. Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er daran dachte. Er ging zur Bar in einer Ecke des Zimmers hinüber, nahm sich eine Dose Bier aus dem

Kühlschrank und öffnete den Verschluss.

Carol. Carol mit oder ohne »e«? Und wie zum Teufel war noch mal ihr Nachname? Wagradsky? Waginsky? Nein. Wazinsky? Verflucht, das konnte zu peinlichen Situationen führen, wenn man den Namen eines Mädchens einfach so vergaß! Obwohl es ihr vermutlich nicht einmal etwas ausmachen würde. Carol war angenehm im Umgang, eine Frau, die mit beiden Beinen fest auf dem Boden stand. Und sie war direkt. Sie hatten sich vor zehn Tagen in einer Bar kennen gelernt, und nach ein paar Drinks hatte sie selbst vorgeschlagen, irgendwohin zu gehen, um zu vögeln. Sie hatte einen traumhaften Körper. Alleine beim Gedanken daran verspürte Charlie bereits ein Ziehen in der Lendengegend. Wenn er nicht schnell an etwas anderes dachte, würde er sich Abhilfe verschaffen müssen, bevor Carol eintraf, und das wollte er nun wirklich nicht.

Nicht dass es irgendwie seine Leistungskraft beeinträchtigen würde. Sie würden trotz allem übereinander herfallen, sobald sie das Apartment betrat, wie es bisher immer der Fall gewesen war. Danach würden sie sich wieder anziehen und etwas essen gehen, vielleicht zu dem kleinen italienischen Lokal unten, und später wieder in die Wohnung zurückkehren.

Charlie beschloss, sein Bier draußen auf der Terrasse zu trinken und zuzusehen, wie die Sonne hinter dem Horizont verschwand. Er setzte sich, legte die Füße auf die Balustrade und beobachtete, wie das Meer langsam zu schmelzen und sich in einen riesigen Bottich flüssigen Goldes zu verwandeln schien. Charlie war für Farben empfänglich und machte in seinen Gemälden großzügig Gebrauch davon. Dennoch konnte er sich seltsamerweise an keine einzige Farbe aus seiner Kindheit erinnern. Es war, als existierten seine frühesten Erinnerungen nur in schwarz-weiß. Erst als man ihn mit etwa sechzehn auf die »Farm« geschickt hatte, waren

Farben in sein Leben getreten. Wie bei einem Film, den er einmal im Fernsehen gesehen hatte. Der erste Teil war in schwarz-weiß, und dann explodierte plötzlich alles in Farben. Ganz so fühlte sich Charlie.

Alles Positive, das ihm je widerfahren war, hatte seinen Ausgangspunkt auf der Farm genommen. Dort hatte man ihm beigebracht, das Beste aus seinem Leben zu machen – was sich am Ende als mehr herausgestellt hatte, als er je zu träumen gewagt hätte. Und jetzt saß er hier, in seiner eigenen Wohnung, mit allem, was er brauchte, und genug Geld, um so viel Spaß zu haben, wie er vertragen konnte. Nicht schlecht für einen Burschen von... wie alt war er jetzt? Dreißig? Einunddreißig? Zweiunddreißig? Er hatte sein genaues Geburtsdatum nie gekannt. Nicht dass es einen Unterschied machte. Seine Geburt lag – wie seine Kindheit – in der Vergangenheit, und dort blieb sie auch besser. Je mehr er von der Vergangenheit vergessen konnte, so sagte er sich, umso besser.

Die Sonne war gesunken. Plötzlich war es dunkel geworden. Charlie warf einen Blick auf die Uhr, erhob sich und ging hinein, um noch zu duschen, bevor Carol eintraf.

Am nächsten Morgen klingelte früh das Telefon. Charlie streckte eine mit Schaum bedeckte Hand aus der Badewanne und hob den Hörer ab. Er erkannte die Stimme sofort. Es war Control.

»Hi, Charlie. Zeit für ein Schwätzchen?«

»Klar.«

»Wie wär's gegen drei?«

Es war ein Code, der nichts mit einer Zeitangabe zu tun hatte. Die Zahl drei bezog sich auf einen vorher festgelegten toten Briefkasten – in diesem Fall auf ein Schließfach in der Greyhound-Station.

Charlie hielt sich an die Geschwindigkeitsbeschränkungen auf

der Autobahn. Die Bullen taten nichts lieber, als einen gut aussehenden jungen Burschen in einem teuren Wagen wie seinem Porsche anzuhalten, und auf den Ärger konnte er gut verzichten, Natürlich würde er in einem Notfall oder wenn es sein Auftrag erforderte, keine Rücksicht nehmen. Er würde die Polizei falls nötig schon abhängen können, auch dazu war er ausgebildet worden. Bisher jedoch war dieser Fall nicht eingetreten.

Etwas mehr als eine halbe Stunde nachdem Charlie aus dem Bad gestiegen war, öffnete er das Schließfach in der Greyhound-Station und entnahm ihm den weißen Standardbrief, den er wie erwartet dort vorfand. Manchmal enthielt er Instruktionen, die sehr detailliert sein konnten oder nur aus ein paar Worten bestanden. Manchmal, wie in diesem Fall, enthielt er nur ein Flugticket: nach Boston, Logan Airport, Hin- und Rückflug. Damit stand fest, was er an diesem Abend tun würde.

Nur wenige Augenblicke bevor das Flugzeug abhob, ließ sich jemand auf den freien Sitz in der ersten Klasse neben Charlie nieder. Charlie drehte sich um und erblickte das vertraute aristokratische Profil von Control – stahlgraues Haar, tadelloser Anzug, neugierige, blasse blaue Augen und ein schmales, ironisches Lächeln.

»Wie geht's Ihnen, Charlie?«

»Ging mir nie besser, Sir.«

Sie unterhielten sich für eine Weile über belangloses Zeug. Dann, bei Mineralwasser und Salat, skizzierte Control ihm den nächsten Auftrag.

Sie überbrachten Christopher die schlechte Nachricht gemeinsam. Susan wusste nicht, ob ihr Vater in seinem Leben oft schlechte Nachrichten hatte überbringen müssen, nahm es aber an. Wie auch immer, ohne ihn hätte sie es nie geschafft. Irgendwie gelang es ihnen, dem Kind die Wahrheit beizubringen – dass Daddy nicht mehr zurückkommen würde. Nie wieder.

Während all der folgenden schrecklichen Tage musste Susan ihren Vater nie um etwas bitten. Er ahnte all ihre Wünsche und fast alle Wünsche Christophers voraus. Und er kümmerte sich um die formellen Angelegenheiten – um Anwälte, Versicherungen und vor allem um die Vorbereitungen für die Beerdigung. Johns Leichnam wurde mit denen der anderen Opfer nach Hause geflogen und zu einem lokalen Bestattungsunternehmen gebracht. Dort befreite man ihn aus dem versiegelten Plastiksack, in dem er transportiert worden war, und bereitete ihn für die Aufbahrung vor, sodass seine Verwandten und Freunde ihn noch einmal sehen konnten. Susan ging zusammen mit ihrem Vater hin, und sie musste sich schwer auf seinen Arm stützen. Man hatte ihr bereits mitgeteilt, dass Johns Gesicht unversehrt geblieben war. Er hatte eine tiefe Wunde hinten am Schädel davongetragen sowie schwere Verletzungen am ganzen Körper, doch so, wie er in seinem Sarg lag, hätte er auch schlafen können. Zögernd nur, als gehorche ihre Hand einem Willen, der nicht ihr eigener war, streckte sie den Arm aus und berührte sein Gesicht. Obwohl man sie gewarnt hatte, versetzte ihr die Kälte einen tiefen Schock. Erst sehr viel später, als Christopher bereits schlafend im Bett lag, brach sie in den Armen ihres Vaters zusammen.

Zehn Tage vergingen, bis Susan darauf bestand, dass ihr Vater wieder nach Hause zurückkehren und sein gewohntes Leben

aufnehmen sollte. Sie würde schon zurechtkommen; es ging gar nicht anders. Christopher besuchte wieder die Schule und lernte – ohne seinen Vater eine Sekunde zu vergessen – sich in einer Welt zurechtzufinden, in welcher der Tod für ihn viel früher Einzug gehalten hatte, als das normalerweise geschieht.

Susan brachte ihren Vater zum Flughafen. Beim Abschied an der Barriere sagte sie ihm, dass sie bis jetzt nie gewusst hätte, wie sehr sie ihn liebte.

Amery Hyde blinzelte eine Träne fort, und über sein vornehmes Gesicht huschte ein Lächeln – als wollte er sich irgendwie dafür entschuldigen, sie zu einer solchen Äußerung gebracht zu haben. Gleichzeitig war er so bewegt, dass er selbst keine Worte fand. Er küsste sie auf die Stirn, bevor er sich umdrehte und den Gang zum Flugzeug hinunterging. Er blieb nur einmal stehen, um ihr zuzuwinken, dann war er verschwunden.

Das vollbesetzte Auditorium verfiel in tiefes Schweigen, als Susan zum Podium hinaufstieg, jeder wusste von der Tragödie, die sich kürzlich in ihrem Leben abgespielt hatte. Viele hatten Beileidskarten gesendet und waren zur Beerdigung gekommen. Nun erklang bei ihrem Eintritt hier und da Applaus, und einige erhoben sich, unsicher, was in einer solchen Situation angebracht war.

Susan hob beide Hände und gebot Ruhe. Sie dankte für das ihr entgegengebrachte Mitgefühl und die Herzlichkeit vieler der ihr zugesandten Karten und fügte hinzu, dass sie, sofern niemand etwas dagegen hätte, gerne ohne weitere Umschweife mit der Vorlesung fortfahren würde. Dann bat sie darum, das Licht zu dämpfen.

»Als Erstes«, begann sie, »werden wir uns die Aufzeichnung von Brian Kay ansehen, wie er seine Frau begrüßte, als er vor fast

zwanzig Jahren eingeliefert wurde.«

Der große Bildschirm hinter ihr flackerte auf. Er zeigte einen anonymen, weiß gestrichenen Raum, in dem der jung aussehende Brian Kay saß und abwesend ins Leere starrte. Eine Tür öffnete sich, und Dorothy wurde von einer Krankenschwester eingelassen. Dorothy war jung und hübsch, ihr dunkles Haar kurz geschnitten, was ihr Gesicht noch attraktiver machte. In dem Augenblick, in dem Brian sie sah, kam Leben in ihn. Er sprang auf und breitete die Arme weit aus, um sie zu umarmen, als wären sie monatlang getrennt gewesen.

»Liebling«, sagte er, und seine Stimme zitterte vor überschäumenden Gefühlen, »ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Ich wusste nicht, wo du bist. Ich habe geglaubt, dir wäre etwas geschehen. Ich dachte, du wärst tot.«

Dorothy beruhigte ihn und versicherte ihm, dass alles in Ordnung sei. Sie sagte, dass er sich wohl nicht daran erinnere, aber er hätte sie erst gestern gesehen.

»Gestern?«, hakte er ungläubig nach. »Wann gestern? Wo habe ich dich gestern gesehen?«

»Hier. Gestern früh, zur selben Zeit.«

»Wo sind wir denn? Was mache ich hier? Was geht hier vor sich?«

Geduldig erklärte sie ihm, dass er krank gewesen sei, dass er sich nun langsam erhole und bald wieder nach Hause zurückkehren würde.

»Krank? Ich war nicht krank. Was soll denn mit mir nicht in Ordnung sein?«

»Du hattest eine Virusinfektion. Sie hat dein Gedächtnis beeinträchtigt.«

»Mit meinem Gedächtnis ist alles in Ordnung.«

Susan drückte auf die Fernbedienung in ihrer Hand und hielt die

## Aufzeichnung an.

»Natürlich wissen wir, dass Brian sich nie so weit erholt hat, dass er nach Hause hätte zurückkehren können. Genau genommen hat sich sein Zustand von jenem Tage an bis heute kaum verändert. Ich glaube, die Einzelheiten der Viruserkrankung sind Ihnen alle vertraut, ebenso wie die Art des physischen Schadens, den sie verursacht hat. Sie beeinträchtigte jenen Teil von Brians Gehirn, der Sinneswahrnehmungen im Lang- und Kurzzeitgedächtnis speichert. Folglich ist er in einem ewigen Hier und Jetzt gefangen, ohne Möglichkeit, die Wahrnehmungen des Augenblicks in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen, in eine Art Geschichte umzusetzen, die er dann wie andere Menschen auch in seinem Gedächtnis speichern könnte. Das Einzige, woran er sich erinnert, ist das, was er gelernt hat, bevor die Krankheit ihn befiel. Seine gesamte Vergangenheit blieb in seinem Gedächtnis erhalten – seine Kindheit, die College-Zeit, seine Heirat, gefolgt von seiner beruflichen Karriere als Englischlehrer an der High School. Doch mit dem Ausbruch der Krankheit hat sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Vergangenheit und dem gegenwärtigen Augenblick aufgetan – und jedem Augenblick, der folgt. Gleichzeitig blieben seine intellektuellen Fähigkeiten unbeeinträchtigt, was das Verständnis von Sachverhalten betrifft. Er begreift zum Beispiel die Natur seines Zustandes problemlos, wenn man sie ihm erklärt. Das Problem besteht darin, dass er die Erklärung gleich wieder vergisst. Er kann nichts mehr lernen, da er nicht dazu in der Lage ist, Wahrnehmungen im Gedächtnis zu speichern.«

Sie hielt einen Moment inne. Trotz all ihrer Erfahrung in Lehrveranstaltungen und bei Vorlesungen fiel es ihr nicht leicht, vor Publikum zu sprechen. Es kam ihr stets so vor, als wäre sie dann ihrer Persönlichkeit beraubt, als sei sie vor all diesen

erwartungsvollen Gesichtern nicht länger sie selbst, sondern bloß noch ein Ventil für all die Informationen, die sie weiterzugeben hatte. Immerhin, so versuchte sie sich zu beruhigen, führte das zu einem gewissen Verlust an Befangenheit, der ihr half, ihre angeborene Scheu zu überwinden. Susan trank einen Schluck aus dem Glas, das vor ihr auf dem Tisch stand, und fuhr dann fort:

»Als ich vor etwa sieben Jahren zum ersten Mal zu diesem Fall hinzugezogen wurde, hatte Brians Zustand sich seit Beginn seiner Krankheit nicht verändert. Ich zeige Ihnen jetzt eine Aufzeichnung von einer Begegnung Brians mit seiner Frau aus dieser Zeit, also etwa dreizehn Jahre, nachdem der Virus ihn befallen hat.«

Das Bild auf dem Schirm zeigte Brian erneut in einem leeren, anonymen Zimmer, jedoch nicht in demselben wie bei der vorangegangenen Aufzeichnung. Eine andere Krankenschwester öffnete die Tür, und Dorothy betrat den Raum. Sie hatte sich verändert – nicht allzu sehr, doch jemand, der glaubte, sie zuletzt erst am Tag zuvor gesehen zu haben, konnte bei ihrem Anblick erschrecken. Und genauso erginge es Brian, erklärte Susan ihren Zuhörern. In seiner Erinnerung war Dorothy dreizehn Jahre jünger. Nun erblickte er eine Frau, deren Haar bereits grau wurde, mit Falten um Augen und Mund. Brian erstarrte und trat erschrocken einen Schritt zurück.

»Mein Gott, Liebling! Was ist passiert? Bist du krank?«

Das Auditorium sah schweigend zu, wie Dorothy ihm erneut seinen Zustand erklärte, mit denselben Worten, die sie schon Tausende Male benutzt hat. Brian nickte, hörte sich alles an und beschwerte sich dann voller Ärger und Verzweiflung, warum ihm nicht geholfen werde und warum man ihm das alles nicht schon früher erklärt habe.

Susan betätigte den Schalter, um die Aufzeichnung zu stoppen. »Und nun möchte ich Ihnen zeigen, wie Brian seine Frau heute

begrüßt, wenn sie ihn besucht.«

Die Aufzeichnung zeigte Brian und Dorothy, wie sie heute aussahen. Sein Verhalten, als sie den Raum betrat, war genau das gleiche wie vor zwanzig Jahren: Freude, Verwirrung und schließlich Wut. Er stellte Fragen über sich und die Lage, in der er sich befand, zeigte aber keinerlei Schrecken mehr angesichts des »plötzlichen« Wandels, der mit Dorothy vor sich gegangen war.

»Das Verfahren, das wir entwickelt haben«, erklärte Susan, als die Lichter im Auditorium wieder angingen, »stellt keinen chirurgischen Eingriff dar, erlaubt uns aber, Bilder unter Umgehung des Auges unmittelbar in sein Gehirn einzuspeisen, wie man zum Beispiel auch bei bestimmten Hörhilfen das Ohr selbst umgeht. Das Verfahren erlaubt uns auch, den Teil seines Gehirns zu umgehen, der unter normalen Umständen Sinneswahrnehmungen in Erinnerungen umwandelt. Leider sind wir noch weit von einer vollständigen Heilung entfernt, aber es ist ein Anfang. Beim nächsten Mal werden wir uns mit einigen der Wege beschäftigen, die vielleicht zu einer Heilung führen. Danke.«

Die Hörerschaft löste sich auf. Die meisten verließen leise den Saal, nur eine Hand voll Freunde sammelte sich um Susan.

Ein Mann blieb, unbemerkt von den anderen, alleine neben der Tür stehen. Er war klein, schmalgesichtig und machte einen nervösen Eindruck. Sein schütteres graues Haar war hinten zu einem Zopf gebunden. Er trug Jeans und eine alte Kordjacke und sah aus, als hätte er sich mehrere Tage lang nicht rasiert. Als Susan den Saal verließ und, noch immer umgeben von zwei, drei Freunden, den Gang hinunterschritt, folgte er ihr. Erst als sie das Gebäude durch den Haupteingang verlassen hatte und den Hof überquerte, schloss er zu ihr auf.

»Entschuldigen Sie bitte, Dr. Flemyng«, begann er, »es tut mir

leid, dass ich Sie so ohne Vorwarnung überfalle, aber ich muss Sie dringend unter vier Augen sprechen – so bald wie möglich.«

Susan blieb stehen und drehte sich zu ihm um. Er sprach mit ganz leichtem englischen Akzent, wie jemand, der bereits einen großen Teil seines Lebens in den Staaten verbracht hatte.

»Worum geht's?«, fragte sie. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Dan Samples. Ich bin Journalist. Ich möchte mit Ihnen über Ihren Ehemann sprechen.«

Ein unangenehmes Frösteln durchlief sie. Der Mann gefiel ihr nicht besonders, und sie war sich keineswegs sicher, ob sie mit ihm sprechen wollte, und dann noch über John.

»Was ist mit meinem Mann?«, fragte sie und gab sich keine Mühe, das Misstrauen in ihrer Stimme zu verbergen.

Samples sah sich verstohlen um, als fürchte er, beobachtet zu werden. »Würde es Ihnen was ausmachen, wenn wir hier weggingen? Irgendwohin, wo wir ungestört sind?«

Susan blieb, wo sie war. »Wenn Sie mir irgendetwas über meinen Mann mitzuteilen haben, würde ich es vorziehen, wenn Sie es hier täten.«

Er fühlte sich offensichtlich unwohl, widersprach ihr aber nicht.

»Ich weiß, wer ihn getötet hat«, sagte er.

»Sie sind verrückt!«, entfuhr es ihr, sobald sie den ersten Schock überwunden hatte. »Niemand hat meinen Mann getötet. Er ist bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen.«

Der Mann schüttelte beinahe unmerklich den Kopf. »Ich war am Abend zuvor mit ihm zusammen. Er ahnte, dass etwas geschehen würde. Er wusste nicht, was, aber glauben Sie mir, Dr. Flemyng, er war sehr beunruhigt.«

Susan fuhr sich mit der Hand über die Augen. Sie fühlte sich mit einem Mal beängstigend unsicher auf den Beinen. Ihre erste Reaktion war, nach Halt zu suchen, doch außer dem seltsamen

Fremden war niemand in der Nähe. Heftige Wut kochte in ihr auf.

»Mr. ... Samples, sagten Sie, ist Ihr Name...?«

»Dan. Dan Samples.«

»Mr. Samples, ich hoffe, Sie erlauben sich keinen schlechten Scherz mit mir.«

Sie wusste, wie idiotisch das klang, doch die Worte kamen ihr über die Lippen, ohne dass sie darüber nachdachte.

»Ich sollte zusammen mit ihm in diesem Flugzeug sitzen«, erklärte er leise und sah ihr dabei ununterbrochen in die Augen, »aber ich blieb zurück, um noch einige Recherchen für eines der Magazine zu machen, für das ich arbeite. Wir hatten vor, uns ein paar Tage später in Boston wieder zu treffen. Er wollte mich Ihnen vorstellen.«

»Er hat Ihren Namen nie erwähnt. Woher soll ich wissen, dass Sie ihn überhaupt gekannt haben?«

Samples griff in seine Jackentasche, zog ein Polaroidfoto daraus hervor und reichte es ihr. Susan nahm es entgegen und sah John und Dan Samples, wie sie mit ein paar Drinks vor sich in einem Raum saßen, der wie die Lobby eines nicht eben luxuriösen Hotels aussah. John redete, während Samples aufmerksam zuhörte.

»Okay«, sagte sie, »dieses Bild beweist, dass Sie meinen Mann getroffen haben. Mehr aber auch nicht.«

Sie wollte ihm das Foto zurückgeben, doch er wehrte ab.

»Behalten Sie es, es ist möglicherweise das letzte Bild, das von ihm gemacht wurde.«

Sie zögerte, dann steckte sie das Polaroid in ihre Manteltasche. »Erzählen Sie mir einfach, was Sie wissen, Mr. Samples – oder was Sie zu wissen glauben.«

Samples blickte sich erneut nervös um. »Dr. Flemyng«, fing er an, »ich setze mein Leben aufs Spiel, nur indem ich mit Ihnen rede. Können wir nicht irgendwohin gehen, wo uns niemand

beobachten kann? Wo wir alleine sind?«

Mit diesem Mann alleine irgendwohin zu gehen war das Letzte, was Susan zu tun beabsichtigte. Andererseits wusste sie, dass sie sich anhören musste, was immer er zu sagen hatte.

»Es gibt da ein Cafe um die Ecke«, sagte sie schließlich. »Dort wird uns niemand beachten, und wir können in Ruhe reden.«

## 6

Der Mann, der die Rückseite des großen, heruntergekommenen Hotels überwachte, sah den Lieferwagen einer Wäscherei vorfahren. Er beobachtete, wie der Fahrer ausstieg und zum Heck des Wagens ging. Er verstärkte den Griff um das Handy in seiner Tasche. Der Mann war bereit, Alarm zu geben, sobald etwas Verdächtiges geschah: In einem Lieferwagen dieser Größe konnte sich ein ganzes Überfallkommando verstecken. Doch der Mann entspannte sich, als nichts weiter zum Vorschein kam als mehrere Ständer gebügelter Kleider in Plastikfolie und Stapel von Wäschekörben.

Mit geübten Bewegungen, die nach jahrelanger Routine aussahen, beugte sich der Lieferant unter einen der Ständer mit Mänteln und Kleidern und hievte diese auf die Schulter. Zusätzlich packte er, bevor er wieder auf die Straße sprang, einen großen, rechteckigen Karton, der so gut wie nichts zu wiegen schien, und trug das Ganze durch eine Tür, auf der groß »Lieferanteneingang« stand.

Der Mann auf der anderen Straßenseite sah auf die Uhr. Auf den ersten Blick schien an dem ganzen Vorgang absolut nichts Verdächtiges, doch sollte der Fahrer nicht innerhalb von fünf

Minuten wieder auftauchen, würde der Mann anfangen, sich Sorgen zu machen.

Im Gebäude wurde das Kleiderbündel auf Charlies Schulter lebendig, sobald er es nach vorne gleiten ließ. Der Mann, der sich zwischen den Kleidern verborgen hatte, landete leichtfüßig auf dem Boden. Er hatte in etwa Charlies Größe und war von ähnlicher Statur: Ihn zu tragen, als würde er beinahe nichts wiegen, hatte Charlie erhebliche Muskelkontrolle abverlangt.

Dasselbe galt für den Karton, der mit einem lauten Krachen auf dem Boden landete, als Charlie ihn losließ. Er übergab die Mütze, die er trug, an den Mann, der geduldig wartete, dann zog er seine Jacke aus und reichte auch diese weiter. Der Mann zog beides über und schritt schließlich durch die Tür, durch die Charlie ihn eben erst hereingetragen hatte.

Auf der anderen Straßenseite entspannte sich der Beobachter, als er den Lieferwagen davonfahren sah. Die Gegend war nun wieder ruhig. Es gab nichts Ungewöhnliches zu sehen. Eigentlich gab es überhaupt nichts zu sehen.

In der Zwischenzeit arbeitete Charlie hart. In dem Karton waren Seile, Haken und eine spezielle Kletterausrüstung, außerdem eine Heckler-und-Koch-10-mm-Maschinenpistole, ein .45er Glock-Revolver und ein Gurt mit Blitz- und Blendgranaten. Er zog das ganze Arsenal hinter sich in den Fahrstuhl und drückte den Knopf zum obersten Stock. Als er dort ankam, war er bereit, in Aktion zu treten.

Er wusste, wo sich die letzte kurze Treppe befand, die ihn zum Dach bringen würde. Man hatte keine Zeit gehabt, ihn mit den nötigen Schlüsseln auszurüsten, also stemmte er sich einfach gegen das verschlossene und verstärkte Oberlicht, bis dieses nachgab, und kletterte schließlich auf das flache Dach hinaus.

Gegenüber dem Hoteleingang war ebenfalls eine Wache postiert.

Das Erste, was dieser Mann sah, war eine Gestalt, die sich vom Dach in die Tiefe stürzte, offensichtlich ein Selbstmörder. Es dauerte eine Weile, bevor er erkannte, dass die Gestalt an einem Seil hing, das sich hinter ihr abrollte und schließlich spannte. Bis der Wachposten sein Handy hervorgezogen und begonnen hatte, die richtigen Tasten zu drücken, war der tollkühne Akrobat bereits gegen die Wand geprallt. Obwohl er seine Flugbahn so ausbalanzierte, dass er den Aufprall mit den Füßen abfangen konnte, hätte ihm die Wucht alle Knochen im Leib brechen müssen. Doch er stieß sich erneut ab und fiel weitere sechs Stockwerke tief, beinahe schneller, als das Auge ihm folgen konnte. Wieder stieß er sich von der Wand ab, diesmal um zur Seite zu schwingen, und nun hielt er eine Waffe in der Hand.

Der Mann auf der anderen Straßenseite hatte keine Zeit, auch nur ein Wort in sein Telefon zu sprechen, da erfüllte auch schon das Klinnen von zerberstendem Glas und Maschinenpistolenfeuer die Luft. Nur Sekunden später senkte sich eine unwirkliche Stille auf die Szenerie herab. Der Wachposten wusste, dass seine Kameraden tot waren, ihre Mission gescheitert. Sein einziger Trost bestand in der Tatsache, dass er selbst und die anderen sechs Mitglieder des Teams, das Rückendeckung gegeben hatte, überlebt hatten und den Kampf eines Tages wieder aufnehmen konnten.

Erst als Sirenengeheul und das Dröhnen von Helikoptern die Stille durchbrachen, erkannte er seinen Irrtum. Er hörte seine Kameraden schreien. Einer hetzte um eine Häuserecke zwei Blocks entfernt. Ein Schuss fiel und fällte den Mann.

Der Wachposten drehte sich um und rannte in Richtung der Treppe, die, wie er wusste, in eine Seitengasse führte, seine beste Chance zu entkommen. Doch er hatte noch nicht einmal die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als hinter ihm schwere Stiefel auf das Pflaster knallten. Aus den Augenwinkeln sah er die Umrisse des

SWAT-Teams, und dann zerbarst die Welt um ihn herum, als eine Kugel durch seinen Schädel jagte.

Charlie hörte schwach die Schüsse in der Entfernung. Er war mit den Gedanken ganz woanders, während er, wie man es ihm beigebracht hatte, über den drei blutigen Leichen Wache stand. Über den Leichen und dem Apparat von der Größe einer Hutschachtel, den die Männer in dem Moment für die Zündung vorbereitet hatten, als er sie erschossen hatte.

Der Apparat war eine Atombombe. Eine grobe, handgefertigte Teufelsmaschine, doch mit der doppelten Zerstörungskraft der Hiroshima-Bombe. Charlie glaubte nicht, dass die Männer Zeit gehabt hatten, sie scharf zu machen, und nichts deutete darauf hin, dass sie gleich hochgehen würde.

Doch dessen konnte er sich erst sicher sein, wenn die Experten eingetroffen waren – was jeden Augenblick der Fall sein würde, wie er wusste. In der Zwischenzeit blieb ihm nichts anderes übrig, als die Nerven zu behalten und seine Arbeit zu tun.

Susan und der Mann, der sich Dan Samples nannte, saßen einander an einem der schmalen, mit einer Kunststoffdecke versehenen Tische in der Cafeteria gegenüber. Er hatte ihren Vorschlag, hierher zu kommen, ohne Zögern akzeptiert, froh, den offenen Hof, in dem sie gestanden hatten, so schnell wie möglich zu verlassen. Keiner von beiden hatte ein Wort gesprochen, bis sie sich zwei Cappuccini gekauft und sie zu diesem Tisch in der entlegensten Ecke des Cafes gebracht hatten.

Beim Setzen fragte Susan: »Ich nehme an, Sie wollen mir nicht

sagen, für welche Zeitung Sie arbeiten?«

»Ich arbeite nicht nur für eine Zeitung, Dr. Flemyn. Ich bin freiberuflich tätig. Ich schreibe für eine Reihe von Fachmagazinen, die in erster Linie im Abonnement verkauft werden. Aber zu Ihrer Information: Ich habe eine eigene Homepage. Geben Sie einfach meinen Namen in eine beliebige Suchmaschine ein, und Sie werden sehen, mit welchen Themen ich mich beschäftige.«

Susan lehnte sich in ihren Stuhl zurück, um die Distanz zwischen ihnen zu vergrößern, und sah ihn aus schmalen Augen voller Skepsis an. Mit einem Mal hatte sie eine unbestimmte und nicht sehr schmeichelhafte Vorstellung, mit welcher Art von Journalist sie es zu tun hatte. Dan Samples war ein Spezialist, kein Zweifel, ein Spezialist in Sachen Verschwörungstheorien jeder Art, von denen mindestens die Hälfte UFO-Sichtungen und Nachrichten von anderen Welten beinhaltete.

Er schien diese Gedanken in ihrem Gesicht zu lesen, und zum ersten Mal verzog sich sein Mund zu einem leichten Lächeln. »Ich weiß nicht, ob Sie oft im Internet surfen. Es ist voller verrückter Theorien, viel verrückter, als Sie sich vorstellen können. Aber egal wie ausgefallen sie sind, in den meisten Fällen steckt doch ein Körnchen Wahrheit. Manchmal sogar ein recht großes.«

»Und Sie haben eine Theorie über den Tod meines Mannes, Mr. Samples?«

Das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden, und er sah sie mit einem solch aufrichtigen Blick an, dass es Susan überraschte. Das war nicht der starre Blick eines Besessenen, sondern der eines Mannes, der ernst genommen werden wollte.

»Ich befasse mich nun schon seit zwei Jahren mit einer Reihe ähnlich gestrickter Geschichten. Nach und nach haben sie mich zur selben Quelle geführt. Diese Quelle, Dr. Flemyn, scheinen Sie zu sein.«

Susan war erneut überrascht. »Ich? Wie das? Von welchen Geschichten reden Sie überhaupt?«

Er schien kurz zu überlegen, wie er fortfahren sollte, und entschied sich dazu, eine direkte Antwort auf ihre Frage zu vermeiden.

»Dr. Flemyn, Ihre Forschungen werden von einer Gesellschaft unterstützt, die sich die Pilgrim-Foundation nennt, nicht wahr?«

»Ja, was hat das mit...?«

Er schnitt ihr das Wort ab:

»Die Pilgrim-Foundation hat Ihren Mann getötet.«

Sie fühlte, wie ihr Herzschlag eine Sekunde aussetzte. Gleichzeitig verspürte sie den unwiderstehlichen Drang, den Mann ihr gegenüber zu schlagen, etwas nach ihm zu werfen, um der Wut und der Verwirrung, die in ihr brodelten, durch Gewalt ein Ventil zu verschaffen.

»Das ist absurd! Was reden Sie da, zum Teufel? Warum um Himmels willen sollten sie meinen Mann töten?«

»Was Sie mit Brian Kay gemacht haben, Dr. Flemyn, und mit anderen ähnlichen Patienten, ist Folgendes: Sie haben Zugang zu einem Teil des Gehirns gefunden, der auf normalem Weg nicht mehr erreichbar war. Das Verfahren hat zu einer wesentlichen Verbesserung in der Behandlung bestimmter Erkrankungen geführt und entschieden zu neuem Wissen über die Hirnfunktionen beigetragen. Sie haben Erinnerungen geschaffen, in diesem Fall visuelle, und zwar auf künstlichem Wege.«

»Und?«, fragte sie knapp. »Was hat das alles mit Ihrer absurden Geschichte zu tun?«

»Wenn ich es richtig verstanden habe, gehört alles, was Sie mit Hilfe der Gelder der Pilgrim-Foundation entwickeln, zum Teil der Stiftung – richtig? Und die Patente werden von deren Anwälten angemeldet?«

»Genau.«

»Und das haben Sie schon immer gewusst?«

»Das ist so üblich, wenn ein Unternehmen Forschungsgelder zur Verfügung stellt.«

»Ich brauche Ihnen sicher nichts über die Bedeutung Ihrer Forschungen hinsichtlich Gedankenkontrolle, Gehirnwäsche und Ähnlichem zu erzählen.«

Sie starrte ihn an, und langsam wurde ihre Wut durch schiere Ungläubigkeit verdrängt.

»Darum geht es also? Gedankenkontrolle?«

»Richtig, Dr. Flemyng.«

Sie starrte ihn weiter unverwandt an. In ihr regte sich das seltsame Verlangen, laut aufzulachen.

»Warum überrascht mich das jetzt nicht?«, fragte sie.

Ihre Antwort schien ihn nicht aus der Ruhe zu bringen. Im Gegenteil, er schien sie erwartet zu haben.

»Bitte, hören Sie mich nur zu Ende an. Dann können Sie immer noch entscheiden, ob Sie mir glauben wollen oder nicht.«

»Ich glaube, Ihre Fantasie geht ein wenig mit Ihnen durch, Mr. Samples. Meine Forschungsarbeit ist von dem Science-Fiction-Blödsinn, von dem Sie da reden, meilenweit entfernt.«

»Sind Sie sich da sicher?«

Seine Stimme war so ruhig wie sein Blick. Er schien fest entschlossen, ihre Skepsis zu überwinden.

»Vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion gab es in Russland einige bemerkenswert fortgeschrittene Arbeiten auf diesem Gebiet«, fuhr er fort. »Als der Eiserne Vorhang fiel, war es eigentlich nicht überraschend, dass die alten Feinde beschlossen, sich zu verbünden. Was sich als sehr vorteilhaft für den Westen herausstellte. Es zeigte sich nämlich, dass der alte Feind uns um einiges voraus war – hauptsächlich, weil sie es dort schon immer

leichter hatten, fehlgeschlagene Experimente zu vertuschen. Es gibt noch immer Dinge, mit denen man im Osten leichter davonkommt als im Westen. Wie Ihr Mann letzte Woche herausfand. Aus diesem Grund hat man beschlossen, ihn zu beseitigen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass man ihn wegen dem tötete, was Sie ihm erzählten?«

»Ja.«

»Um Gottes willen, was *haben* Sie ihm denn erzählt?«

»Ich habe ihm von der Geschichte erzählt, an der ich arbeite und wegen der ich vor Ort war.«

»Was sich zufällig mit dem Ausbruch der Grippewelle überschnitt, zu der zufällig mein Mann konsultiert wurde.«

»So ist es.«

»Ich habe mich schon immer schwer getan, an Zufälle zu glauben, Mr. Samples.«

Er zuckte mit den Schultern; was sollte er dem entgegnen?

Sie drehte sich auf ihrem Stuhl von ihm weg, als wolle sie signalisieren, dass der Scherz nun zu weit gegangen wäre, als wäre es inzwischen sogar keine persönliche Beleidigung mehr, sondern etwas, für das sie keinen Namen mehr hatte und das sie nicht mehr einordnen konnte. Sie spürte eine starke Unruhe in sich und das Bedürfnis, so schnell wie möglich aus seiner Gegenwart zu entfliehen.

»Mr. Samples, was Sie da sagen, ist paranoid.«

Sie war schon aufgestanden, bereit zu gehen. Er blieb sitzen und sah zu ihr hoch.

»Ihr Mann bat mir geglaubt.«

Sie warf ihm einen eisigen Blick zu. »Sie haben ein Foto, aber keine Aufzeichnung des Gesprächs? Kein Tonband? Oder auch nur Notizen?«

Er schüttelte den Kopf. »Die Sache ist die, Dr. Flemyng, dass weder Ihr Mann noch ich etwas beweisen können – ohne Ihre Hilfe. Nur Sie können die Wahrheit herausfinden. Er sagte, dass er mit Ihnen reden würde, sobald er zurück sei, und er war sich sicher, dass Sie ihn unterstützen würden.«

Susan rief sich ihr letztes Telefongespräch mit John in Erinnerung. Er hatte gesagt, dass er ihr wichtige Dinge mitzuteilen hätte, aber das konnte alles und nichts bedeuten. Und dennoch, sie erinnerte sich deutlich, dass er irgendwie seltsam geklungen hatte. Müde, ja. Aber war da auch noch etwas anderes gewesen?

Eine Tür wurde zugeschlagen. Samples zuckte zusammen, und seine Augen huschten ängstlich in die Richtung, aus der das Geräusch erklungen war. Als er sah, dass nur ein paar Studenten hereingekommen waren, wandte er sich wieder Susan zu.

Langsam setzte sie sich wieder.

»Sie haben keine Tonbandaufzeichnung dieses Gesprächs, keine Notizen. Sie müssen aber doch zumindest irgendeinen Beweis haben, wenn ich Ihnen glauben soll.«

»Ich habe ausführliches Material gesammelt. Einem Außenstehenden würde es ehrlich gesagt nicht viel verraten – sonst hätte ich mich damit sicher schon an die Öffentlichkeit gewandt. Aber Ihnen, Dr. Flemyng, wird es die Augen öffnen, und Sie werden schockiert sein, wozu Ihre Arbeit missbraucht wurde.«

»Warum kürzen wir die Sache dann nicht einfach ab? Zeigen Sie mir doch dieses Material.«

»Ich bin nicht so verrückt, es mit mir herumzutragen. Aber wenn Sie mit mir kommen...«

»Ich gehe mit Ihnen nirgendwohin, Mr. Samples. Ich kenne Sie nicht, und Sie flößen mir nicht gerade Vertrauen ein.«

Er zuckte erneut mit den Schultern, als bedauere er ihre Einstellung, könne sie aber verstehen, und stand nun seinerseits

auf.

»Ich werde Ihnen das Material zukommen lassen, Dr. Flemyn. Verlassen Sie sich darauf. Wenn Sie Zeit hatten, es sich anzusehen, werde ich mich wieder mit Ihnen in Verbindung setzen.«

»Und was ist, wenn ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen möchte – aus welchem Grund auch immer?«

Samples schüttelte den Kopf. »Je weniger Leute wissen, wo ich zu finden bin, umso besser. Ich weiß, dass Sie immer noch vermuten, ich sei verwirrt oder paranoid. Oder dass ich irgendetwas Schlimmes im Schilde führe. Aber Sie werden Ihre Meinung ändern. Ich melde mich.«

Und bevor sie richtig begriffen hatte, war er durch die Tür verschwunden, und sie konnte ihm nur noch hinterherstarren. Das war nicht schlecht, dachte sie bei sich: Es war ihm gelungen, sie sitzen zu lassen, bevor sie ihn hatte sitzen lassen können. Ein kluger Schachzug.

Einen Augenblick lang überlegte sie, ob sie ihm hinterherlaufen sollte, ihr Gefühl sagte ihr jedoch, dass es ein Fehler gewesen wäre. Sollte er tatsächlich so verrückt sein, wie sie befürchtete, dann würde sie ihn nie wieder loswerden, wenn sie ihm zu einem solchen Sieg verhalf. Weitere Sekunden verstrichen, und damit war es sowieso zu spät; sie würde ihn nicht mehr einholen.

»Ist alles in Ordnung, Dr. Flemyn?«

Die Stimme mit dem starken tschechischen Akzent erklang so dicht an ihrem Ohr, dass sie erschrocken zusammenzuckte. Es war George, der Betreiber der Cafeteria. Sie blickte ihn verständnislos an.

»Ja«, sagte sie schließlich, »alles in Ordnung.«

Dann folgte sie seinem Blick und verstand, warum er nachfragte. Als Samples gegangen war, war sie aufgesprungen, ohne es zu merken. Dabei musste sie an den Tisch gestoßen sein, aber sie

hatte nicht einmal gehört, wie die Kaffeetassen zu Boden gefallen und zersprungen waren.

8

Charlie starrte an die Decke. Bald würde die Sonne aufgehen. Debbie schließt friedlich an seiner Seite. Gegen halb drei waren sie eingeschlafen, aber er war kurz nach vier wieder aufgewacht, und zwar so abrupt, als hätte jemand einen Schuss im Zimmer abgefeuert.

Er betrachtete Debbie: Sie hatte kastanienbraun gefärbtes Haar, das in langen, dicken Strähnen über das Kissen fiel und ihr Gesicht rahmte, ein Gesicht, das zart und sinnlich zugleich war. Er überlegte, ob er sie wecken sollte, entschied sich aber dagegen. Stattdessen schlüpfte er aus dem Bett, zog sich einen Bademantel über und ging hinüber ins Wohnzimmer.

Sein Mund war trocken, also trank er ein Glas Mineralwasser, dann ließ er sich in seinem tiefen, eckigen, aber bequemen Sessel nieder. Er lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Ein wirres Chaos von Gedanken und Bildern durchströmte ihn. Wieso strömen?, fragte er sich träge. Es war mehr ein reißender, über seine Ufer tretender Fluss, der Dämme und Brücken mit sich riss. Man musste sich anstrengen, um eine Ordnung herzustellen. Man setzt sich selbst wieder aus dem Treibgut zusammen, das man wie das Spielzeug eines Kindes, wie Bauklötze zusammenmontiert.

Doch wer gab das Muster vor? Wer sagte einem, was man bauen sollte?

Ein seltsamer Gedanke. Wo war er hergekommen?

Charlie öffnete die Augen. Es wurde schon langsam hell. Er

stand auf und ging zur langen Glaswand hinüber, die sein Apartment von der Terrasse trennte. Ein dünner grauer Nebel, der im ersten Licht des Tages kaum sichtbar war, driftete von der See herüber.

Charlie starrte in diesen Nebel und hatte das Gefühl, in den eigenen Schädel zu blicken. Gedanken und Erinnerungen stiegen darin auf, halb geformt nur, aus dem wirbelnden Nebel der Zeit auftauchend, und verschwanden wieder, bevor er sie fassen und benennen konnte. Doch er wusste, dass er nur zu warten brauchte, und eine Erinnerung würde klar hervortreten. Ja, er wusste, welche es sein würde. Es war die Erinnerung, die stets zu ihm zurückkam, wenn er sich morgens in diesem Zustand befand.

Kathy Ryan war das erste Mädchen, das er je geliebt hatte, und das erste Mädchen, das ihn geliebt hatte. Sie hatte ihn gelehrt, was Liebe bedeutet, als er sie am Nötigsten brauchte. Wenn er jetzt zurückblickte, wusste er, dass es wahre Liebe gewesen war, nicht nur die Schwärmerei eines Heranwachsenden. Es musste in der sechsten oder der siebten Schule gewesen sein, auf die man ihn geschickt hatte. (Wie viele Schulen waren es wohl insgesamt gewesen? Zu viele und doch nicht genug. Er hatte während der ganzen Zeit nicht eine verdammt Sache gelernt. Seine Schulzeit war nicht mehr gewesen als eine endlose Aneinanderreihung von Kämpfen, Strafen, Schuleschwänzen und noch mehr Kämpfen.) Sie waren damals noch Kinder, er und Kathy. Sie hatten keine sexuelle Beziehung gehabt, obwohl es sicher dazu gekommen wäre, wenn man sie nicht wieder eingefangen hätte, damals, als sie zusammen davongelaufen waren. Eines Morgens waren sie einfach abgehauen. Sie hatten sich nicht abgesprochen, ein Blick genügte, und sie hatten gewusst, was sie wollten. Sie machten sich davon und nahmen nicht mehr mit als die Kleider, die sie am Leib trugen, und etwas Kleingeld.

Der Tag war ihm heute noch als einer der schönsten seines Lebens in Erinnerung. In gewissem Sinne war es der allererste Tag seines Lebens gewesen. Er war ausgebrochen und hatte Frieden gefunden, zusammen mit einem Menschen, der ihm etwas bedeutete und dem er etwas bedeutete. Ein Mädchen, Kathy, von der er, nachdem sie Hand in Hand durch die Stadt gewandert waren und den Rangierbahnhof am anderen Ende erreicht hatten, wusste, dass er mit ihr zusammen bleiben wollte, dass er sie beschützen und lieben wollte für den Rest seines Lebens. Sie verriet ihm, dass sie dasselbe fühlte. Alles, was sie suchten, war ein abgeschiedener Ort, an dem sie allein sein konnten.

Man fasste sie bei dem Versuch, auf einen Güterwaggon zu springen. Charlie kämpfte wie ein Tiger gegen zwei Polizisten, die größer waren als er, doch am Ende legten sie ihm die Handschellen an. Statt die Nacht seiner Träume mit Kathy zu verbringen, verbrachte er sie alleine in einer Arrestzelle. Am nächsten Tag brachte man ihn in einem jener gepanzerten Wagen zum Waisenhaus zurück, mit dem man sonst Verurteilte ins Gefängnis beförderte. Anschließend sperrte man ihn alleine in ein Zimmer mit den drei Schlägertypen, die für die »Sicherheit« zuständig waren. Sie versprachen ihm eine Lektion, die er so schnell nicht vergessen würde. Allerdings lief es nicht ganz so, wie sie sich das vorgestellt hatten. Er verletzte einen von ihnen ziemlich schwer, bevor die beiden anderen ihn mit Baseballschlägern brutal zusammenschlugen. Danach warfen sie ihn in das so genannte »Loch«. Er erinnerte sich nicht, wie viele Male er schon dort gewesen war, jedoch nie so schwer verwundet. Ihm war klar, dass er für vierundzwanzig Stunden nichts zu essen und zu trinken bekommen würde, vielleicht sogar für länger. Wenn es nach ihnen ging, konnte er da drinnen verrecken. Und in der Tat glaubte er, dass ihm das bevorstand. Als das taube Gefühl

in seinen Gliedern nachließ, wurde der Schmerz noch stärker. Irgendwann musste er ohnmächtig geworden sein. Als er wieder zu sich kam, setzte der Schmerz erneut ein. Er versuchte an Kathy zu denken. Das half ein wenig. Doch die Schmerzen waren noch immer schrecklich.

Als sie ihn schließlich aus dem »Loch« gezogen hatten und er von einem Arzt untersucht worden war, erklärte man ihm, dass er verlegt werden würde – und zwar gleich, noch am selben Morgen. Er wurde in einen anderen Gefängniswagen gesteckt. Die Fahrt über Land dauerte lange. Schließlich fuhren sie durch ein Tor auf ein Gelände, das aussah wie ein privater Park oder eine große Ranch. Charlie entdeckte Gruppen von jungen Männern, die arbeiteten, Sport trieben oder einen Hindernis-Parcours durchliefen. Es sah aus wie ein Trainingslager. Das war sein erster Eindruck von der »Farm« und der erste Tag seines neuen Lebens.

Er bedauerte damals nur, dass er nicht wusste, wie er mit Kathy Kontakt aufnehmen sollte. Er wusste von ihr nur, dass sie, wenn sie nicht in der Schule war, im Waisenhaus für Mädchen ein paar Kilometer entfernt lebte. Er kannte weder Adresse noch Namen des Hauses. Und selbst wenn er sie gekannt hätte, er hatte nicht gewusst, ob er in der Lage gewesen wäre, ihr zu schreiben – oder falls doch, *was* er ihr hätte schreiben sollen. Und außerdem konnten sie Kathy ebenso wie ihn irgendwohin verlegt haben. Vielleicht ging es ihr dort sogar gut. Sein Leben besserte sich auf jeden Fall, daran bestand kein Zweifel; doch er wünschte sich, Kathy wäre ein Teil davon. Vielleicht, so sagte er sich, wird sie das ja eines Tages noch werden. Das war sein großer Traum.

In der Zwischenzeit blieben ihm seine Erinnerungen. Doch er hatte lernen müssen, dass das Gedächtnis einem manchmal seltsame Streiche spielte. So konnte er sich zum Beispiel an keinerlei Farben vor seiner Zeit auf der »Farm« erinnern. Oder an

Kathys Gesicht. Obwohl er sich an sie lebhafter als an alles andere in seinem Leben erinnerte, gelang es ihm nicht, sich ihr Gesicht vorzustellen. Vielleicht hatte er zu oft und zu intensiv an sie gedacht, sodass das Bild, das er von ihr hatte, verblichen war. Oder, so versuchte er sich manchmal einzureden, wir glauben nur, uns deutlich an Menschen zu erinnern, während wir tatsächlich nur einen allgemeinen Eindruck von ihnen zurückbehalten, genug, um sie wiederzuerkennen, wenn wir ihnen erneut begegnen, aber zu wenig, um wie auf einem Fernsehschirm ein Bild von ihnen vor unserem inneren Auge entstehen zu lassen.

Und dennoch konnte Charlie sich an andere Menschen erinnern. Er erinnerte sich an Debbie im Zimmer nebenan, sah sie deutlich vor sich, so, wie er sie vor ein paar Minuten verlassen hatte. Wenn er die Augen schloss, konnte er sich fast jeden seiner Bekannten vorstellen, ob Mann oder Frau. Warum also gelang ihm das nicht mit Kathys Gesicht?

Offensichtlich fand eine Art Selbstzensur statt. Sein Leben vor der Zeit auf der »Farm« war ein einziges Grauen, das er zu vergessen suchte. Es war, als hätte er diesen Lebensabschnitt komplett aus seinem Gedächtnis gestrichen, und nur einzelne Fragmente und Schattenbilder waren übrig geblieben, die kein kohärentes Ganzes mehr bildeten. Kathy war das einzige Gute, das ihm in jenem Leben begegnet war, und es betrübte ihn, dass er sie offensichtlich mit all dem anderen aus seinem Gedächtnis verbannt hatte. Er fragte sich, ob er sie wiedererkennen würde, wenn er ihr begegnete. Und dann fragte er sich wie schon so oft zuvor, was wohl aus ihr geworden war.

»Charlie? Wo bist du...?«

Debbie rief aus dem Schlafzimmer nach ihm, ihre Stimme klang noch schlaftrunken. Normalerweise hätte er das erregend gefunden, doch heute blieben seine Gedanken beharrlich

woanders.

Aber wo genau? Wenn nicht hier, wo waren seine Gedanken dann?

»Charlie, komm ins Bett zurück, Schatz... Ich will noch ein bisschen mehr von dem, was du mir heute Nacht gegeben hast...«

Das klang verheißungsvoll. Und war das nicht das, was er wollte?

Und doch... und doch... woran versuchte er sich so angestrengt zu erinnern? Und warum spielte es eine Rolle? Immerhin geschah es nur in Augenblicken wie diesen, wenn nichts anderes ihn beschäftigte, dass er über die Vergangenheit nachdachte und versuchte, sie zu begreifen. Meist hatte er Besseres zu tun.

»Charlie...?«

Wie jetzt zum Beispiel.

»Ja, Liebling. Ich komme.«

Er drehte dem Fenster den Rücken zu und ging langsam zurück ins Schlafzimmer. Unterwegs streifte er den Bademantel ab – zusammen mit den Bruchstücken seiner Erinnerung, bereit, sich in Handfesteres zu vertiefen als in die Vergangenheit.

Amery Hyde war ein großer Mann, und seine schlanke Gestalt ließ noch immer den durchtrainierten Athleten erkennen, der er einst gewesen war. Er wirkte sehr viel jünger als vierundsechzig, und Susan wusste, dass er auf Frauen noch immer eine gewisse Anziehungskraft ausübte. Sie wusste auch, dass er seit dem Tod ihrer Mutter mehrere Affären gehabt hatte, und eigentlich wunderte es sie, dass er nicht wieder geheiratet hatte. Doch sie

hatte nie Fragen gestellt und er von sich aus hatte keine Einzelheiten preisgegeben – bis zu den zurückliegenden Wochen nach Johns Tod, in denen er ihr beigestanden hatte.

Sie lernte keine grundsätzlich neuen Seiten an ihm kennen. Es war einfach nur interessant zu sehen, wie er sich ihr gegenüber öffnete. So hätte es auch in der Vergangenheit sein können, dachte Susan, wenn wir nur mehr Zeit miteinander verbracht hätten. Es war eigentlich traurig, dass sie es erst jetzt taten, anlässlich Johns Tod.

Merkwürdig, dass ausgerechnet die tragischen Umstände die Annäherung von Vater und Tochter verstärkt hatten. Susan fragte sich allerdings, ob die Dinge je wieder Sinn machen würden.

Sie war mit Christopher für ein langes Wochenende nach Washington gefahren. Christopher lag schon im Bett, unter der Aufsicht von Mrs. Collier, der Haushälterin ihres Vaters. Susan und ihr Vater nahmen noch einen Drink zu sich, bevor sie zu einer Dinner-Party ganz in der Nähe aufbrechen wollten. Es war erst das zweite Mal seit Johns Tod, dass Susan Christopher alleine ließ. Er war beim ersten Mal nicht unruhig geworden und hatte auch keine Einwände erhoben, als sie ihn fragte, ob es ihm etwas ausmachte, wenn sie mal wieder ausginge. Es ist ein gutes Zeichen, dachte sie, dass er mit dem Tod seines Vaters so unverkrampft umgeht. Besser so, als dass er sich ängstlich an sie geklammert hätte.

Ihr Vater schenkte ihr ein Glas Chablis ein und goss dann eine exakt abgemessene Menge Wasser in seinen Whisky. Er nahm einen Schluck und genoss ihn so ausgiebig, als könne er dabei eine Antwort auf die Frage finden, die seine Tochter ihm gerade gestellt hatte.

»Ich glaube nicht, dass du etwas wegen diesem Samples unternehmen solltest«, sagte er schließlich, »es sei denn, er setzt

sich wieder mit dir in Verbindung.«

»Und dann? Soll ich ihn dann verhaften lassen? Und verhören?«

»Ich fürchte, dafür hättest du keine ausreichenden Gründe. Immerhin hat er dich in keiner Weise bedroht.«

»Aber wenn an dem, was er gesagt hat, irgendetwas dran ist...«

»Langsam. Immer eins nach dem anderen.«

Sie sahen sich an. Genau das hatte er ihr auch gesagt, als er versucht hatte, ihr über den ersten Schock des schmerzlichen Verlustes hinwegzuhelfen. Immer eins nach dem anderen.

»Ja«, erwiderte sie, »du hast Recht. Ich werde warten, bis er sich wieder mit mir in Verbindung setzt.«

Sie verfielen in Schweigen. Amery blickte in das flackernde Feuer im Kamin.

»Hältst du es für möglich, dass die Ergebnisse deiner Arbeit in der Art und Weise missbraucht werden könnten, wie der Mann es andeutete?«, fragte er schließlich, ohne sie anzusehen.

»Ich habe darüber nachgedacht. Natürlich ist es möglich – in der Theorie. Aber das gilt für jeden Fortschritt in Medizin und Wissenschaft. Man muss das Risiko gegen die Verbesserungen und Vorteile abwägen, die man mit der Forschung erreichen kann. Letztendlich ist es die Aufgabe eines Wissenschaftlers, die Beschaffenheit der Welt zu erforschen, nicht aber moralische Wertungen abzugeben. Und ein Arzt sollte den Kranken jede nur erdenkliche Hilfe angedeihen lassen und ihnen keine Behandlung vorenthalten, nur weil er für einen möglichen späteren Missbrauch seiner Methoden verantwortlich gemacht werden könnte.«

»Niemand spricht hier von Schuld und Verantwortung. Menschen tun immer das, wozu sie fähig sind – das gilt in allen Bereichen, im Guten wie leider auch im Bösen.«

Sie saßen erneut eine Weile schweigend beisammen.

»Man müsste einige Probleme lösen, bevor man das, was ich tue,

so anwenden könnte, wie Samples es behauptet hat.«

»Aber diese Probleme könnte man lösen?«

»Ja, im Prinzip schon. Ich kann mir einige Methoden vorstellen, Experimente, die man durchführen könnte.« Sie sah ihren Vater an. »Aber das sind keine Experimente, die eine zivilisierte Gesellschaft dulden würde.«

Amery Hyde runzelte die Stirn. Er zog ein blaues Taschentuch mit weißen Punkten hervor und wischte sich damit leise schniefend die Nase. Dann blickte er auf seine Uhr.

»Es wird Zeit, aufzubrechen«, sagte er.

Sie würden mit dem ehemaligen Außenminister zu Abend essen sowie mit dem Vorsitzenden des Außenpolitischen Ausschusses des Repräsentantenhauses, einem Mitglied der Stabschefs und einer Reihe von Redakteuren. Es war eine hochkarätige Gruppe, selbst für Washington, und die Gespräche würden mit Sicherheit interessant und unterhaltsam sein. Susan hatte sich auf diesen Abend gefreut, und sie wusste, dass es ihrem Vater ebenso ging. Nun jedoch kam es ihr vor, als hätte sie ihm und sich den Abend bereits verdorben.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte das Thema nicht jetzt anschneiden sollen. Aber ich wollte nicht darüber reden, solange Christopher noch in der Nähe war. Und am Telefon wollte ich es nicht...«

Er hob die Hand, um ihr Einhalt zu gebieten. »Es war richtig, mit mir darüber zu sprechen. Es tut mir nur leid, dass ich dir keine größere Hilfe sein kann. Ich werde einige Nachforschungen anstellen – diskret, versteht sich. Aber als ich die Organisation damals überprüft habe, gab es keinerlei Hinweise auf irgendwelche Unregelmäßigkeiten.«

Auf ihre Bitte hin hatte Susans Vater Erkundigungen über die Pilgrim-Foundation eingezogen, als diese zum ersten Mal mit ihr

in Kontakt getreten war. Eines Tages hatte ein Mann namens Latimer West sie aus heiterem Himmel angerufen und um ein Treffen gebeten. Er hatte Susan eine Stunde lang von der Stiftung erzählt und betont, was sie für Wissenschaftlerinnen wie sie alles tun konnte. Am Ende des Gesprächs hatte er ihr seine Karte gegeben und sie eingeladen, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, wenn sie näheres Interesse hätte. Susan brauchte Gelder für ihre Forschung, wollte es aber tunlichst vermeiden, sich an die großen Pharmakonzerne zu wenden, weil man diesen dann meist für den Rest seines Lebens verpflichtet war. So hatte sie sich also Rat suchend an ihren Vater gewandt.

»Wie dir der Name vielleicht schon verraten hat«, hatte er sie informiert, »gehen die Familien vieler der Mitglieder bis zu den Pilgervätern zurück. Soweit ich feststellen konnte, haben sie weder eine politische noch eine religiöse Prägung. Sie bilden keine politische Lobby, sie vergeben tatsächlich Fördergelder, und die Quelle, aus der diese Mittel stammen, hat nichts Verdächtiges an sich. Sie wollen anscheinend wirklich nur förderungswürdige unabhängige Forschung unterstützen.«

Und so hatte alles angefangen. Ohne die Gesellschaft wäre Susan nie in der Lage gewesen, Brian Kay zu helfen – oder irgendeinem der anderen, denen sie bereits geholfen hatte oder denen sie in Zukunft noch helfen würde.

Im Zimmer nebenan schlug eine Uhr. Amery warf Susan einen besorgten Blick zu. »Wir müssen nicht gehen«, sagte er, »wenn dir nicht danach ist.«

»Nein, alles in Ordnung. Ich möchte gehen. Jetzt, wo ich mit dir darüber geredet habe, fühle ich mich schon besser.«

Er schenkte ihr ein kurzes Lächeln und drückte ebenso kurz ihre Hand. Dann gingen sie beide hinaus in die Eingangshalle, wo er ihr fürsorglich in den Mantel half.

Nach ihrem Gespräch mit Dan Samples hatte Susan zuerst einmal im Internet recherchiert. Gleich die erste Suchmaschine lieferte ihr über dreißig Verweise, die zweite und dritte sogar noch mehr – meist auf Artikel aus seiner Feder, die sich mit dem üblichen Schwachsinn von Verschwörungstheorien jeder Art beschäftigten.

In gewisser Weise sagten alleine die Quellenangaben, die er am Ende seiner verschiedenen Arbeiten sorgsam aufgelistet hatte, bereits alles; da gab es Titel wie: *Operation Gedankenkontrolle, Amerikas Fernbedienung, Die Gedankenmanipulation und Werden wir alle überwacht?*

Um ehrlich zu sein, gab es darunter einen, der sie nachdenklich machte: *Die Rechte des Individuums und die Rolle des Staatenbundes in der Verhaltenskontrolle* erstellt von den Mitgliedern des Unterausschusses für Verfassungsrechte des Rechtsausschusses des Senats der Vereinigten Staaten (Washington: Government Printing Office, 1974).

Der Eindruck wurde jedoch von dem folgenden Eintrag gleich wieder zunichte gemacht: *Sender in den Köpfen von Kindern könnten Entführungen verhindern, Las Vegas Sun, 7. Oktober 1987.*

Und bevor Susan sich ein endgültiges Urteil erlauben konnte, würde sie sich näher über *Die Kontrolle von Candy Jones* informieren müssen (Playboy Press, 1976).

Die Besessenheit, die Samples und anderen wie ihm gemeinsam war, gründete sich auf die Vorstellung, dass es eine nicht genau zu fassende dunkle Organisation machtgieriger Individuen gab, die Kontrolle über das erlangen wollten, was George Orwell als »den Raum zwischen unseren beiden Ohren« bezeichnet hatte. Samples unterschied sich insofern von einigen seiner »Kollegen«, als er annahm, dass diese Machthungrigen menschliche Wesen waren,

während andere davon überzeugt waren, es zumindest teilweise mit Besuchern von anderen Planeten zu tun zu haben.

Susan hatte (trotz des Fotomaterials) Schwierigkeiten zu glauben, dass es Menschen gab, die durch Implantate in ihren Hirnen ferngesteuert wurden. Oder an strahlenverseuchte Scheiben, die hinter den Armaturenbrettern von Autos versteckt waren (weshalb man sie so selten fand), welche bei den Opfern Krebs verursachen sollten. Ebenso abwegig erschien ihr die Vorstellung, dass man Menschen mit Schallwellen hoher Frequenz bombardierte, entweder aus der Luft von Helikoptern aus oder durch Lastwagen, die im Stau die umstehenden Fahrzeuge beschossen.

Susan setzte sich seufzend zurück, wie sie es zuvor im Cafe getan hatte, um mehr Distanz zwischen sich und die Welt des Dan Samples zu bringen. Nein, sie wollte wirklich kein Teil davon sein. Das Schlimmste, und daran zu glauben fiel ihr am schwersten, war der hohe Grad an institutionalisiertem Bösen, der solchen Verschwörungstheorien zu Grunde lag, und das nicht nur in Diktaturen oder fanatischen Kulten, sondern ebenso in den so genannten Demokratien.

Nein, Susan wollte wirklich stichhaltige Beweise sehen.

Als die Tage vergingen und kein Anruf von Samples erfolgte, verfestigte sich in Susan die Überzeugung, dass es sich bei ihm bloß um einen harmlosen Verrückten handelte, der keinerlei Beweise hatte. Damit wuchs gleichzeitig ihre Wut darüber, dass er ihr persönliches Leid ausgenutzt hatte, um seine paranoiden Fantasien zu befriedigen. Sie beschloss, die Sache nicht einfach auf sich beruhen zu lassen. Echte wissenschaftliche Forschung hatte auch so schon mit Vorurteilen und Ignoranz zu kämpfen, ohne dass Neurotiker wie Dan Samples die eigentlichen Probleme mit

ihren haltlosen Theorien in den Hintergrund drängten. Susan beschloss, es dem Mann heimzuzahlen.

In einem seiner Artikel hatte er eine Anzahl von Gesellschaften aufgelistet, die er beschuldigte, zu den Vorreitern zu gehören, wenn es darum ging, öffentliche und private Gelder in illegale Experimente fließen zu lassen. Viele davon waren anerkannte und ehrenwerte Vereinigungen. Eine davon war die Pilgrim-Foundation. Susan wusste nicht, ob das jemandem in der Gesellschaft bekannt war, aber sie beschloss, dafür zu sorgen. Danach würden zweifellos die Anwälte die Sache übernehmen.

Latimer West, der die Pilgrim-Foundation leitete – offiziell war er der Geschäftsführer und hatte einen Sitz, wenn auch keine Stimme, im Vorstand inne –, nahm die Nachricht von Samples Verleumdung mit Gelassenheit entgegen.

»So etwas passiert hin und wieder«, erklärte er Susan. »Das sind nichts weiter als Ausbrüche harmlosen Nonsens. Die meisten Leute kommen irgendwann einfach aus dem Alter für solchen Unsinn heraus. Es lohnt sich meistens nicht, gerichtliche Schritte zu unternehmen – die meisten dieser Spinner haben sowieso kein Geld. Und wenn man sie mit Hilfe des Gesetzes zum Schweigen bringt, steht man meist als genau der Buhmann da, als den sie einen bezeichnet haben. Aber Sie haben Recht, ich werde mir diesen Fall einmal genauer ansehen. Manchmal gehen sie einfach zu weit, und dann muss man ihnen einen Warnschuss vor den Bug geben.«

Susan wusste nicht, ob sie Latimer West mochte oder nicht. Er hatte eine wenig anziehende einschmeichelnde Art an sich. Irgendwie gelang es ihm, unterwürfig und gleichzeitig herablassend zu wirken, und er trug ständig ein zögerndes Lächeln zur Schau, hinter dem sich, da war sie sich sicher, ein Killerinstinkt verbarg. Er hatte sowohl einen akademischen Grad

in Medizin als auch einen MBA und genoss das Entree in die höheren sozialen und intellektuellen Kreise, das ihm sein Job verschaffte, offensichtlich sehr. Dennoch kam Susan die Vorstellung, dass dieser Mann von Grund auf böse sein könnte, absurd vor. Samples Anschuldigungen gegen die Pilgrim-Foundation machten in keiner Hinsicht auch nur den geringsten Sinn. Die Leute, die sich hinter der Stiftung verbargen, sowie die Leute, die sie förderten, gehörten zur Elite des Landes. Nur Spinner und Looser konnten sich einreden, dass es dabei um unlautere Machenschaften ging.

Welche Schritte auch immer die Foundation unternehmen würde, Susan verspürte den Drang, Samples selbst entgegenzutreten und eine Entschuldigung dafür zu verlangen, dass er Johns Tod für seine infantilen Spielereien missbraucht hatte. Er sollte mit seiner Taktik, ihr aufzulauern, ihr einen überraschenden Schlag zu versetzen und sich dann davonzumachen, nicht ungeschoren davonkommen. Eine seiner Behauptungen erwies sich jedoch als richtig: Er war ein Mann, der schwer aufzutreiben war. Im Internet gab es weder eine E-Mail- noch eine Postadresse von ihm. Da Susan zudem nicht wusste, wo er lebte, konnte sie nicht einmal mit der Suche nach einer Telefonnummer beginnen.

Als sie mit ihrem Vater am Telefon darüber sprach, riet er ihr, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen. Niemandem war ein echter Schaden zugefügt worden, und vorausgesetzt, der Mann belästigte sie nicht weiter, sollte sie ihn einfach vergessen.

Doch das konnte Susan nicht. Sie arbeitete noch einmal die ganzen Artikel im Internet durch, und diesmal entdeckte sie am Ende eines Beitrages von Samples den Namen eines Verlegers – zusammen mit einer Adresse in Baltimore –, an den man sich wenden konnte, wenn man weiteres Material zum entsprechenden

Thema oder einige der zitierten Bücher haben wollte. Möglicherweise handelte es sich nur um eine Briefkastenfirma in irgendeinem Apartment über einem China-Schnellimbiss. Sie prüfte die Angaben nach und fand tatsächlich eine Telefonnummer. Susan musste es mehrmals klingeln lassen, bevor sich eine jung klingende männliche Stimme meldete.

»Ich hoffe, Sie können mir helfen«, sagte sie, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sic richtig verbunden war. »Ich suche einen Mann namens Dan Samples. Ich weiß, dass er manchmal für Sie schreibt.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte langes Schweigen. Susan konnte den Mann atmen hören, also hatte er nicht aufgelegt. Doch sein Misstrauen war förmlich zu spüren.

»Was wollen Sie von ihm?«, fragte der Mann schließlich.

»Er hat mich vor ein paar Tagen aufgesucht. Ich möchte mich gerne näher mit ihm über einige Dinge unterhalten, die wir besprochen haben.«

Es folgte eine weitere Pause, dann sagte die Stimme am anderen Ende: »Ich fürchte, das wird nicht möglich sein. Dan Samples ist gestern verstorben.«

## 11

Wie immer war das Überraschungsmoment das Entscheidende. Daher, so hatte Control gemeint, sollte Charlie aus zehntausend Fuß Höhe abspringen. Auf diese Weise würde man seine Maschine für einen nächtlichen Routineflug halten, der von dem Flughafen der Stadt gestartet war.

Charlie stürzte sich kopfüber in die schwarze Leere. Nach

einigen Augenblicken nahm er unter sich einen Teppich von dünn gesäten Lichtern wahr, die wie ein schwacher Widerschein der glitzernden Sterne über ihm wirkten. Er breitete Arme und Beine aus. Bevor er die Reißleine seines Fallschirms ziehen konnte, musste er den kniffligen Slalom durch die Luft mit absoluter Präzision vollführen.

Nach einigen Minuten höchster Konzentration konnte er an den von einem Satelliten gelieferten Zahlen auf der Innenseite seines Sichtgerätes ablesen, dass er genau auf der vorgesehenen Position war. Er zog die Reißleine und wartete auf den Ruck, wenn der Schirm sich öffnet. Kurz hing er wie eine Marionette in den Gurten, schwankte hin und her. Die rotierenden Zahlen auf seinem Visier verlangsamten sich fast bis zum Stillstand. Dann begann Charlie mit dem Lenkmanöver und glitt erneut mit absoluter Präzision nach unten, wie man es ihm erst an diesem Morgen in einem Spezialtraining beigebracht hatte.

Als sein Visier ihm anzeigen, dass er sich in tausend Meter Höhe befand, berührte Charlie eine Stelle an der Seite seines Helms. Der Schriftzug »Nachtsicht aktiviert« blitzte kurz über dem gestochenen scharfen Bild des Botschaftsgeländes unter ihm auf. Charlie konnte die klaren Linien erkennen, die die Wege darstellen, die Gebäude und die Außenmauer, hier und da vom Laubwerk verdeckt. Auf dem Dach entdeckte er die große Funkantenne, vor der er gewarnt worden war.

Was er nicht sehen konnte – und das beunruhigte ihn ein wenig –, waren Hinweise auf den Hilfstrupp, der das Gelände umzingeln sollte. Vielleicht, so sagte er sich, waren die Männer getarnt oder wurden von Bäumen und angrenzenden Gebäuden verdeckt; er konnte nur hoffen, dass sie da waren.

Charlie hatte keine Zeit, sich darüber weitere Gedanken zu machen. Er näherte sich dem Boden mit hoher Geschwindigkeit.

Das Fleckchen Erde, das er in der nordöstlichen Ecke des Geländes ausgemacht hatte und auf dem er würde landen müssen, kam ihm unglaublich klein vor. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als darauf zuzuhalten und zu hoffen, dass er nicht in den Bäumen hängen blieb.

Schließlich spürte er einen Schlag gegen die Rippen und hörte das laute Knacken eines Astes. Nein, das kann nicht viel Lärm gemacht haben, sagte er sich, denn wenig später berührten seine Füße den Boden, und dieser Aufschlag klang in seinen Ohren entschieden lauter. Er rollte sich ab, sammelte seinen Schirm ein und versteckte ihn, beschwert mit einem Stein, unter einem Busch.

Von dort, wo er kniete, hatte er einen guten Blick über das Gelände bis hin zu den erleuchteten Fenstern des Raumes, in den er eindringen musste. Es war, wie er wusste, der Bankettsaal.

Man hatte einen Empfang gegeben, als die Terroristen zugeschlagen hatten. Diplomaten und Politiker aus aller Herren Länder wurden als Geiseln gefangen gehalten. Die Bedingungen der Terroristen waren inakzeptabel, und man wusste, dass es sich um Fanatiker handelte, die bereit waren, für ihre Sache zu sterben. Ein großer militärischer Angriff war unmöglich, ohne viele Menschenleben zu gefährden. Und so hatte man Charlie hinzugezogen.

Charlies Befehle waren glasklar, was ihre Ausführung allerdings nicht leichter machte. Es gab eine Geisel, die er vor allen anderen zu identifizieren hatte und der er seine besondere Aufmerksamkeit widmen musste: einen jungen, äußerst populären Senator, den seine Partei für die höchsten politischen Ämter aufbaute. Was Charlie nicht wusste, war, dass dieser junge Senator – sofern sich nichts Grundlegendes änderte – in drei Jahren als Vizepräsident kandidieren sollte. Geplant war, ihn ganz nach oben ins Weiße Haus zu bringen – falls, wie gesagt, nichts dazwischen

kam. Aus diesem Grund hatte Charlie ganz besondere Befehle erhalten, was diesen Mann betraf.

Charlie blickte auf das Gerät an seinem Arm. Unter anderem fungierte es als Uhr. Es war 23:05 Uhr, Ortszeit. Er drückte auf einen Knopf an der Seite des Gerätes, und augenblicklich tönte eine Stimme aus dem Lautsprecher in seinem Helm.

»Bravo 1, wir haben Sie auf dem Schirm. Das Glück ist mit uns.«

Das bedeutete, dass die versprochene Unterstützung eingetroffen und einsatzbereit war, auch wenn Charlie sie aus der Luft nicht gesehen hatte. Charlie antwortete nicht. Mehr als das Signal, das er ihnen gerade gesendet hatte, brauchten sie nicht. Nun würden sie abwarten, bis sie die erste Explosion hörten.

Er schnallte das leichte Maschinengewehr von der Schulter, überprüfte die Blitz- und Blendgranaten an seinem Gürtel und machte sich auf den Weg. Es gab eine Reihe elektronischer Stolperdrähte, vor denen er gewarnt worden war und die er sorgfältig mied. Schließlich stand er aufrecht neben einem der großen, hell erleuchteten Fenster. Von innen waren Rollos heruntergelassen worden, sodass er nicht hineinsehen konnte – was ihn nicht weiter störte, denn dann konnte man ihn auch von innen nicht beobachten, während er einen Sprengsatz an dem kugelsicheren Glas anbrachte. Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann presste Charlie sich eng mit dem Rücken an die Wand und wartete.

Als die Ladung explodierte und bevor irgendjemand von innen das Feuer eröffnen konnte, warf Charlie zwei Blendgranaten durch das zersplitterte Fenster. Sie explodierten mit ohrenbetäubendem Lärm und augenblendender Wucht. Charlie hechtete mit einer Vorwärtsrolle in den Bankettsaal und begann noch im Aufstehen sein Maschinengewehr abzufeuern.

Die Geiseln, von denen die meisten routinemäßig auf solche

Situationen vorbereitet worden waren, lagen bereits auf dem Boden. Die überraschten Terroristen hatten vollkommen die Übersicht verloren und schossen wild in alle Richtungen. Charlie mähte drei von ihnen nieder, bevor die anderen fünf ihre Waffen auf ihn richten konnten. Ohne eine Sekunde still zu stehen, erledigte Charlie alle fünf mit zwei kurzen Feuerstößen, wurde jedoch vorher wie von einem Faustschlag an der Schulter getroffen. Er wusste, dass eine Kugel ihren Weg durch eine Lücke in seinem kugelsicheren Anzug gefunden hatte. Doch sie konnte ihn nicht aufhalten, ja, nicht einmal verlangsamen. Adrenalin pumpte durch seinen Körper; er fühlte sich unsterblich!

Aus den Augenwinkeln nahm er eine neue Bewegung wahr. Zwei weitere Terroristen hatten den Saal betreten und schossen aus allen Rohren. Charlie rollte sich, noch immer feuерnd, erneut ab und sah, wie die beiden zu Boden gingen. Er blieb geduckt stehen, bereit, in jede Richtung loszuhechten.

Und dann sah er den Senator, dessen Foto ihm Control bei seiner Einweisung gezeigt hatte. Das mitleiderregende Bild, das dieser nun abgab, hatte kaum mehr etwas mit dem Foto gemein.

Das selbstbewusste Lächeln und der klare Blick waren von einem Ausdruck tiefsten Schreckens und äußerster Verwirrung verdrängt. Als Charlie ihn zu sich winkte, reagierte der Mann nicht einmal. Charlie winkte ihm erneut, diesmal noch eindringlicher. Der Senator kauerte sich zusammen und wandte sich noch weiter ab, viel zu ängstlich, um auch nur einen Schritt in Charlies Richtung zu machen. Seine Lippen zitterten, und er wimmerte wie ein Kind.

Charlie sprang auf ihn zu, ergriff ihn und drückte ihn flach auf den Boden, dann schaute er sich nach weiteren Anzeichen von Gefahr um. Er spürte die Bewegung hinter sich mehr, als dass er sie sah: Ein warnender Blick aus den angstfüllten Augen einer

der anderen Geiseln genügte. Charlie wirbelte herum, schoss und rollte sich erneut mehrmals ab. Etwas schlitzte sein Genick auf, und dabei wurde sein Kopf nach vorne gestoßen, als hätte man ihm einen Nackenschlag versetzt.

Er sah nun, dass der Terrorist, der auf ihn gefeuert hatte, eine junge Frau war. Dichtes schwarzes Haar bauschte sich um ihren Kopf. Sie glich einem Fotomodell, das sich spielerisch vor der Kamera im Kreis drehte. Allerdings war sie bereits tot, von Charlies Kugelhagel beinahe in zwei Hälften gerissen. Ihre Waffe fiel zu Boden, während sie gegen die Wand prallte und an ihr hinunterglitt. Zurück blieb eine breite Blutspur.

Eine unnatürliche Stille senkte sich über den Bankettsaal. Es dauerte nur ein paar Sekunden, doch es wirkte wie eine Ewigkeit, wie ein Übergang in eine andere, neue Dimension. Mit ihr kam der Schmerz, glühenden Messerstichen gleich, bis dahin verdrängt vom pulsierenden Adrenalin in Charlies Körper. Er wusste, dass es ihn schlimm erwischt hatte, doch er konnte noch atmen. Im Nacken ertastete er Blut, jedoch nicht die Fontäne, die er erwartet hätte, wenn die Halsschlagader getroffen worden wäre. Er würde schon durchhalten, obwohl ihm langsam alles vor den Augen verschwamm.

Dann hörte er Schreie und noch mehr Schüsse in der Ferne, als die wartenden Soldaten das Gelände stürmten. Bald würde es vorbei sein. Charlie blieb nicht mehr viel Zeit.

Er erhob sich, zog den hilflosen jungen Senator hinter sich her, stieß mit der Schulter eine Tür auf und schleppte sich in die Richtung, aus der die Schüsse und die Schreie kamen. Immer wieder stolperte er über die eigenen Füße und musste schwer kämpfen, um bei Bewusstsein zu bleiben. Doch bevor ihm die Sinne schwanden, führte er noch den wichtigsten – und geheimsten – Teil seiner Mission aus.

Er jagte eine Kugel durch den Kopf des jungen Senators.

## 12

Der Mann am Telefon erzählte Susan, dass Samples aus dem Fenster seines Apartments im achten Stock gestürzt sei. Offiziell seien weder Hinweise auf Selbstmord noch auf Mord festgestellt worden. Susan war sich nicht sicher, ob sie die leichte Betonung auf dem Wort »offiziell« tatsächlich hörte oder sich nur einbildete. Dann entschuldigte sich der Mann, er könne nicht länger sprechen, da er zu einer Konferenz müsse. Susan fragte ihn nach seinem Namen, und er antwortete: »Tom Schiller.« Sie dankte ihm und legte auf.

Am nächsten Tag flog Susan, ohne irgendjemanden davon zu erzählen, nach Baltimore und suchte das Büro auf, in dem Tom Schiller arbeitete. Die Gegend, in der es lag, kam ihrer Vorstellung ziemlich nahe, allerdings befand sich das Büro über »Budds Radio Bude« und nicht über einem chinesischen Schnellimbiss. Die Eingangstür sah sehr solide aus und war mit mehreren Schlossern und einer Sprechanlage ohne Namensangabe versehen. Susan drückte den Knopf und wartete. Nach ein paar Augenblicken ging ein Licht an, obwohl es helllicher Tag war, und Susan merkte, wie sie durch eine Videokamera gemustert wurde. Die Stimme einer Frau ertönte.

»Ja? Kann ich Ihnen helfen?«

Susan erklärte, wer sie war, und entschuldigte sich, dass sie keinen Termin vereinbart hatte. Die Frau bat sie zu warten, und wenig später forderte sie sie auf, nach oben zu kommen. Die Tür sprang mit einem Klicken auf, und Susan stieg eine schmale

Treppe hinauf, an deren Ende sie eine weitere solide Tür vorfand, ebenfalls mit mehreren Schlossern und einem Türspion versehen. Sie klingelte, und kurz darauf wurde ihr von einer attraktiven jungen Frau in Jeans und Rollkragenpulli geöffnet. Sie sah aus, als wäre sie unter normalen Umständen durchaus zu einem freundlichen Lächeln in der Lage, an diesem Morgen wirkte sie allerdings angespannt und schien mit den Gedanken ganz woanders zu sein. Von einem mürrischen Misstrauen der Welt im Allgemeinen gegenüber, das Susan eigentlich erwartet hatte, war jedoch nichts zu spüren.

Auch Tom Schiller war, wie sie feststellte, ein erstaunlich offener und angenehmer Gesprächspartner. Er konnte nicht älter als dreißig sein, seine Züge waren ebenmäßig, seine Kleidung sportlich, und zweifellos war er intelligent. Wie er Susan erzählte, leitete er das Unternehmen zusammen mit zwei Assistenten, von denen Susan bereits eine getroffen hatte. Der andere Assistent war ein hoch aufgeschossener junger bärtiger Mann, der sich um die Computer kümmerte. Autoren und freie Redakteure, von denen Dan Samples einer gewesen war, gingen nach Belieben ein und aus, erklärte Schiller. Susan gewann den Eindruck, dass diese freien Mitarbeiter zu jenen gehörten, die sich ihrer Sache verschrieben hatten, während Schiller selbst nur eine verlegerische Nische für sich gefunden hatte, von der aus er den Aufbau eines größeren Imperiums plante. Nichtsdestotrotz lagen ihm die Themen, um die es ging und die sein Team, wie er es nannte, recherchierte, am Herzen.

Sie gingen zum Mittagessen in ein italienisches Restaurant in der Nähe. Susan bestand darauf, ihn einzuladen. Er nahm dankend an und aß mit gesundem Appetit. Schiller hatte keine Ahnung, wer Susan war oder warum Samples sich mit ihr in Verbindung gesetzt hatte. Er wusste nur, dass Samples eine Geschichte verfolgt

hatte, die er seine »Der-bionische-Mann-Story« nannte, und dass er deswegen kürzlich in Russland gewesen war. Es war ihm auch bekannt, dass Samples dort auf etwas gestoßen war, nicht jedoch, was das war.

»Die meisten der Jungs lassen sich nicht gerne in die Karten schauen. Je weniger Leute von ihren Recherchen wissen – so glauben sie wahrscheinlich –, desto geringer das Risiko, verspottet oder angefeindet zu werden. Oder aus dem Fenster gestürzt zu werden.«

Er schob sich eine Gabel Ravioli in den Mund und beobachtete gelassen, wie Susan auf seine Worte reagierte.

Sie blinzelte einige Male und spürte, wie sich ihre Augen skeptisch zusammenkniffen, als sie seinen Blick erwiderte. »Wollen Sie damit andeuten, dass Dan Samples ermordet wurde?«

Schiller senkte den Blick, während er beiläufig noch ein paar Ravioli aufspießte. »Glauben Sie das nicht auch, Dr. Flemyng?«, fragte er. »Was sonst sollte Sie hierher führen? Sie sagten, Sie haben ihn nur ein einziges Mal getroffen. Er muss Ihnen etwas mitgeteilt haben, das Ihr Interesse nicht unerheblich erregt hat.«

Er führte die Gabel zum Mund, sah Susan wieder an und wartete auf ihre Antwort.

»Ich muss sagen, dass Sie die ganze Sache recht gelassen aufnehmen, Mr. Schiller. Als wäre es beinahe etwas Alltägliches, dass einer Ihrer Angestellten, Kollegen oder was immer er auch war, aus dem achten Stock stürzt.«

Schiller verneinte fast unmerklich mit dem Kopf. »Im Gegenteil«, sagte er, »ich bin wirklich sehr besorgt. Ich will nur ganz sicher gehen, mit wem ich es zu tun habe, bevor ich meine Sorge zum Ausdruck bringe.«

Sie hielt seinem Blick für ein oder zwei Sekunden stand, dann griff sie in ihre Tasche und zog das Polaroidfoto hervor, das

Samples ihr gegeben hatte. »Wissen Sie, wer das ist?«, fragte sie und deutete auf John.

Er schüttelte erneut den Kopf, diesmal energischer. »Wo wurde das aufgenommen?«, wollte er wissen.

»In Sibirien. Irgendwo in einem Ort mit Namen Ostjachon, ungefähr hundertsechzig Kilometer südlich von Norilsk.«

Schiller hörte regungslos zu, während sie ihm die ganze Geschichte erzählte, wobei sie nur die Tatsache ausließ, dass sie Latimer West vorgeschlagen hatte, rechtliche Schritte gegen Samples und seinen Verleger einzuleiten. Als sie geendet hatte, atmete Schiller tief durch, schürzte gedankenverloren die Lippen und schlug schließlich vor, einen Spaziergang zu machen.

Susan fragte erst ein paar Blocks weiter, wohin er sie führte. Zur Antwort deutete er auf ein ziemlich heruntergekommenes Apartmenthaus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. »Dan Samples hat dort drüben gewohnt. Kommen Sie, ich werde Ihnen seine Wohnung zeigen.«

Während sie die Straße überquerten, wanderte Susans Blick unwillkürlich hinauf zum achten Stockwerk. Es war ein gewaltiger Sturz von dort oben bis zum Bürgersteig. Der Gedanke beschäftigte sie, bis sie bemerkte, dass Schiller einen Schlüsselbund aus seiner Tasche gezogen hatte und auf die abgenützte, mit Graffiti beschmierte Tür zuging. Sie folgte ihm in die düstere, nur spärlich erleuchtete Eingangshalle. Es gab keinerlei Möbel, bis auf einen halbrunden Schalter, hinter dem in besseren Tagen wohl ein Portier gesessen hatte. Heute sah der Raum so aus, als werde er nicht einmal mehr regelmäßig geputzt. Die Wände waren kahl, und die Luft roch abgestanden. Sie sprachen beide kein Wort, bis sie den Fahrstuhl erreicht hatten und quietschend und holpernd in den achten Stock fuhren.

»Ich nehme an, Sie haben sich die Wohnung bereits angesehen«,

meinte Susan schließlich.

»Ich habe die Schlüssel vom Hausmeister. War nie hier, als Dan noch lebte. Aber ich habe versprochen, die Wohnung bis zum Ende des Monats zu räumen. Die Miete ist bis dahin bezahlt.«

Sie betraten das Apartment. Es war offensichtlich, dass Schiller mit dem Ausräumen noch nicht begonnen hatte; immerhin waren bis zum Ende des Monats noch gut zwei Wochen Zeit. Susan fand sich in einem schmutzigen, doch relativ hellen und geräumigen Wohnzimmer wieder. Alles darin deutete auf einen Menschen hin, dessen Leben bis ins Kleinsten organisiert und ganz auf seine Arbeit ausgerichtet gewesen war. Oder besser auf seine Recherchen, korrigierte sie sich. Überall an den Wänden standen Aktenschränke, auf den Regalen Aktenordner, jeder einzelne fein säuberlich beschriftet und systematisch geordnet. Auf anderen Regalen standen Wörterbücher, Verzeichnisse und Nachschlagewerke aller Art. Susan entdeckte einen Fernseher und einen Laptop mit angeschlossenem Drucker.

Sie wechselte einen Blick mit Schiller.

»Falls die Beweise, die Sie suchen, hier sind«, sagte er, »können Sie sie vielleicht finden. Mir ist es nicht gelungen. Um genau zu sein: Hier ist nirgendwo – und ich bin mit der Lupe durchgegangen – ein Hinweis auf die Pilgrim-Foundation oder die Story vom bionischen Menschen zu finden. Nicht auf Papier und nicht in seinem Computer, den ich von Greg – das ist der Bursche, den Sie in meinem Büro kennen gelernt haben – habe durchchecken lassen. Wenn Sie sich selber auf die Suche machen wollen, bitte.«

Sie überlegte einen Augenblick, dann schüttelte sie den Kopf. Nicht nur, dass sie die Vorstellung, in Samples Sachen zu wühlen, abstoßend fand, sie glaubte auch ohne weiteres, dass Schiller sorgfältig vorgegangen war.

»Natürlich kann er sein Material auch irgendwo anders versteckt haben«, sagte sie.

Er tippte sich leicht an die Schläfe, als wolle er Zustimmung signalisieren. »Ich habe mit den Leuten gesprochen, die unter ihm wohnen«, sagte er. »Ein älteres Ehepaar, beide ein bisschen schwerhörig. Dennoch haben sie etwa eine Stunde, bevor Dan aus dem Fenster stürzte, ein Poltern und Klopfen gehört, als wäre er auf und ab gesprungen, und das ganze fünf Minuten lang. Sie wollten schon nach oben gehen, um sich zu beschweren, da hat der Lärm plötzlich aufgehört.«

»Sie wollen also andeuten«, erwiderte Susan, »dass ihn jemand umgebracht und dann eine Stunde lang das Apartment auf den Kopf gestellt hat, um was auch immer mitgehen zu lassen – und Samples dann aus dem Fenster zu stürzen?«

Schiller hob die Schultern. »Firmenpolitik«, erklärte er. »Wir berichten nur die Fakten, soweit sie uns bekannt sind. Wir geben keine Kommentare dazu ab.«

Susan blickte sich noch einmal im Zimmer um und sah Schiller dann erneut an. »Ich weiß es sehr zu schätzen«, sagte sie, »dass Sie mir diese Fakten zugänglich gemacht haben. Ich glaube, wir sollten in Verbindung bleiben.«

## 13

Nach Johns Tod, in der Zeit, bevor sein Leichnam nach Hause gebracht worden war, hatte man Susan gefragt, ob sie nach Russland fliegen wolle, um sich den Unfallort anzusehen. Einige Ehefrauen und Verwandte der anderen Opfer hatten das Angebot angenommen, Susan jedoch nicht. Sie hatte vor allem Christopher

nicht alleine lassen wollen; sie hatte gespürt, dass ihre Anwesenheit für ihn wichtiger war als diese Art Pilgerreise für sie. Frank Henty war jedoch nicht überrascht, als sie ihm sagte, dass sie sich nun bereit fühle, nach Russland zu fliegen und sich den Ort anzuschauen, an dem John die letzten Tage und Stunden seines Lebens verbracht hatte. Es war ein Wunsch, den jeder nachvollziehen konnte, ohne dass Susan ihn groß erklären musste.

Susan hatte sich überlegt, dass sie einen gewissen Schutz genießen würde, wenn sie die Agentur bat, die nötigen Arrangements zu treffen – Schutz, wovor auch immer. Sie wusste es nicht. Alles, was sie wusste, war, dass sie in der Fremde nicht mutterseelenallein auf eigenes Risiko reisen wollte.

Sie erzählte niemandem vom wahren Grund ihrer Reise, nicht einmal ihrem Vater. Warum sollte sie ihn unnötig in Sorge versetzen. Außerdem wusste sie nicht einmal genau, was sie eigentlich zu finden hoffte. Sie wusste nur, dass einige Menschen einen mysteriösen Tod gestorben waren: erst ihr Mann und sein Team und nun Dan Samples. Und diese Todesfälle waren irgendwie mit einer Stadt namens Ostjachon in Sibirien verknüpft.

Christopher war von der Idee, einige Tage bei seinem Freund Ben zu verbringen, begeistert. Susan verschwieg ihm, dass sie den Ort aufsuchen wollte, an dem sein Vater gestorben war, und sagte ihm nur, dass sie aus beruflichen Gründen verreisen müsse. Ihre Freundin Clara, Bens Mutter, unterstützte sie bei dieser Notlüge, was Susans Gewissen erheblich erleichterte.

Susan war schon einmal in Moskau gewesen, kurz nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, anlässlich eines Neurologen-Kongresses, doch sie hatte nicht die Zeit gehabt, sich außerhalb des Stadtzentrums umzusehen. Diesmal erwartete sie, nicht einmal über den Flughafen Scheremetjewo hinauszukommen, zu dem sie einen Direktflug vom JFK aus

nahm. Frank Henty hatte sich mit der Fluglinie in Verbindung gesetzt und diese gebeten, aufgrund der besonderen tragischen Umstände Susans Platz in der Economy-Class gegen einen in der Business-Class zu tauschen. Am Ende war es dann sogar ein Flug erster Klasse, was ihr wenigstens für einige Stunden einen einigermaßen erholsamen Schlaf erlaubte. Laut Flugplan hatte sie in Moskau-Scheremetjewo einen dreistündigen Aufenthalt, bevor ihre Aeroflot-Maschine nach Norilsk startete, ein Flug über eine Distanz von über viertausend Kilometern. Sie war jedoch gewarnt worden, dass sie mit Verspätungen von sechs Stunden und mehr zu rechnen hatte. Immerhin war sie in Russland.

Sie hoffte nur, dass der Führer, den die Agentur ihr versprochen hatte, tatsächlich in Moskau-Scheremetjewo auftauchen würde. Man hatte ihr gesagt, sie solle sich am Transfer-Schalter melden. Doch bereits kurz vor dem Landeanflug teilte ihr eine Stewardess mit, dass jemand sie am Ausgang erwarten und durch die Passkontrolle begleiten würde. So weit, so gut.

»Dr. Flemyn? Ich bin Irina Lomova. Alle nennen mich Ika. Ich hoffe, das tun Sie auch.«

Die Frau, die Susan mit einem herzlichen Händedruck begrüßte, war etwa dreißig und sprach ein ausgezeichnetes, fast akzentfreies Englisch. Sie hatte dichtes blondes Haar, das sie streng nach hinten gebunden hatte, um ein Gesicht zu betonen, dessen Züge ein wenig grob, aber attraktiv und offen wirkten. Es war eines jener Gesichter, dachte Susan, die einem mit der Zeit immer sympathischer wurden.

»Susan«, stellte sie sich vor. »So nennt mich jeder. Also, Ika, verraten Sie mir, wie lange wir werden warten müssen.«

Ika verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln und winkte kurz ab. »Die gute Nachricht ist, dass es offiziell immer noch drei Stunden sind. Die schlechte ist, dass die Instandhaltung einen

Tankwagen vermisst – möglicherweise gestohlen –, was eine Verzögerung für wer weiß wie lange bedeuten könnte.» Während sie sprach, zuckte sie mit den Schultern, eine Geste, die tief aus ihrem Innern zu kommen schien: eine typisch russische Reaktion auf eine typisch russische Situation, dachte Susan.

Die Wartezeit war nur deshalb erträglich, weil Ika dafür gesorgt hatte, dass sie diese in der Erste-Klasse-Lounge der US-Fluglinie verbringen konnten, mit der Susan nach Moskau gereist war. Ika riet Susan, so viele Sandwichs, Früchte und Kekse zu essen, wie sie nur konnte, denn auf dem Fünfeinhalb-Stunden-Flug nach Norilsk würde es nicht mehr viel geben – wann immer es auch losgehen mochte.

Susan fand heraus, dass Ika geholfen hatte, Johns Reise zu organisieren. In der Stimme der Russin lag echte Anteilnahme, als sie sagte, wie geschockt und traurig sie gewesen sei, als sie von dem schrecklichen Unfall hörte. Die Ursache sei noch immer nicht ermittelt worden, und vielleicht würde es auch nie gelingen: So etwas war in Russland schwierig. Es hatte sich um eine Chartermaschine gehandelt, bestens gewartet und von einem guten Piloten gesteuert. Die Untersuchung war offiziell noch im Gange, viel Hoffnung auf Ergebnisse gab es jedoch nicht. Susan nickte, dankbar für die freundlichen Worte der Russin, erzählte ihr aber nichts von dem dunklen Verdacht, der sie hierher geführt hatte. Nur die Zeit würde zeigen, ob Ika jemand war, dem sie vertrauen konnte.

Letztendlich betrug die Verspätung nur etwas mehr als vier Stunden, obwohl ihr eine weitere vierzigminütige Verzögerung auf dem Rollfeld folgte. Ika meinte, dass sie noch Glück hätten, da sie damit leicht unter dem üblichen Durchschnitt lägen. Das Flugzeug selbst löste bei Susan einen regelrechten Schock aus. Die Sitze schienen für Zwerge gemacht, und beinahe die Hälfte davon

war beschädigt. Die Kabine war einige Zeit nicht mehr gesäubert worden, und der Boden war mit schmierigem Verpackungspapier und weggeworfenen Plastikbechern übersät. Ika hatte Susan, bevor sie an Bord gingen, dringend geraten, noch einmal die Toiletten in der Lounge zu benutzen, denn sie wünschte keinem menschlichen Wesen, jemals die Toiletten in einer Aeroflot-Maschine auf einem Inlandflug aufzusuchen zu müssen. Dummerweise hatte Susan zu viel Kaffee getrunken, und nach etwa einer Stunde wurde der Drang übermächtig. Sie kehrte kreidebleich zu ihrem Sitz zurück; um die aufsteigende Übelkeit zu bekämpfen, musste sie eine Weile die Augen schließen und tief durchatmen.

Laut Reiseführer, den Susan sich in New York besorgt hatte, lebten in Norilsk etwa 170.000 Einwohner. Die Stadt war 1935 gegründet worden und lag im Rybnaja-Tal am Rande des Putorana-Plateaus, vierhundert Kilometer nördlich des Polarkreises. Sie gehörte zu den bedeutendsten Nickel- und Platin-Förderzentren der Welt. Auch Kupfer wurde dort abgebaut. Doch was die Stadt vor allem anderen auszeichnete, war ihr gigantischer Flughafen, der die einzige Verbindung nach Moskau und zum Rest der Zivilisation in einem Umkreis von zweitausend Kilometern darstellte.

So weit die Beschreibung auf dem Papier. Als Susan spürte, dass die Maschine an Höhe verlor, blickte sie aus dem Fenster und sah die Realität vor sich. Unter ihr lag eine flache Landschaft ohne besondere Kennzeichen, die sich bis zum Horizont erstreckte und im Wesentlichen aus nackter Erde oder Felsen bestand. Es gab keine Bäume, nur einige Ansammlungen graubrauner Vegetation, bei der es sich meist um Moose und Flechten handelte, wie Ika erklärte. Eine solche Ödnis, die geradezu unbewohnbar schien, hatte Susan noch nie gesehen, und sie fand es beinahe unglaublich,

dass dort unten wirklich Menschen leben sollten. Sie konnte nur einen kurzen Blick auf Norilsk erhaschen, bevor sie auf der Landebahn aufsetzten: eine kalte, graue, nicht eben einladend wirkende Ansammlung von Gebäuden. Auf dem Rollfeld standen gut hundert Flugzeuge, von großen interkontinentalen Maschinen bis hin zu alten Kästen, die besser in einem Museum als in der Luft aufgehoben gewesen wären.

Ika hatte Susan bereits vorgewarnt, dass vor dem Ausstieg mit einer weiteren Verzögerung zu rechnen sei. Die übliche Erklärung lautete, dass zu viele Flüge gleichzeitig eintrafen und zu wenig Busse vorhanden waren, um die Passagiere zur Ankunftshalle zu transportieren. Und tatsächlich verharrten sie weitere fünfzig Minuten in ihren Sitzen, nachdem die Triebwerke schon längst abgeschaltet waren. Susan spürte, wie eine tiefe Trägheit sie überkam; sie war in sich versunken und abgestumpft gegen all den Arger und die Widrigkeiten, die sie unter normalen Umständen verrückt gemacht hätten. Vielleicht, so dachte sie, nahm sie dieses Gefühl durch eine Art Osmose von Ika und den anderen Russen in ihrer Nähe auf. Für diese bedeutete Zeit nicht das, was sie für einen Menschen aus dem Westen bedeutete. Dort war Zeit eine Art Ware mit messbarem Wert, hier nichts weiter als eine Abstraktion, etwas, das zu existieren aufhörte, wenn es nicht zu einem bestimmten Zweck gebraucht wurde.

Ika erklärte Susan, dass sie über Nacht in Norilsk bleiben würden, da erst am nächsten Tag ein Flug nach Ostjachon ging. Sie nahmen ein Taxi zum Hotel Arktika, wo Ika Zimmer reserviert hatte. Das Taxi stank so stark nach Diesel, dass Susan versuchte, das Fenster herunterzukurbeln, um etwas frische Luft hereinzulassen. Nach wenigen Zentimetern hatte es sich jedoch bereits verklemmt. Stoßdämpfer wären ein höchst willkommener Luxus gewesen,

aber immerhin brachte das verbeulte Gefährt sie sicher ans Ziel.

Susans Zimmer war dagegen der pure Luxus, wie Ika ihr versicherte. Immerhin hatte es ein eigenes Bad. Überall war Marmor – sonst allerdings nicht viel. Die Hähne spuckten kochend heißes Wasser im Überschuss aus, dafür aber nur ein paar Tropfen kaltes. Das Bett war bretthart, immerhin jedoch intakt.

Sie nahmen ihr Abendessen in einem düsteren Speisesaal ein, der nur von einer kleinen Gruppe Russen bevölkert war, die am Nachbartisch kübelweise Wodka in sich hineinschütteten. Ika riet Susan, sich an Kohlsuppe und Würstchen zu halten und den Wein zu meiden. Sie gingen früh zu Bett, und Susan war froh, Schlaftabletten eingesteckt zu haben.

Ostjachon lag nur einhundertfünfzig Kilometer südlich von Norilsk, was Susan zu der Frage verleitete, warum sie sich nicht einfach einen Wagen mieteten und die Strecke fuhren statt zu fliegen; ihre Erfahrungen mit russischen Inlandsflügen reichten ihr für den Rest ihres Lebens. Ika erwiderte, dass es erst Herbst sei, und das bedeutete, dass die Straßen, die im Sommer schlammig, unpassierbar und von gigantischen Moskitoschwärmen bevölkert waren, noch nicht zu den harten Routen festgefroren waren, auf denen man wenigstens im Winter ein klein wenig besser vorankam. Eine Fahrt im Wagen bedeutete einen mindestens zwei Tage dauernden Höllentrip. Wenn sie flogen, würden sie die Strecke relativ komfortabel zurücklegen (Komfort in Russland sei allerdings immer relativ, betonte Ika) und in das einzige Etablissement einchecken, das man großzügig als Hotel bezeichnen konnte (und in dem auch John und sein Team untergebracht gewesen waren), um von dort aus Fahrten mit dem alten Jeep zu unternehmen, den Ika von einem der ortsansässigen Apparatschiks hatte mieten können.

Ihr Flugzeug, das in einem abgelegenen Winkel des riesigen

Flughafens parkte, erfüllte Susan nicht eben mit Vertrauen. Es war ein einmotoriger Doppeldecker, eine Antonov 2, erklärte Ika, irgendwann in den vierziger Jahren erbaut und noch immer als zuverlässiges Transportmittel für Personen und Fracht in Gebrauch. Außer Susan und Ika waren noch vier weitere Passagiere an Bord, alles Männer und alle offenbar gewaltig verkatert. Ob sie zusammen oder jeder für sich alleine in diesen Zustand gelangt waren, ließ sich nicht klären, da keiner von ihnen in der Stimmung war, sich zu unterhalten, weder untereinander noch mit Ika oder Susan – ein Umstand, für den Susan außerordentlich dankbar war.

Der Start erfolgte unter ohrenbetäubendem Getöse und so ruckartig, dass die Passagiere bis ins Mark erschüttert wurden, doch in der Luft nahm die Maschine dann Gott sei Dank eine stabile Fluglage ein. Es ging in der Tat sogar etwas Vertrauen erweckendes von ihrem Alter und der Tatsache aus, dass sie so oft benutzt worden war. Da schien ein Flug über die trostlose Landschaft so alltäglich und risikolos wie zu Hause eine U-Bahn-Fahrt in der Stadt, wenn man nur ein paar Häuserblocks weiter wollte. Das Flugzeug landete insgesamt vier Mal, um Passagiere ein- und aussteigen zu lassen, Fracht auszuladen und neue Kisten und Pakete aufzunehmen. Die Landebahn bestand meist aus einem Stück freigeräumter, festgetretener Erde, manchmal durchsetzt mit rissigem Asphalt oder großen Zement- und Stahlplatten, die die Amerikaner, wie Ika erklärte, nach dem Zweiten Weltkrieg zurückgelassen hatten.

Sie blieben nie länger als fünfzehn Minuten auf dem Boden, und jedes Mal starrte Susan fassungslos durchs Fenster in eine so unwirtliche Ödnis hinaus, dass es ihr unvorstellbar war, wie Menschen dort leben konnten.

Etwa eine halbe Stunde bevor sie in Ostjachon landen sollten und

nach vorheriger Absprache mit dem Piloten flogen sie einen kleinen Umweg über das Gelände, in dem Johns Flugzeug abgestürzt war. Entweder bemerkten die anderen Passagiere den Kurswechsel nicht, oder sie waren vorher darüber informiert worden – vielleicht war es ihnen auch einfach gleichgültig: ein weiteres Beispiel für jenen seltsamen, fast rührenden russischen Fatalismus angesichts all dessen, was außerhalb ihrer Einflussmöglichkeiten lag.

Es gab wenig zu sehen. Die Wrackteile waren längst abtransportiert worden. Nichts deutete mehr auf das Unglück hin, das an diesem Ort geschehen war, und Susan hätte die Stelle glatt übersehen, wenn Ika sie nicht darauf hingewiesen hätte. Susan versuchte sich die Szenerie vorzustellen, so wie sie sie sich oft vorgestellt hatte, am Tage und nachts in ihren Albträumen, doch das Bild blieb nach wie vor seltsam vague, als betrachtete sie es kühl aus der Distanz – wahrscheinlich waren das immer noch die Nachwirkungen des Schocks. Sie hatte die Tragödie von Johns Tod noch immer nicht ganz verarbeitet.

»Wir können morgen oder übermorgen mit dem Jeep hierher fahren, wenn Sie es wünschen«, sagte Ika mit sanfter Stimme neben ihr, als wüsste sie, welche Gedanken Susan durch den Kopf gingen.

»Ja, vielleicht. Vielleicht will ich das«, murmelte Susan. Sie sah, wie der Pilot Ika einen unauffälligen Blick zuwarf, als wolle er fragen, ob er noch einen weiteren Kreis ziehen solle. »Sagen Sie ihm, er soll weiterfliegen, Ika.« Susan seufzte. »Und danken Sie ihm bitte auch. Das war sehr entgegenkommend.«

Die Landebahn von Ostjachon erstreckte sich entlang des Nordufers des Chantajskoje-Sees, einem Gewässer, das etwa zweihundertvierzig Kilometer lang und zwischen drei und dreizehn Kilometern breit war. Aus der Luft hatte Susan die Fischkonservenfabrik am Ufer ausmachen können, die der eigentliche Grund für Johns Reise hierher gewesen war. Die Ortschaft selbst bestand aus einer zumindest von oben planlos wirkenden Ansammlung von Gebäuden in etwa fünfzehnhundert Metern Entfernung.

Das Erste, was sie beim Ausstieg aus der Maschine sahen, war ein halb verfallener Schuppen. Ika erklärte, es sei die Schule des Ortes. Der Jeep, den sie gemietet hatte, wartete bereits auf sie. Der Fahrer händigte ihnen die Schlüssel aus und schwang sich dann hinter seinen wartenden Freund aufs Motorrad. Der Jeep war ein Zweisitzer, und sie verstauten ihr Gepäck im Fond.

Ostjachon war, wie Ika auf der Fahrt in die Ortschaft erklärte, architektonisch gesehen ein gutes Beispiel für das staatliche Planmodell E3. Susan war sich nicht sicher, ob das ironisch oder wörtlich gemeint war. Der Großteil der Gebäude, dreistöckige Betonklötze, sah fast identisch aus. Sie waren durch ein Netz von Leitungsrohren miteinander verbunden, die Ika *utilidor* nannte, Leitungen für Wasser, Strom und Gas, die aufgrund des Dauerfrostes nicht unterirdisch verlegt werden konnten. Selbst in der heißesten Zeit des Jahres, sagte sie, wenn der Boden sich in ein Schlammfeld verwandelte, blieb die Erdschicht darunter hart wie Stein.

Die Monotonie wurde hier und da von einer alten *isba* durchbrochen, einer traditionellen Holzhütte mit reich verzierten Türen und Fenstern. Die meisten davon standen seltsam schief

und krumm – eine Folge von Erdbewegungen, die wiederum eine Folge des Dauerfrostes waren. Das einzige architektonisch einigermaßen ausgefallene Bauwerk war der Volkspalast: ein weißer, griechischer Tempelbau, in dem ein paar zerbrochene Fensterscheiben durch Bretter von Coca-Cola-Lattenkisten ersetzt worden waren.

Susan war bereits vor dem Hotel in Ostjachon gewarnt worden: Im Vergleich dazu mochte das Hotel, in dem sie am Vortag übernachtet hatten, wie der Palast eines Zaren erscheinen. John hatte ihr am Telefon eine Beschreibung gegeben, als er dort abgestiegen war, also war Susan auf das Schlimmste vorbereitet. Worauf sie nicht vorbereitet war, war das unvermittelte und beunruhigende Gefühl des *Dejá-vu*, das einsetzte, sobald sie durch die Tür trat. Es dauerte eine Weile, bis sie erkannte, dass dies der Ort war, an dem das Polaroidfoto von Samples und John aufgenommen worden war. Sie musste es nicht einmal aus der Tasche ziehen, um einige Details wiederzuerkennen: eine Lampe mit einem verblassten blauen Schirm, ein abscheuliches Stillleben an einer der Wände (das, wie sie jetzt sah, ein Original war), darunter ein langes Sofa, bezogen mit kaffeebraunem Kunstleder.

Beim Abendessen zeigte Susan Ika das Foto zum ersten Mal und fragte sie, ob sie Dan Samples je getroffen habe. Weder das Gesicht noch der Name kamen Ika bekannt vor. Sie fragte, wer er sei. Susan wich der Frage aus und behauptete, sie wäre sich nicht sicher. Sie gab vor, John hätte ihr das Foto zusammen mit einigen anderen in einem Brief geschickt, den er kurz vor dem tragischen Unfall aufgegeben hatte, und aus rein sentimental Gründen würde sie nun gerne wissen, wer dieser Mann sei.

Mit Susans Einverständnis zeigte Ika dem Kellner, dem Barmann und dem Hotelportier das Foto, allerdings ohne Erfolg. Susan zuckte mit den Schultern, sagte, es wäre nicht wirklich wichtig,

und steckte das Foto zurück in ihre Geldbörse.

Kurz nach neun ging sie hinauf auf ihr Zimmer. Sie hatte sich kaum ausgezogen und wollte gerade eine Schlaftablette nehmen, als jemand an die Tür klopfte. Es war Ika.

»Es tut mir leid. Ich hoffe, Sie waren noch nicht im Bett.«

»Nein, ich wollte mich gerade hinlegen.«

»Ich habe eben mit dem Nachtpotier gesprochen, und er sagt, dass er den Mann, den Sie suchen, womöglich kennt. Er hatte etwas hier zurückgelassen, und nun will er wissen, was er damit machen soll.«

»Zurückgelassen? Was hat er zurückgelassen?«

»Irgendein Päckchen. Papiere.«

Fünf Minuten später stand Susan, vollständig bekleidet, zusammen mit Ika in dem winzigen, fensterlosen Büro hinter dem Empfangsschalter. Der Nachtpotier war ein bleiches, übergewichtiges Individuum. Die verbrauchten Gesichtszüge und seine Kurzatmigkeit ließen ihn sehr viel älter erscheinen, als er war – etwas, das Susan bei fast allen Männern hier festgestellt hatte. Als er das Foto sah, bestätigte er, dass er Dan Samples kannte. Nicht nur das: Er war es gewesen, der das Foto der beiden Männer auf Samples Wunsch hin aufgenommen hatte.

Er fuhr fort und erzählte, dass Samples in derselben Nacht eine Stunde damit verbracht habe, den altärmlichen und sehr, sehr langsam Fotokopierer des Hotels zu benutzen – eben jenes Gerät, an das Ika sich nun lehne. Er habe keine Ahnung, welches Dokument Samples wie oft kopiert habe. Er wisse nur, dass Samples eine Kopie, vielleicht auch das Original, hier im Safe des Nachtpoiers verwahrt habe, mit dem Versprechen, ein paar Tage später per Telefon oder Fax Instruktionen zu geben, was damit geschehen solle. Inzwischen seien einige Wochen vergangen, ohne dass er sich gemeldet hatte. Vielleicht könne Dr. Flemyn, da sie

den Gentleman ja offensichtlich kenne, die Papiere an sich nehmen und ihm zurückbringen, da der Safe sehr klein sei und das Hotel nicht genügend Platz hätte, Dinge endlos lange aufzubewahren.

In dieser Nacht nahm Susan keine Schlaftabletten. Sie fand überhaupt keinen Schlaf, obwohl die etwa vierzig Seiten, die Samples zurückgelassen hatte, schnell gelesen, ja sogar ein zweites Mal gelesen waren.

Nachdem Susan begriffen hatte, was in den Papieren stand, war an Schlaf nicht mehr zu denken.

## 15

Später würde Ika Lomova ihren Freunden erzählen, dass in dieser Nacht mit Susan Flemyng offensichtlich etwas geschehen sein musste. Ebenso offensichtlich war, dass es etwas mit den Papieren zu tun hatte, die Samples im Safe zurückgelassen hatte, obwohl Susan sich jeder Erklärung enthielt und Ika spürte, dass Nachfragen unerwünscht waren.

Als Ika am nächsten Morgen um halb acht zum Frühstück nach unten kam, wartete Susan bereits in der Hotelloobby, kaum fähig, ihre Ungeduld zu zügeln, während Ika schnell eine Tasse Kaffee und ein Stück trockenes Brot hinunterschluckte.

»Wissen Sie, wie man hier hinkommt?«, fragte Susan und zog ein Stück Papier hervor, auf das sie einen Namen geschrieben hatte.

»Die Igatrow-Sümpfe? Die liegen etwa eine Stunde von hier entfernt.«

»Ich möchte gerne dort hinfahren.«

Ika sah sie verwirrt an. »Aber das liegt in genau entgegengesetzter Richtung von der Absturzstelle. Es gibt dort,

außer einer alten landwirtschaftlichen Forschungsstation, nichts zu sehen.«

»Ich möchte trotzdem gerne hinfahren. Bitte. Jetzt gleich?«

»Natürlich, wenn Sie unbedingt möchten.«

Die Fahrt verlief fast schweigend. Susan reagierte auf jeden Versuch Ikas, ein Gespräch in Gang zu bringen, mit einer höflichen, aber einsilbigen Antwort. Sie wollte nicht reden. Sie war viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und zog es vor, diese noch für sich zu behalten. Erst als sie sich ihrem Ziel näherten, begann sie Fragen zu stellen.

»Diese Forschungsstation. Was wissen Sie darüber?«

Ika zuckte mit den Schultern. »Nicht viel. Ich glaube, sie wurde in den 50er Jahren errichtet. Ich bin dort schon ein paar Mal vorbeigefahren. Die Leute, die dort arbeiten, wohnen auf dem Gelände. Außerhalb trifft man sie selten an.«

»Und was genau tun sie da?«

Ika zuckte erneut mit den Schultern. »Was immer man wohl weltweit in solchen Anlagen tut, nehme ich an. Eine neue Weizenart entwickeln oder Kühe züchten, die mehr Milch geben.«

»Ist das Gelände bewacht?«

Ein leicht boshaftes Lächeln schlich sich auf Ikas Lippen. »In Russland ist jede staatliche Institution bewacht. Früher hat das die Armee erledigt, heute übernimmt das meist ein privater Wachdienst, aber ich glaube, es sind dieselben Männer, nur in anderen Uniformen.«

Der Ort selbst erinnerte, wie sie bei ihrer Ankunft feststellen konnten, an ein Militärgebiet. Das Gelände war von einem Stacheldrahtzaun umgeben, und die Gebäude, die man in einiger Entfernung dahinter ausmachen konnte, waren hässliche Zweckbauten. Einige waren aus Leichtstein erbaut, andere aus imprägniertem Holz. Nur wenige waren höher als ein Stockwerk.

Ab und zu war zwischen den Gebäuden eine einsame Gestalt oder ein Fahrzeug zu sehen. Ika erzählte Susan von Gerüchten, nach denen es hier eine große unterirdische Anlage geben sollte, aber Genaues wusste niemand.

Susan bat sie, ein paar Mal am Gelände vorbeizufahren und dann anzuhalten. Sie stieg aus und machte einige Fotos. Das weckte das Interesse der Wachposten am Tor; Ika sah, wie einer von ihnen sie durch ein Fernglas beobachtete, während ein anderer in sein tragbares Telefon sprach. Ika erfuhr nie, ob es zwischen diesen Aktivitäten und den nachfolgenden Ereignissen einen Zusammenhang gab, aber plötzlich tauchte am Horizont ein großer Hubschrauber ohne jedes Kennzeichen auf und landete mitten auf dem Gelände, wo er durch eine Ansammlung von Gebäuden vor den Blicken Außenstehender verborgen war.

Der Vorfall lenkte Ika lange genug ab, dass sie nicht bemerkte, wie ein Jeep, ebenfalls ohne Kennzeichen, aber eindeutig militärischen Zuschnitts, durch das Tor des Geländes fuhr. Sie sah ihn erst, als er schwungvoll direkt vor ihnen zum Stehen kam und ihnen damit jeglichen Fluchtweg abschnitt. Zwei Männer stiegen aus, beide mit Revolvern im Gürtelhalfter. Einer von ihnen blieb zurück, um seinem Kameraden, falls nötig, Rückendeckung zu geben. Der andere trat näher und sprach sie in Russisch an.

Ika antwortete, bemüht, weder ihn noch Susan spüren zu lassen, wie nervös sie war. Sowohl sie als auch der Mann deuteten oft in Susans Richtung, während sie sprachen. Nach einigen heftigen Wortwechseln drehte sich der Mann ganz zu Susan um und bellte ihr etwas entgegen.

»Er will Ihre Papiere sehen – Pass und Visum«, übersetzte Ika.

Schweigend zog Susan die Papiere aus ihrer Tasche und händigte sie aus. Der Mann kontrollierte sie mit finsterer Miene, dann griff er plötzlich nach Susans Tasche. Susan hielt sie wütend

fest.

»Lassen Sie das!«, befahl sie. »Ika, sagen Sie dem Mann, er soll das lassen. Er hat kein Recht dazu.«

Ika sagte überhaupt nichts, sondern beobachtete nur, wie der Mann Susan schließlich die Handtasche doch entwand und sie dabei anstarrte, als hätte sie alleine durch ihren Widerstand schon ein Kapitalverbrechen begangen.

»Sagen Sie ihm, er soll zur Hölle fahren, Ika! Für wen hält er sich eigentlich?«

»Bleiben Sie besser ruhig, Dr. Flemyng. Er will seinen Vorgesetzten zeigen, dass er seinen Job vorschriftsmäßig tut. Lassen Sie ihn gewähren, dann können wir gleich wieder unserer Wege gehen.« Es war ein Versuch, ihr Mut zu machen, doch Ikas Stimme klang weniger zuversichtlich, als sie es sich gewünscht hätte.

Susan starnte den Mann weiterhin wütend an, während dieser ihre Tasche durchwühlte. Viel Interessantes schien er darin nicht zu finden, bis er auf das Foto von John und Dan Samples stieß. Er zog es hervor und betrachtete es einige Augenblicke stirnrunzelnd. Dann wandte er sich ab und sagte etwas über die Schulter zu seinem Kameraden.

»Was hat er gesagt?«, wollte Susan wissen.

»Er befiehlt dem anderen, das Büro anzurufen«, antwortete Ika.

Der Mann beim Jeep zog ein Funkgerät aus einer Halterung am Armaturenbrett und sprach hinein. Währenddessen blickte er unverwandt über den Zaun zu den weit entfernten Gebäuden auf dem Gelände.

»Ich glaube, wir werden von dort beobachtet«, meinte Ika und deutete in die entsprechende Richtung. »Dort, hinter dem Fenster.«

Der Mann, der ihr unmittelbar gegenüberstand, fuhr sie wütend

an. Sie antwortete mit gleicher Schärfe. Er presste die Lippen zusammen, und einen Augenblick lang glaubte Susan, er würde Ika schlagen. Doch die Stimme aus dem Funkgerät im Jeep lenkte ihn ab. Der zweite Mann sprach erneut kurz in das Gerät, dann hängte er ein und wandte sich an seinen Partner, um ihn zu informieren.

»Sie wollen, dass Sie mit ihnen kommen«, sagte Ika, und ihre Sorge um Susan verdrängte dabei die Angst, die sie um sich selbst hatte. Sie richtete einige heftige Sätze auf Russisch an den Mann, doch ihre Argumente wurden mit einem kurzen Kopfschütteln und ein paar knappen Worten beiseite gewischt.

»Was haben Sie ihm gesagt?«, fragte Susan.

»Dass Sie amerikanische Staatsbürgerin sind und dass sie kein Recht hätten, Sie mitzunehmen. Ihr Botschafter und Ihre Regierung würden daraus einen großen Skandal machen, und die Männer wären ihren Job los.«

Dass diese Drohung keine Wirkung gezeigt hatte, wurde deutlich, als der Mann Susan nicht eben sanft am Arm packte und in Richtung Jeep drängte, wo sie auf dem Rücksitz Platz nehmen sollte. Erneut protestierte Ika heftig auf Russisch. Ihre Stimme klang vor Wut eine halbe Oktave höher. Diesmal fuhr der Mann, der Susan in den Jeep stieß, herum und wies drohend mit dem Zeigefinger auf einen Punkt zwischen Ikas Augen. Susan brauchte keine Übersetzung, um zu verstehen, dass die wenigen Worte, die er ausspuckte, eine letzte Warnung waren, sich zurückzuhalten, sonst würde Ika das gleiche Schicksal wie ihr drohen.

»Ika, es ist schon in Ordnung«, sagte sie schnell. Sie musste schreien, um sich in dem allgemeinen Durcheinander verständlich zu machen. »Ich werde mit ihnen gehen. Ich habe keine Angst.«

»Ich werde die Botschaft für Sie anrufen.«

»In Ordnung...«

Ika fügte noch etwas auf Russisch hinzu und übersetzte es anschließend für Susan: »Ich habe ihnen gesagt, sie sollen mich mitnehmen. Sie brauchen eine Dolmetscherin.«

Bevor Susan antworten konnte, packte der Mann, der in das Funkgerät gesprochen hatte, Ika von hinten an den Armen, drängte sie unsanft zu ihrem Fahrzeug, öffnete dessen Tür und stieß Ika hinein. Dann stieg er hinter das Lenkrad seines eigenen Jeeps, setzte ein kurzes Stück auf dem Weg zurück und preschte mit Vollgas in Richtung Tor.

Das, so würde Ika Lomova später erzählen, war das Letzte, was sie je von Susan Flemyngh sah. Sie beobachtete noch durch den Zaun, wie der Jeep auf den Gebäudekomplex zuhielt, der das Zentrum der Anlage zu bilden schien, dann nach links abbog und kurz darauf zwischen zwei Häusern verschwand. Und mit ihm seine Insassen.

## 16

Der Raum, in den Susan geführt wurde, war leer bis auf eine Bank, die an einer der Wände angebracht war. Es handelte sich zweifellos um eine Arrestzelle, denn an der Innenseite der Tür gab es keine Klinke, und das einzige Fenster war vergittert und mit undurchsichtigem Glas versehen. Die verputzten Wände waren in einem fahlen Grün gestrichen und vollkommen nackt.

Susan blickte auf die Uhr und stellte fest, dass sie gut zehn Minuten in diesem Raum gesessen hatte, als sie hörte, wie ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde und die Tür sich öffnete. Ein Wachposten forderte sie mit eindeutiger Geste auf, ihm zu folgen.

Er führte sie in ein Büro, das ein wenig, wenn auch nicht viel

freundlicher wirkte als die Zelle, die sie gerade verlassen hatte. In einem Kamin brannte ein schwaches Kohlefeuer, an den Wänden hingen einige Bilder und Dokumente, möglicherweise Diplome. Es gab zwei unvergitterte Fenster, die sich zu einem Innenhof öffneten, der von den Gebäuden des Zentralkomplexes gebildet wurde. Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann, der die kläglichen Reste seines Haars sorgsam über seinen kahlen Schädel drapiert hatte, sein Anzug wirkte abgetragen. Er sah aus wie der Prototyp des kleinen Bürokraten, und er machte keinerlei Anstalten, aufzustehen, als Susan den Raum betrat. Ja, er blickte nicht einmal von dem Schriftstück auf, das er gerade studierte, wobei er hin und wieder eine Zeile mit seinem Kugelschreiber markierte, während er über die Bedeutung dessen, was er las, nachzugrübeln schien.

Der Wachposten, der Susan begleitet hatte, zog sich diskret zurück und schloss die Tür hinter sich. Susan stand einige Augenblicke abwartend da, bevor sie schließlich das Schweigen brach.

»Ich hoffe, Sie sprechen Englisch«, sagte sie und gab sich keine Mühe, ihre Missbilligung zu verbergen, die sie angesichts dieses herablassenden Benehmens empfand. »Denn Sie scheinen mir ein widerwärtiger kleiner Mann zu sein, und falls Sie mich nicht verstehen können, würde ich nur ungern meinen Atem an Sie verschwenden.«

Er ließ durch nichts erkennen, ob er sie verstanden hatte, sondern fuhr unbeirrt fort, mit seinem Stift Zeilen zu markieren. Schließlich drehte er das Blatt um und begann die andere Seite zu lesen.

»Ich verlange eine Erklärung«, fuhr Susan fort. »Ich weiß nicht, welche berufliche Laufbahn Sie bisher hinter sich haben, aber Sie haben offensichtlich keinen blassen Schimmer davon, welchen Arger Sie bekommen können, wenn Sie eine amerikanische

Staatsbürgerin auf diese Weise ihrer Freiheit berauben.« Der Mann atmete lang und tief ein, setzte sich zurück und sah schließlich zu ihr auf. Seine stumpfen Gesichtszüge verzogen sich zu einem leicht herablassenden Lächeln, als wolle er ihr demonstrieren, dass ihre Versuche, sarkastisch zu sein, bei ihm höchstens Belustigung hervorriefen.

»Erklären Sie mir bitte Ihr Interesse an dem, was wir hier tun, Dr. Flemyn«, sagte er in perfektem, beinahe akzentfreiem Englisch.

»Ich nehme an, Sie haben nichts dagegen, wenn ich mich setze«, antwortete Susan. »Offensichtlich haben Sie keine Manieren, sonst hätten Sie mir längst einen Platz angeboten.«

Er nickte leicht und gab ihr mit einer Geste zu verstehen, sie solle sich als sein Gast fühlen, ohne jedoch Anstalten zu machen, sich höflich zu erheben. Susan zog einen Stuhl von der Wand vor den Schreibtisch und setzte sich. Obwohl sie nun auf einer Augenhöhe waren, gelang es dem Unbekannten, den Anschein der Überlegenheit aufrechtzuerhalten, indem er seinen Kopf noch weiter in den Nacken legte und Susan herablassend anblickte. »Ich warte noch immer auf eine Antwort, Dr. Flemyn.«

»Die Antwort lautet, dass ich weiß, was Sie hier treiben. Und bald wird es auch der Rest der Welt wissen. Mehr haben wir uns, glaube ich, nicht zu sagen, Mr.... wer auch immer Sie sind. Die Presse wird das zweifellos herausfinden.«

Der Mann seufzte, als wolle er erneut demonstrieren, wie leer ihre Drohungen waren. »Die Zeitungen werden schweigen, Dr. Flemyn. Auch das Fernsehen. Alle Medien werden schweigen.«

»Ich frage mich, wieso Sie da so sicher sein können.«

Als Antwort blickte er an ihr vorbei zur Tür. Susan spürte, dass jemand den Raum betreten hatte, ohne dass sie es gehört hatte. Sie drehte sich um.

Hinter ihr stand ein Mann. Er trug einen offenen Astrachan-

Mantel über einem teuren Anzug und schlug sich mit einem Paar weicher schwarzer Lederhandschuhe beinahe stutzerhaft in die Hand.

Es war Latimer West.

Der Raum, in den sie übergewechselt waren, war erneut ein klein wenig komfortabler als der vorhergehende. Die Sessel und der Barschrank erinnerten Susan an eine Besucher-VIP-Lounge, obwohl sie keinerlei Zweifel hegte, dass nicht sie, sondern West der wichtige Gast war.

»Wir werden uns auf zivilisierte Art und Weise unterhalten, Susan.« Er bot ihr einen Drink an, den sie jedoch ablehnte. »Ich kann mir vorstellen, was Sie denken und wie Sie sich fühlen«, fuhr er fort. »Dennoch bin ich mir sicher, dass ich Sie davon überzeugen kann, die Dinge in einem anderen Licht zu sehen.«

»Sie haben meinen Mann ermordet. Nennen Sie das vielleicht zivilisiert? Glauben Sie wirklich, Sie können mich überzeugen, das in einem anderen Licht zu betrachten?«

Er sah sie mit einem Armesünderblick an. Susan fragte sich kurz, ob das Bedauern, das darin lag, dem Verbrechen galt, das er begangen hatte, oder ihrem schlechten Geschmack, ein solches Thema überhaupt zur Sprache zu bringen.

»Ich bin für solche Dinge nicht verantwortlich, Susan. Ich treffe keine unwiderruflichen Entscheidungen. Ich bin das, was ich immer war – ein Verwalter.«

»Und Sie glauben, das erhebt Sie über das Gesetz? Oder jede Überlegung, was richtig und was falsch ist?«

Er seufzte und nickte nachdenklich, als hätte er volles Verständnis für ihre Worte. »Sie wissen, dass Ihre Arbeit, wie Sie es nennen würden, ›missbraucht‹ wurde. Aber Sie wissen auch, dass Sie nicht die Erste sind, der solches widerfährt. Es wäre in der

Tat geheuchelt, vorzugeben, dass Ihnen die Möglichkeit eines solchen ›Missbrauchs‹ niemals in den Sinn gekommen ist.«

»Ich dachte, es gäbe entsprechende Sicherheitsvorkehrungen. Nein, lassen Sie mich das korrigieren: Ich *wusste*, dass es Sicherheitsvorkehrungen gibt. Ich *dachte*, sie würden funktionieren.«

West blickte bedauernd auf seine Hände, die er locker über seinem Bauch gefaltet hatte.

»Natürlich funktionieren sie.« Müdigkeit sprach aus seiner Stimme, als würde seine Geduld auf eine harte Probe gestellt, indem er das Offensichtliche mehrfach wiederholen musste. »Andernfalls wäre das Projekt inzwischen sicher in die falschen Hände geraten.«

Die Arroganz dieser Bemerkung war einfach absurd, aber das Lachen blieb Susan im Halse stecken.

»Seltsamerweise überrascht mich Ihr Zynismus nicht weiter, Dr. West«, sagte sie stattdessen. »Ich habe bisher ja wenig mit Ihnen zu tun gehabt, aber dieser Wesenszug war stets zu spüren.«

Er sah sie an und hob eine Augenbraue. Es war eine ironische Gebärde, ja, es wirkte, als wolle er sich über Susan lustig machen. »Sie haben ein Problem, Susan – Sie vergessen die grundlegende Regel wissenschaftlicher Forschung: Es wird einem nichts geschenkt. Das ist etwas, was jedem Wissenschaftler klar sein sollte, seit Archimedes sich in sein Bad gelegt und ›Heureka!‹ gerufen hat. Also müssen wir uns fragen, warum Wissenschaftler wie Sie diese ewige Wahrheit einfach ignorieren. Vielleicht weil Sie wie alle Scheinheiligen sehr wohl wissen, was vor sich geht, es aber einfach nicht sehen wollen. Stillschweigend stimmen Sie zu, Sie wollen es nur nicht offen zugeben.«

»Das ist absurd!«

»Jeder wissenschaftliche Fortschritt ist ein zweischneidiges

Schwert. Rein und unbefleckt ist er nur in der Theorie, als Konzept, als Idee, als Gleichung oder einfach nur als eine neue Sicht der Dinge. Doch sobald die Welt einmal davon erfahren hat, macht sie daraus, was sie will, sei es die biologische Kriegsführung, die nukleare Massenvernichtung oder eine Heilmethode für Krebs.«

»Ein solcher Vergleich ist doch nicht...«

»Sie fordern das Recht, Ihre Arbeit zu Ihren ganz persönlichen Bedingungen mit allen dazu nötigen Geldmitteln durchzuführen zu können.« West war aufgestanden. Seine Ungeduld verwandelte sich zusehends in unverhohlenen Arger. »Sie möchten gerne den Luxus genießen, Ihre Ideen in einem kleinen privaten Elfenbeinturm zu verfolgen. Nun gut, Sie sollen Ihren Willen haben – aber lesen Sie sich vorher noch einmal die Bedingungen in dem Vertrag durch, der Ihnen diesen Luxus erlaubt.«

»Sie haben kein Recht, meine Arbeiten ohne meine Zustimmung für Ihre Zwecke zu benutzen.«

West schüttelte wütend den Kopf und lachte verächtlich.

»Zweifellos würden Sie in einem Gerichtssaal damit Erfolg haben. Doch die Welt ist kein Gerichtssaal. In der Welt entscheidet der gesunde Menschenverstand, und das Gesetz ist nur ein Ableger davon.«

»Ein sehr kleiner Ableger – zumindest in Ihrer Welt.«

West war erregt auf und ab gegangen. Nun hielt er inne und blickte Susan aus den Augenwinkeln scharf an.

»Meine Welt ist auch Ihre Welt, Susan. Mit einer Ordnung, die Sie gutheißen, die Ihrem Komfort und Ihrer Sicherheit dient und die Ihnen erlaubt, Ihrer Arbeit nachzugehen, ohne sich um all die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten des Lebens kümmern zu müssen...«

Weiter kam er nicht, denn mit einem Mal sprang Susan aus

ihrem Sessel und begann auf West mit einer Kraft einzuschlagen, die sie selbst überraschte. Sie wusste, dass die Stimme, die sie wilde Flüche ausstoßen hörte, ihre eigene war, doch sie fühlte sich davon seltsam losgelöst. Wie auch von jedem physischen Kontakt mit West. Ihr Zorn war so tief und unerbittlich, dass selbst die Ausübung roher Gewalt ihn nicht besänftigen konnte. Sie wusste nur, dass sie mit den Fäusten auf West einhämmerete, ihn kratzte und mit Füßen trat, ohne dass es sie erleichtert hätte. Trotzdem war sie nicht fähig, aufzuhören, bis ihr bewusst wurde, dass man sie mit Gewalt zurückhielt. Zwei Wachen waren in den Raum geeilt und zerrten sie nun von West fort, drehten ihr die Arme hinter den Rücken und hielten sie fest. Erst jetzt sah sie, dass Wests Anzug am Kragen zerrissen, sein Haar zerzaust war und Blut über sein Gesicht lief, das aus einer langen Kratzwunde unterhalb des Auges stammte.

»Okay... okay... lasst sie sich einen Augenblick beruhigen...«

West atmete schwer, während er sprach, und tupfte sich mit einem Taschentuch auf die Wunde. Seine Worte wurden von dem kleinen Bürokraten ins Russische übersetzt, der ebenfalls ins Zimmer getreten war. Bedächtig lockerten die Wachen ihren Griff, als wollten sie sichergehen, dass Susan West nicht sofort erneut attackierte.

Doch der größte Zorn war verflogen. Susan ließ sich widerstandslos zu ihrem Sessel zurückgeleiten. Ihr war zum Heulen zumute, doch diese Blöße würde sie sich nicht geben! Stattdessen saß sie wie ein trotziges Kind da und starre den Boden an, ihr Gesicht halb von ihrem wild zerzausten Haar verdeckt.

Die Wachen zogen sich zurück, blieben jedoch an der Tür stehen. West trat einen Schritt näher an Susan heran, sein Atem ging leichter. Er tupfte sich noch immer mit dem Taschentuch das Blut

von der Wunde, während er sich gleichzeitig mit der anderen Hand durchs Haar fuhr. Sein Verhalten wurde entschieden und geschäftsmäßig.

»Okay, Susan, ich werde Ihnen jetzt einige Fragen stellen, und ich möchte, dass Sie mir antworten. Wie haben Sie es herausgefunden?«

Sie blickte durch ihr Haar zu ihm auf; es war ihr nicht der Mühe wert, es sich aus den Augen zu streichen. Eine solche Geste hätte ihr als Zeichen des Respekts West gegenüber ausgelegt werden können, und das wollte sie auf keinen Fall zulassen.

»Mir ist eine Kopie des Berichtes von Dan Samples in die Hände gefallen, den er meinem Mann gegeben hat. Wie sonst?«

»Woher haben Sie diese Kopie?«

»Aus dem Hotel in Ostjachon.«

West erstarre und bückte sie ungläubig an.

»Aus dem Hotel?«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie vergessen haben, dort nachzusehen? Sie sind wohl doch nicht ganz so gründlich, wie Sie gerne erscheinen würden, oder?«

»Wir haben nachgesehen. Ihr Mann hat nichts im Hotel zurückgelassen.«

»Aber Samples.«

Diesmal wirkte West noch verblüffter. Susan bemühte sich nicht, das leichte Lächeln, das um ihre Lippen spielte, zu verbergen.

»Das ist alles sehr ermutigend, Dr. West«, meinte sie. »Ich fürchtete schon, Ihre Leute wären unfehlbar. Offensichtlich sind sie es doch nicht.«

Er ignorierte ihre Stichelei und fuhr sie an: »Wo sind die Kopien jetzt?«

»Das werde ich Ihnen nicht verraten. Und selbst wenn Sie es unter Folter aus mir herauspressen, wird es Ihnen wenig nutzen.«

»Sie wissen, dass wir Sie zum Reden bringen können, ohne Sie zu foltern.«

»Wohl wahr. Doch an die Kopien werden Sie nicht mehr herankommen. Es ist zu spät.«

Susans Stimmung hob sich. Plötzlich gewann sie die Oberhand. Sie hatte nicht mit Schwierigkeiten gerechnet, als sie hierher aufgebrochen war, um die Anlage zu fotografieren. Dennoch war sie darauf vorbereitet gewesen und hatte dafür gesorgt, dass Samples Dokumente in sichere Hände gelangten. Es war ihre einzige Rückversicherung. Susan hatte schreckliche Angst, doch ein Blick in Wests Gesicht zeigte ihr, dass diese Rückversicherung funktionieren könnte.

West starrte sie eine Weile stumm an. Susan konnte förmlich sehen, wie sich die Zahnräder in seinem Hirn drehten, als er ihre Worte und das, was sie implizierten, abwog.

»Natürlich ist Ihnen klar, Susan, dass diese Kopien für sich genommen wertlos sind, es sei denn, Sie wären da, um die Aussagen darin zu unterstützen und zu erklären, was das alles bedeutet. So sind sie nur eine wertlose Sammlung von Anschuldigungen, die sich leicht abstreiten lassen.«

Susan neigte den Kopf zur Seite. Sie musste zugeben, dass er Recht hatte. »Wie auch immer, die Medien werden an diesen ›Anschuldigungen‹ ihre helle Freude haben.«

West betupfte noch immer die Wunde, dann betrachtete er sein blutgetränktes Taschentuch eingehend, als könne ihm das rote Muster darauf weiterhelfen.

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen«, gab er schließlich zu. »So etwas würden wir lieber vermeiden. Glücklicherweise sind wir auf solche Zwischenfälle – wie auf viele andere – gut vorbereitet.«

Etwas in seiner Stimme dämpfte Susans Gefühl der

Erleichterung, das sie schon zu genießen begonnen hatte. West strahlte ein unerschütterliches Selbstvertrauen aus, das ihr gar nicht gefiel. Ohne nachzudenken, strich sie sich das Haar aus dem Gesicht, um ihn besser sehen zu können.

West bemerkte die Bewegung und wusste, dass Susan sich Sorgen machte. Die Waagschale hatte sich wieder zu seinen Gunsten gesenkt. Susan spürte seine Zufriedenheit, als er sich an den kleinen Bürokraten wandte, der mit den Wachen im Zimmer geblieben war.

»Sie können sich jetzt um den Anruf kümmern«, sagte er.

Susan sah zu, wie der jämmerliche kleine Mann eine lange Nummer, offensichtlich eine Fernverbindung, wählte. Am anderen Ende wurde sofort abgehoben. »Einen Moment bitte, Mr. Hyde«, sagte der kleine Mann. »Ihre Tochter ist bei mir. Sie würde Sie gerne sprechen.«

Viel zu entsetzt, um zu reagieren, sah Susan zu, wie West den Hörer übernahm und ihn an sie weiterreichte. »Hallo, Daddy«, sagte sie automatisch.

»Hallo, Liebling«, antwortete er.

Sie spürte sofort, dass etwas nicht in Ordnung war. Seiner Stimme fehlte der gewohnte Elan. Er klang alt und müde.

»Es geht um Christopher«, sagte er und fügte rasch hinzu, bevor sie antworten konnte: »Er ist nicht verletzt oder krank. Aber ich fürchte, er ist verschwunden.«

»Was meinst du mit ›verschwunden‹?« Susan konnte ihr Herz schlagen spüren und fühlte sich einem Wechselbad der Gefühle ausgesetzt, hin und her gerissen zwischen Furcht und der Erleichterung, dass die Nachrichten nicht schlimmer waren. »Willst du damit sagen, dass er entführt wurde?«

»Ich fürchte, ja. Im Augenblick ist jemand bei mir, der mich zu diesem Telefonat genötigt hat.«

»Daddy, bist du verletzt?«

»Nein – mach dir keine Sorgen um mich. Wir müssen jetzt an Christopher denken. Man hat mir aufgetragen, dir zu sagen, dass du tun sollst, was man dir befiehlt.«

»Daddy, weißt du, wer sie sind? Es ist die Pilgrim...«

Auf ein Zeichen von West hin unterbrach der kleine Bürokrat die Verbindung.

Susan blickte West tief in die Augen.

»Ich schwöre Ihnen, West, wenn meinem Sohn etwas passiert...«

»Es wird ihm nichts geschehen, Dr. Flemyng – vorausgesetzt, Sie befolgen den Ratschlag Ihres Vaters und tun, was man Ihnen sagt.«

## 17

Sie nahmen den Helikopter, dessen Ankunft Susan früher am Tag beobachtet hatte. Nach etwa zwanzig Minuten landeten sie auf einem kleinen Militärflughafen – zumindest ließ die massive Bewachung auf eine militärische Nutzung schließen. Die meisten Flugzeuge jedoch, die Susan sah, waren Privatjets.

Sie stiegen an Bord einer 737, deren Innenraum wie ein Luxushotel ausgestattet war. Immerhin wurde Susan eine eigene Kabine zugeteilt, samt Bad und Kühlschrank. Mehr brauchte sie im Augenblick nicht. Während des Fluges wurde sie nicht ein Mal gestört. Sie war sich zwar sicher, dass sie von irgendeiner faseroptischen Linse beobachtet wurde, doch sie unternahm nichts, um diesen Verdacht zu überprüfen.

Susan versuchte sich auszuruhen, aber sie fand keinen Schlaf. Als es dunkel zu werden begann, sah sie aus dem Fenster hinaus und

stellte fest, dass sie sich noch immer über dem Ozean befanden. Kurze Zeit später klopfte es an ihrer Tür. Sie sagte: »Herein!«, und ein junger Mann betrat die Kabine. Er gehörte zur Crew, und sie hatte ihn bereits gesehen, als sie an Bord der Maschine gestiegen waren.

»Dr. West würde sich gerne mit Ihnen unterhalten, bevor wir landen, Dr. Flemyn. Wenn es Ihnen recht ist, würden Sie mir dann bitte folgen?«

Er brachte sie in einen Konferenzraum. West saß tief versunken in einem Ledersessel mit Drehfuß. Er erhob sich nicht, bedeutete Susan aber, in einem ähnlichen Sessel ihm gegenüber Platz zu nehmen. Das tat sie auch. Zwischen ihnen befand sich ein niedriger Tisch, darauf stand eine Kaffeekanne, ein Korb mit Croissants und Marmelade.

»Wir werden in etwa einer Stunde in Kalifornien landen«, eröffnete West das Gespräch. »Bitte, bedienen Sie sich am Frühstück.«

Susan ließ sich eine Tasse Kaffee einschenken, lehnte das Essen aber ab. Bevor sie an Bord gegangen waren, hatte sie West alles über die beiden Kopien von Samples Dokument erzählt, die sie nach Amerika hatte schmuggeln wollen. Wie Samples hatte sie mehrere Stunden am hoteleigenen Fotokopierer verbracht, um die Unterlagen zu vervielfältigen. Dann hatte sie dem Hotelmanager ein fürstliches Trinkgeld gezahlt, um sicherzustellen, dass eine Kopie gleich am nächsten Morgen zur Post gebracht wurde – adressiert nicht etwa an ihren Vater, sondern an einen alten Collegefreund in New York, für den Fall, dass Wests Leute die Post kontrollierten. Im Umschlag befand sich ein zweiter Umschlag mit der Bitte, diesen persönlich bei Amery Hyde abzugeben. Die zweite Kopie hatte Susan im Futter ihres Koffers versteckt, den sie jedoch bereits an West ausgehändigt hatte.

»Sie fragen sich sicher«, fuhr West fort, »wie es weitergehen soll, Dr. Flemyn. Sie sind eine intelligente Frau, ausgesprochen intelligent sogar. Sie werden gedanklich sicher schon alle Möglichkeiten durchgespielt haben.«

Der Blick ihrer Augen war so ausdruckslos wie ihre Stimme. »Es gibt nur eine einzige Möglichkeit«, sagte sie. »Sie werden mich töten müssen. Wenn Sie meinem Sohn etwas antun, werden Sie mich töten müssen, denn die Sorge um mein Kind ist das Einzige, was mich aufhalten kann. Und selbst wenn Sie ihn in Ruhe lassen, selbst wenn ich Ihnen alle möglichen Versprechungen mache, werden Sie mir niemals trauen können. Sie wissen, dass ich einen Weg finden würde, mich zu rächen. Dieses Risiko können Sie nicht eingehen. Was bedeutet, dass ich mit meinem Leben abschließen kann. Das weiß ich. Also lassen Sie uns nur über das Leben meines Sohnes reden, nicht über meines. Ich will nur sicher sein, dass er aus der ganzen Sache heil herauskommt.«

West musterte sie eine Weile, als versuche er den unterdrückten Zorn in ihrer Stimme abzuschätzen. »Dr. Flemyn, ich habe weder Sie noch Ihren Ehemann gebeten, sich einzumischen. Ganz allein Sie selbst haben sich in diese Lage gebracht, nicht ich. Weder ich noch irgendjemand sonst, der mit diesem Projekt zu tun hat, wäre auf den Gedanken gekommen, Sie gegen Ihren Willen mit hineinzuziehen. Wir wollten nur eins: dass Sie sich um Ihren eigenen Kram kümmern. Aber offensichtlich war das zu viel verlangt. Sie haben sich uns praktisch aufgedrängt, und nun müssen wir sehen, was wir aus der Situation machen. Damit müssen wir leben, und wir würden alle sehr viel leichter damit leben, wenn Sie uns Ihre volle Unterstützung zuteil werden ließen.«

Susan runzelte die Stirn. Sie war sich nicht ganz sicher, ob sie richtig verstanden hatte. West konnte doch wohl nicht ernsthaft

vorschlagen, was sie da gerade gehört hatte.

»Wollen Sie damit andeuten, dass ich an diesem Projekt mitarbeiten soll?«

»Genau das.«

Susan brach beinahe in schallendes Gelächter aus, doch dann stieg der Zorn wie ein Feuersturm in ihr auf: »Das ist monströs! Ich will damit nichts zu tun haben!«

West nickte mehrmals langsam mit dem Kopf, als hätte er genau diese Antwort erwartet.

»Dr. Flemyng, Ihr Vater hat die Person in New York, die Ihren Brief erhalten soll, bereits angerufen. Sobald die Unterlagen ankommen, werden sie bei ihm abgeholt, angeblich in Ihres Vaters Auftrag, in Wahrheit aber von einem unserer Männer. Es wird wohl einige Tage dauern, bis das Päckchen ankommt. Wenn Sie Ihre Entscheidung bis dahin verschieben wollen, nur um letztendlich doch festzustellen, dass Sie das Spiel verloren haben... nun, Sie sind mein Gast.«

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Susan fragte sich, ob alles Böse auf der Welt darin seinen Ausdruck fand: in diesem beiläufigen Verfügen über das Leben anderer Menschen. Man ließ sie leben, wenn sie sich kooperativ zeigte, und wenn nicht, nun, dann gab es keinerlei Gewissensbisse, wenn man sie tötete – oder zumindest ihre Ermordung anordnete.

»Sie müssen einsehen, dass Ihre Mitarbeit am Projekt die einzige Möglichkeit ist, um sicherzugehen, dass wir Ihnen in Zukunft vertrauen können.«

»Sie glauben, ich würde die ganze Sache dann nicht mehr bei erstbester Gelegenheit auffliegen lassen? Nun, lassen Sie sich eins gesagt sein: Mich unter Gewaltandrohung zur Mitarbeit zu erpressen wird mich nicht zum Schweigen bringen.«

West lächelte leicht, als hätte alles, was sie sagte, nur bestätigt,

was er bereits vermutet hatte.

»Natürlich bin ich nicht so naiv. Aber ich glaube, dass Sie ein großes Interesse daran haben, dass Ihr Leben – und das Ihres Sohnes – wieder in ganz normale Bahnen zurückkehrt, oder zumindest in Bahnen, die der Normalität so nah wie möglich kommen. Oder irre ich mich?«

Susan antwortete nicht sofort. Und während ihr Schweigen sich in die Länge zog, wurde ihr klar, dass sie Wests Annahme damit bereits bestätigt hatte. West nickte erneut, diesmal nur einmal, als wolle er mit dieser Geste den Handel anerkennen, zu dem sie sich unbeabsichtigt bereit erklärt hatte. Auch diesmal widersprach sie ihm nicht.

»Praktisch gesehen«, fuhr er fort, »wären Sie in Ihrem Handeln vollkommen frei. Natürlich würde es Ihnen jederzeit freistehen, der Presse oder wem auch immer zu erzählen, was Sie wissen. Allerdings sollte der Gedanke daran, dass das Leben Ihres Sohnes damit verwirkt wäre, Sie entschieden daran hindern, solche Schritte zu unternehmen. Es würde Ihnen nicht gelingen, ihn vor uns zu beschützen oder zu verstecken. Sie beide würden ständig von uns beobachtet. Selbst im Falle Ihres Todes hinge seine Sicherheit davon ab, ob Sie irgendwelches belastendes Material zurückgelassen hätten, in Form eines Dokuments oder einer Notiz im Safe eines Anwalts oder einer Bank zum Beispiel.«

»Großer Gott«, flüsterte Susan beinahe ehrfürchtig angesichts der Skrupellosigkeit, mit der sie es hier zu tun hatte, und der Macht, die dahinter zu stecken schien.

»Kommen Sie, Dr. Flemyng, selbst wenn Sie mir nicht ganz trauen, Sie wissen, dass Ihre einzige Chance – und die Ihres Sohnes – darin besteht, mitzuspielen.«

Susan schwieg eine Weile. Es war ein tiefes, vollkommen unnatürliches Schweigen. Sie atmete kaum und hielt den Blick fest

auf West gerichtet, ohne ihn allerdings wirklich wahrzunehmen. Susan starrte ihn an, nicht wie man einen Menschen anstarrt, sondern wie irgendein Präparat in ihrem Labor, bei dem sie sich fragte, wie sie es am besten in seine Einzelteile zerlegen und Zusammensetzung und Funktionsweise herausfinden konnte.

»Was verlangen Sie von mir? Was soll ich tun?«, fragte sie schließlich. Ihre Stimme war kalt und völlig emotionslos.

West erhob sich aus seinem Sessel und schritt zu einem der Kabinenfenster, um hinauszublicken. Susan konnte spüren, dass das Flugzeug langsam an Höhe verlor. Sie würden bald landen.

»Wir haben einige Aspekte Ihrer Arbeit weiter entwickelt, als Sie es sich jemals hätten träumen lassen – das wissen Sie bereits.« West drehte sich zu ihr um, nahm jedoch nicht wieder Platz. Stattdessen blieb er vor ihr stehen, die Hände locker in seinen Hosentaschen vergraben, und sah auf sie hinab. »Das komplette psychologische Programm, das wir geschaffen haben, funktioniert beinahe besser, als wir zu hoffen gewagt haben. Aber es gibt ein Problem, nur eins, das wir bisher nicht haben lösen können.«

Er sah Susan an, als warte er darauf, dass sie ihn nach diesem Problem fragte. Doch diesen Gefallen würde sie ihm nicht tun.

West verschränkte die Arme und fuhr schließlich fort. »Das visuelle Gedächtnis«, sagte er. »Wir haben einige Probleme mit dem visuellen Gedächtnis.«

***ZWEITER TEIL***

Control saß neben Charlies Bett im Krankenhaus und lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück. »Es ist alles glatt verlaufen«, sagte er. »Wir können von Glück reden, dass Sie nicht schwerer verletzt wurden.«

Charlie registrierte das »wir«. Control schien wirklich froh darüber zu sein, dass Charlie den Einsatz in der Botschaft lebend überstanden hatte.

»Ein paar Zentimeter weiter, und die Kugel hätte Ihnen das Rückenmark durchtrennt. Eine zweite Kugel hat Sie in der Schulter erwischt und ist im Knochen stecken geblieben. Sie werden eine Zeit lang kürzer treten müssen. Aber Ihrer Rippe wird es schon in ein paar Tagen besser gehen. Haben Sie eine Idee, wie Sie sie sich gebrochen haben könnten?«

»Ich habe bei der Landung einen Baum gestreift. Vielleicht war es das.«

Sie plauderten eine Weile weiter, besprachen einige Details des Einsatzes, allerdings ohne dass es in eine formelle Nachbesprechung ausartete. Diese würde vielleicht erst später folgen, wenn überhaupt. Control schien mit dem Ausgang der Operation zufrieden. Alles – bis auf Charlies Verletzungen – war nach Plan verlaufen.

Als Control gegangen war, griff Charlie nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. Er zappte durch einige Kanäle, bis er CNN fand, wo vom Ende des Geiseldramas in der Botschaft berichtet wurde. Der Bericht begann mit der Meldung, dass noch immer Beileidsbekundungen eintrafen, die den tragischen Tod des jungen Senators bedauerten, gefolgt von Absichtserklärungen, die

internationale Zusammenarbeit im Kampf gegen den Terrorismus weiter zu verstärken, für bessere Koordination und gemeinsame Ausbildung zu sorgen. Außerdem bekräftigten die Regierungen ihren Entschluss, standhaft zu bleiben und den Forderungen von Terroristen nicht nachzugeben. Und so weiter und so fort. Der Einsatz des Militärs wurde haarklein analysiert, Charlies Rolle jedoch mit keinem Wort erwähnt. Das war nichts Neues. Im Gegenteil, wenn Charlie erwähnt worden wäre, hätte das nur bedeutet, dass irgendetwas schrecklich schiefgelaufen wäre.

Gelangweilt von der Berichterstattung im Fernsehen und plötzlich müde geworden, schaltete Charlie das Gerät aus und lehnte sich zurück, um sich auszuruhen. Er schloss die Augen. Ein Bild tauchte vor ihm auf. Das Gesicht einer Frau. Zuerst fiel ihm kein Name dazu ein. Dann erkannte er erschrocken, wer sie war. Er sah das Gesicht von Kathy Ryan vor sich.

Das Bild war so überraschend deutlich, dass Charlie die Augen öffnete und versuchte, sich aufzusetzen, ohne an seine Verletzungen zu denken. Doch selbst der scharfe Schmerz, der ihn durchfuhr, vermochte das Bild in seinem Kopf nicht auszulöschen. Er starrte die leere weiße Wand ihm gegenüber an, doch er sah – und zwar so deutlich, als stünde sie leibhaftig vor ihm – das Gesicht von Kathy Ryan. Die Erinnerung, die so viele Jahre lang verloren gewesen war, war plötzlich wie durch ein Wunder wieder da.

Charlie fragte sich, wie so etwas möglich sein konnte. Wie hatte er dieses vertraute junge Gesicht, das er so sehr geliebt hatte, je vergessen können? Und warum erinnerte er sich nun plötzlich wieder daran? Hing es vielleicht mit den Verletzungen zusammen, die er erlitten hatte? Mit der Kugel, die seinen Kopf getroffen und ihn beinahe getötet hatte? Wer konnte das schon wissen?

Vielleicht würde ein Psychiater daraus schlau werden. Aber

Charlie kannte keinen. Auf die Schnelle fiel ihm niemand ein, der ihm bei dieser Sache helfen konnte. Doch fast genauso schnell entschied er, dass er in diesem Fall auch gar keine Hilfe wollte. Das hier war allein seine Sache, seine Erinnerung, sein Leben, und so sollte es auch bleiben.

Es gab keine Menschenseele, mit der er darüber sprechen wollte.

## 19

Susan hatte getan, was man von ihr verlangte, doch die Sache war noch nicht ausgestanden. Unruhig schritt sie in dem komfortablen, großzügigen Quartier, das man ihr zugewiesen hatte, auf und ab. Sie war weder imstande, das Zimmer zu verlassen, noch sich zu entspannen. Sie hatte Erfolg gehabt: Das visuelle Gedächtnis des »Patienten« hatte sich gebessert, dennoch erwartete man von ihr, dass sie in Bereitschaft blieb, für den Fall, dass ein neues, unerwartetes Problem auftauchte. Ein Vergleich kam ihr in den Sinn: das Bild von dem Esel, den man mit vorgehaltener Karotte lockte. Die Karotte, mit der man Susan lockte, nämlich das Versprechen, dass sie und Christopher, ganz zu schweigen von ihrem Vater, zu einem »normalen Leben« zurückkehren konnten, hing noch immer unmittelbar vor ihrer Nase, doch wer immer auch die Zügel in der Hand hielt, er hatte sich noch nicht dazu entschlossen, ihr die Belohnung zukommen zu lassen.

Falls dieser Fall überhaupt je eintreten würde. Susan wusste, dass sie sich auf einen Handel eingelassen hatte, zu dem es nur eine Alternative gab – eine Alternative, die ein viel zu großes Risiko barg. Im Augenblick konnte sie nichts anderes tun, als abwarten und sehen, wie das Spiel sich entwickelte.

Das Telefon klingelte. Es war West.

»Möchten Sie gerne mit Ihrem Sohn sprechen?«, fragte er.

»Natürlich«, fuhr sie ihn an. »Wo ist er?«

»In guten Händen«, erklärte West. »Ich versichere Ihnen, dass es ihm gut geht und er sich wohl fühlt. Warten Sie, ich stelle das Gespräch durch.«

Susan hörte, wie mehrere Verbindungen geschaltet wurden, Und dann war da plötzlich Christophers Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Mami?«

»Christopher?«

»Mami? Wo bist du? Wann kann ich nach Hause kommen?«

»Bald, mein Schatz, das verspreche ich. Wie geht es dir? Ist alles in Ordnung?«

»Ich glaub schon.« Er klang ein wenig verstimmt. »Sie haben gesagt, dass du mich hierher geschickt hast. Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein, natürlich nicht, Schatz. Du hast überhaupt nichts falsch gemacht.«

»Warum hast du mich dann hierher geschickt?«

Susan dachte schnell nach. Mit Sicherheit hörte jemand ihr Gespräch ab, vielleicht sogar West selbst.

»Es ging nicht anders, weil ich eine Weile weg sein werde. Ich werde aber so schnell wie möglich zurückkommen,«

»Warum musst du weg? Was tust du denn?«

»Später, Liebling, später. Ich werde dir alles erzählen, wenn ich zurück bin.«

»Warum kann ich nicht bei Ben bleiben?«

»Nun, ein paar Nächte wären okay, aber... weißt du, man kann nicht so lange bei anderen Leuten bleiben, auch wenn es Freunde sind. Ihr würdet anfangen, euch auf die Nerven zu gehen.«

»Warum kann Opa nicht kommen und auf mich aufpassen?«

»Er ist... ich fürchte, er hat keine Zeit. Er würde es sicher gerne tun, aber er kann nicht. Mach dir keine Sorgen, Schatz, es ist nicht für lange.«

Christopher schwieg, doch Susan ahnte, dass er noch nicht alles gesagt hatte, was er sagen wollte. Da war noch etwas, aber Christopher wusste nicht, wie er es ausdrücken sollte.

»Was ist los, Chris? Was geht dir durch den Kopf?«

Seine Stimme zitterte, als er sprach: »Mami, ich dachte, du wärst vielleicht tot.«

Susan spürte, wie sich ihre Kehle zuschnürte und ihr Tränen in die Augen schossen.

»Mir geht es ausgezeichnet, Liebling. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Alles wird wieder gut. Bald sind wir wieder zusammen.«

»Wirst du mich wieder anrufen?«

»Natürlich.«

»Sie haben hier Pferde, und sie sagen, ich kann reiten lernen.«

Diese Bemerkung überraschte sie. Vielleicht war es auch der veränderte Tonfall, die unerwartete Begeisterung, mit der sie vorgetragen worden war. Christopher hörte sich plötzlich an wie ein Kind, das aus dem Feriencamp anruft, zuerst traurig und voller Heimweh, um dann plötzlich den Wunsch zu äußern, länger als ursprünglich geplant zu bleiben.

»Das ist schön, Schatz. Wo bist du? Auf einer Ranch?«

»Ja, sie haben gesagt, du hast das so arrangiert.«

Wieder musste sie schnell nachdenken. Es war eine Lüge, die sie nicht als solche entlarven durfte.

»Natürlich habe ich das, mein Schatz. Ich weiß nur nicht, was für eine Art von Ranch... Ich war selbst noch nicht dort.«

»Sie ist irgendwie ganz nett. Und es gibt einen Hubschrauber.«

»Das klingt wunderbar, Christopher!«

Susan hörte im Hintergrund eine Tür schlagen und einen Hund bellen. Es kam ihr seltsam vertraut vor.

»Ist das Buzz?«

»Klar. Sie haben gesagt, ich darf ihn mitnehmen. Dem geht's gut hier!«

»Das freut mich.«

Seltsamerweise war es die Mitteilung, dass Christopher seinen Hund bei sich hatte, die sie mehr als alles andere beruhigte. Es klickte in der Leitung, und dann war wieder Wests Stimme zu hören.

»Zeit, zum Ende zu kommen, Susan. Christopher kann mich nicht hören – lassen Sie es einfach ganz natürlich klingen.«

Noch ein Klicken.

»Schatz, ich muss jetzt los. Ich rufe dich bald wieder an. Ich liebe dich.«

»Ich dich auch, Mami.«

20

Nach einer Woche durfte Charlie nach Hause. Man transportierte ihn in einem Privatfahrzeug, nicht in einem Krankenwagen. Control hatte ihm einen weiteren Besuch abgestattet, um ihm mitzuteilen, dass er sich so viel Zeit lassen sollte wie nötig, um sich vollständig zu erholen. Man hätte leicht eine Urlaubsreise für ihn arrangieren können, doch Charlie zog es vor, zu Hause zu bleiben. Die Zeit, die vor ihm lag, bot viel zu viele schöne Aussichten, als dass er sie sich durch irgendwelche Unwägbarkeiten, wie sie jede Reise mit sich brachte, verderben

lassen wollte. Er hatte es in seinem Beruf schon genügend mit unvorhersehbaren Ereignissen zu tun.

Charlie malte, schwamm und trainierte im Fitnesscenter, sobald er sich besser fühlte. Jede Nacht hatte er eine Verabredung mit einem der Mädchen – manchmal auch mit zweien, wenn es sich um Savannah und Jane handelte, die stets nur zusammen arbeiteten. Die Mädchen tauchten gegen halb sieben auf und stiegen mit ihm für eine gute Stunde ins Bett. Dann gingen sie aus, manchmal zum Essen, manchmal um ein wenig zu tanzen. Danach kamen sie zurück und vögelten sich in den Schlaf. Am Morgen verabschiedeten sich die Mädchen nach dem Frühstück – manchmal auch nach ein paar Spielchen unter der Dusche – und ließen Charlie mit der Aussicht auf einen weiteren schönen Tag allein.

Virgil Fry kam vorbei, um Charlies neueste Gemälde zu erstehen. Er zeigte keinerlei Interesse daran, wie Charlie zu den Verletzungen gekommen war, von denen er sich gerade erholte. Es war, als hätte der kleine Mann irgendwie gewusst, was ihn erwartete, als wäre er, so überlegte Charlie im Nachhinein, vorher ausführlich informiert worden. Charlie fragte sich, ob es wirklich der Fall sein konnte, und notierte sich in Gedanken, Fry danach zu fragen, wenn er das nächste Mal auftauchte.

Charlie blickte auf die Uhr. Es war Zeit, hinunter ins Fitnesscenter zu gehen, zu trainieren, zu schwimmen und dann zurückzukehren, um sich auf die Vergnügungen des Abends vorzubereiten. Das Mädchen, mit dem er sich heute traf, hieß Lila, ausgesprochen: »Leila«. Zummindest hatte sie diesen Namen angegeben. Charlie hatte den Verdacht, dass er erfunden war. Er hatte einmal eine Frau namens Eileen gekannt, die ihren Namen I-Lean schrieb. Ihr einziger Ehrgeiz hatte darin bestanden, Schauspielerin zu werden, und sie glaubte, dass ein

ungewöhnlicher Name ihr auf dem Weg zum Ruhm von Nutzen sein würde. Charlie hatte sie kurz darauf im »Fernsehfilm der Woche« gesehen und gedacht, dass Talent ihr wahrscheinlich nützlicher gewesen wäre.

Charlie und Lila waren sich begegnet, kurz nachdem er aus dem Krankenhaus gekommen war. Er war an der kleinen Parfümerie in der Lobby seines Apartmenthauses am Yachthafen vorbeigekommen und hatte dort diese elegante und ausgesprochen wohlproportionierte Frau mit dem üppigen rot-goldenen Haar gesehen. Augenblicklich war er eingetreten und hatte vorgegeben, ein Geschenk für seine Schwester zu suchen. Er fragte sie um Rat, aber sie durchschaute sein Spiel sofort und lachte laut – ein freundliches Lachen, das ihm verriet, dass sie sich geschmeichelt fühlte. Er schlug ihr vor, sich auf einen Drink zu treffen. Das Treffen fand dann in seinem Apartment statt, und es dauerte eine Weile, bis sie zum Trinken kamen.

Seit damals waren sie mehrmals die Woche miteinander ausgegangen. Sie war älter als die meisten Frauen in seinem bisherigen Leben. Er schätzte sie ein, zwei Jahre älter, als er selbst war. Sie sah fabelhaft aus und hatte Spaß an Sex, außerdem war sie eine angenehme Gesellschafterin.

An diesem Abend besuchten sie ein neues Restaurant. Es war ihr Vorschlag; sie hatte darüber in der Zeitung gelesen und wollte es ausprobieren. Die Küche war teils chinesisch, teils französisch. Charlie meinte, das höre sich großartig an.

Im Verlauf seiner Spezialausbildung – irgendwann, nachdem er das Töten mit bloßen Händen gelernt und bevor er das Überleben im Dauerfrost trainiert hatte – hatte er an einem Kurs über »Gesellschaftliche Etikette« teilgenommen. Sie hatten alles geübt: von höflicher Konversation bis hin zu der Frage, welches Messer man zum Käse benutzte. Weinproben waren veranstaltet worden,

und Charlie hatte gelernt, zwischen einem kalifornischen Cabernet und einem guten Bordeaux zu unterscheiden. Er würde nie ein Experte werden, aber er wusste genug, um sich nicht zu blamieren. Weinkellner brachten ihm angemessenen Respekt entgegen und wurden nicht hochnäsig, wenn er nach ihrem Rat bei einigen weniger bekannten Sorten und Jahrgängen fragte. In der Tat gefiel er sich in der Rolle des Mannes von Welt, eine Rolle, in die er überraschend problemlos geschlüpft war. Es amüsierte ihn, dass selbst stark begrenztes Wissen, wenn man es nur mit der nötigen Autorität und dem richtigen Maß an Understatement anbrachte, als hohe Kultiviertheit angesehen wurde.

Er und Lila genossen an diesem Abend ein ausgezeichnetes Dinner, unterhielten sich, erzählten sich Anekdoten und lachten. Dann gingen sie zurück in sein Apartment, wo der Abend noch amüsanter wurde. Gegen drei Uhr morgens erwachte Charlie schlaftrunken mit dem unbestimmten Gefühl, dass etwas nicht in Ordnung war. Er sah, dass Lila sich anzog. Sie sagte, dass sie sich bemüht hätte, ihn nicht zu wecken.

»Warum gehst du?«, fragte er und richtete sich auf die Ellbogen auf.

Sie zuckte die Schultern, als könne oder wolle sie nicht darüber reden. »Ich glaube, es ist einfach besser so«, erklärte sie.

»Stimmt etwas nicht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nun, dann komm... komm zurück ins Bett.«

»Ich würde lieber gehen, wirklich.«

Er beobachtete, wie sie sich hastig weiter anzog. Sie wirkte distanziert und verhinderte es, ihm in die Augen zu sehen.

»Um Himmels willen, Lila, es ist drei Uhr morgens!«

»Mein Auto steht unten.«

Charlie schwang die Beine aus dem Bett, blieb aber auf der Kante

sitzen. Er war verärgert, wollte es Lila aber nicht merken lassen. Das wäre sicher nicht die beste Art, die Situation zu meistern, entschied er.

»Rede mit mir. Was hast du auf dem Herzen?«

Keine Antwort.

»Lila?«

Sie schien einen Augenblick nachzudenken, dann sah sie ihm direkt in die Augen, als wolle sie ihm eine Art Ultimatum stellen. Nur dass es kein Ultimatum war; sie zählte lediglich Fakten auf:

»Charlie, ich bin aus dem gleichen Grund hier wie du – ich möchte einen angenehmen Abend draußen in der Stadt und hier drinnen im Bett verbringen. Mehr verlange ich nicht von dir, und ich will auch nicht, dass du mehr von mir verlangst. Ich will nicht, dass du mich danach fragst, ob ich je verheiratet war oder Kinder habe oder ob meine Eltern noch leben und wo sie wohnen. Du hast nicht danach gefragt, und ich habe nicht erwartet, dass du es tust. Also ist alles in bester Ordnung. Lass es dabei bewenden, und wenn du nichts dagegen hast, würde ich jetzt gerne nach Hause gehen.«

»Aber ich habe etwas dagegen.«

Charlie hatte sich erhoben, die Arme hingen schlaff an seiner Seite, und plötzlich wurde ihm bewusst, wie leicht es sein würde, diesen kleinen Streit zu beenden. Gleichzeitig wusste er, wie sinnlos das gewesen wäre. Nicht dass er moralische Bedenken gehabt hätte; in manchen Situationen war Gewalt einfach keine Lösung. Und Vergewaltigung entsprach nicht seiner Vorstellung von gutem Sex. Nein, seine Partnerin sollte so begeistert bei der Sache sein wie er selbst.

Also lass sie gehen, wenn sie unbedingt möchte, dachte er sich.

Er hob die Hände, die Handflächen nach außen gewandt. »Okay, tu was du willst. Was soll ich machen – dich etwa festbinden?«

Er lachte kurz auf, um zu unterstreichen, dass alles in Ordnung war und sie nichts zu befürchten hatte. Sie sah ihn an, und plötzlich wurden ihre Züge wieder sanfter. »Nein«, sagte sie, »ich weiß, dass du das nicht tun würdest, sonst wäre ich nicht hier.«

Während sie sprach, zog sie ihre hochhackigen Schuhe an und kam hüftschwingend auf ihn zu.

»Es hat großen Spaß gemacht. Ruf mich bald mal an.«

Sie küsste ihn flüchtig auf den Mund, drehte sich um und ging zur Tür. Dort angekommen, blieb sie stehen und warf ihm über die Schulter ein breites Lächeln zu.

»Bis dann.«

Und damit war sie verschwunden.

Charlie zog seinen Bademantel an und ging zur Bar im Wohnzimmer. Er überlegte kurz, ob er Musik auflegen sollte, konnte sich aber nicht entscheiden, welche. Also griff er sich nur ein kaltes Bier, ließ sich in einen Sessel fallen und schwang die Beine über die Armlehne.

In seinem Kopf war nur ein Gedanke, ein Bild, das alles andere überlagerte. Lila war vergessen – wie alle anderen auch. Es war Kathy Ryans Gesicht, das er vor sich sah. Dachte sie jemals an ihn?, fragte er sich zum tausendsten Mal. Was war aus ihr geworden? Sie hatte keinen leichten Start ins Leben gehabt, genauso wenig wie er selbst. Doch er hatte Glück gehabt. Er hoffte, dass es Kathy ebenso ergangen war.

Und er fragte sich, ob es ihm vielleicht eines Tages gelingen würde, sie wiederzufinden.

Charlie hatte nie zuvor mit Control über Sex gesprochen. Ein Grund jedoch, warum dieser Mann so Vertrauen erweckend auf Charlie wirkte, war die Tatsache, dass er nie einer Frage auswich oder eine unklare Antwort gab.

»Mein Gott, Charlie, was glauben Sie, wozu Ihre rechte Hand da ist?«

»Sir?«

Control senkte den Kopf und beugte sich vor. Sein Blick bohrte sich tief in Charlies Augen.

»Ihr Schwanz wird schon nicht gleich abfallen, wenn Sie mal ein paar Tage lang keinen Sex haben.«

»Es könnte Wochen dauern, Sir, wie Sie selbst gesagt haben.«

Control lehnte sich wieder zurück. Sein Seufzen klang gereizt. Sie saßen draußen vor einer Kaffee-und-Donut-Raststätte am Rande der 101 in Richtung Norden. Sie waren getrennt hergekommen.

»Ich sage Ihnen was, Charlie«, fuhr Control schließlich fort, nachdem er eine Weile mit den Fingern auf der Tischplatte getrommelt hatte. »Wir geben Ihnen eine Telefonnummer und werden dafür sorgen, dass Ihnen von Zeit zu Zeit ein paar Mädchen geschickt werden. Wir werden uns sogar um die Rechnung kümmern – innerhalb vernünftiger Grenzen.«

»Danke, Sir, das hört sich gut an. Aber ich würde es vorziehen, vor Ort persönliche Kontakte zu knüpfen.«

»Sie kennen die Regeln, Charlie. Alles, was den Erfolg oder die Sicherheit der Operation gefährden könnte...« Controls Blick verhärtete sich. »... glauben Sie mir, Sie wollen gar nicht wissen, was Ihnen in einem solchen Fall drohen würde. Haben Sie verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Regel Nummer eins, Charlie. Wie lautet sie?«

»Keinen Mist bauen, Sir.«

»Und Regel Nummer zwei?«

»Keinen Mist bauen, Sir.«

»Nummer drei?«

»Keinen Mist bauen, Sir.«

»Und der Rest?«

»Keinen Mist bauen, Sir.«

»Ganz genau.«

Control ließ die letzten Worte drohend in der Luft schweben – zweifellos, um ihnen Nachdruck zu verleihen. Aber Charlie hatte verstanden. Der Job hatte absoluten Vorrang. Alles andere spielte nur die zweite Geige.

Autos brausten in gleichförmiger Regelmäßigkeit vorbei.

»Ich werde keinen Mist bauen, Sir.«

Charlie nahm an, dass Überwachungsaufgaben ein Job für Rekonvaleszenten waren. Das hatte zumindest Control behauptet.

»Ich werde Sie wieder aufs Karussell steigen lassen, Charlie. Ein bisschen Aufwärmtraining, nichts allzu Schweres.«

Sie hatten ihm eine alte Fischerhütte gemietet, die hübsch dekoriert und bequem eingerichtet worden war, mit einem angebauten Atelier. Was immer Charlie brauchte, wurde von Old Harbour aus angeliefert, wie die Anwohner das erst kürzlich erschlossene und florierendste Viertel ihrer Gemeinde nannten.

Charlie gefiel die Küste Neuenglands. Er war nie zuvor an der Ostküste gewesen, aber man hatte ihm versichert, dass das Leben dort sich nicht wesentlich von dem in Kalifornien unterschied, außer dass sowohl das Klima als auch die Menschen etwas kühler waren. Seiner Tarnung entsprechend, gab er sich als Künstler auf

Urlaub aus, der eine Reihe von Landschaftsbildern malen wollte. Das war das Naheliegendste gewesen, und es verschaffte Charlie den Vorteil, frei über seine Zeit verfügen zu können, sodass er sich überall so lange wie nötig aufhalten konnte, ohne dadurch Verdacht zu erregen.

Der Frühling war gerade erst ins Land gezogen, und überall regte sich neues Leben. Morgens malte Charlie draußen. Er stand früh auf, weil dann das Licht am besten war. Am Nachmittag joggte er oder ging schwimmen, manchmal arbeitete er auch im Atelier weiter. Und manchmal setzte er sich in seinen Geländewagen und fuhr nach Old Harbour, um dort zu Abend zu essen oder einfach nur ein paar andere Gesichter zu sehen. Auf der Fahrt kam er an dem Haus vorbei, das er beobachten sollte und das er durch starke Ferngläser auch von seiner Hütte aus sehen konnte. Bis jetzt war es verschlossen und unbewohnt geblieben. Es war aus weißen Backsteinen errichtet, mit Rück aufs Meer. Die Fensterläden waren grün gestrichen, der Garten liebevoll gepflegt und von einem Lattenzaun umgeben. In der ersten Woche hatte Charlie mehrmals einen Gärtner bei der Arbeit beobachtet, doch mithilfe einiger diskreter Nachforschungen schnell festgestellt, dass dieser ein paar Kilometer entfernt wohnte und das Haus selbst nie betrat. Soweit Charlie es überblicken konnte, betrat nie jemand das Haus. Es sah ganz wie das Ferienhaus einer reichen Familie aus, die dort ein paar Wochenenden oder einen Monat im Sommer verbringt und es ansonsten vermietet. Mit Sicherheit wohnte jedoch im Moment niemand dort.

Man hatte Charlie gesagt, dass jemand das Haus beziehen würde. Man hatte ihm nicht gesagt, wer es sein würde oder was er oder sie dort tun würden, nicht einmal, wie viele es sein würden. Auf jeden Fall sollte er jeden Neuankömmling sofort an eine bestimmte Telefonnummer weitermelden.

Was sein Privatleben betraf, so hatte er mit Control einen Kompromiss ausgehandelt. Charlie durfte jede seiner Freundinnen aus Kalifornien einladen, wann immer er wollte. Für den Fall, dass er sie nicht bei sich wohnen lassen wollte, stellte man ihm ein zweites kleines Haus in etwa einem Kilometer Entfernung zur Verfügung.

Savannah und Jane kamen für ein paar Tage vorbei. Charlie brachte sie in der zweiten Hütte unter, da er seine Abgeschiedenheit schätzte. Das Arrangement funktionierte ausgezeichnet. Als die beiden wieder abfuhren, wurden sie durch Carol ersetzt (er hatte sich vergewissert, dass sie sich ohne »e« schrieb).

Es war ein Mittwoch morgen gegen elf Uhr. Charlie hatte seine Staffelei wie gewöhnlich so am Strand aufgestellt, dass er das Haus aus der Entfernung beobachten konnte. Ab und zu griff er zum Fernglas und sah nach, ob sich dort etwas rührte, wobei er sich stets den Anschein gab, als suche er den gesamten Horizont nach etwas Interessantem ab. Es war ihm aufgefallen, dass er den Klang des Meeres und der kreisenden Möwen am Himmel mochte. Die ganze Atmosphäre war entspannend und wirkte irgendwie reinigend.

Doch er verlor dabei seinen siebten Sinn für Gefahr nicht und spürte sofort, dass sich jemand von hinten vorsichtig über den Sandstrand näherte, jemand, der unbemerkt bleiben wollte.

Charlie drehte sich wie beiläufig um, jedoch auf alles gefasst. Die Frau, die er erblickte, war etwa in seinem Alter. Sie hatte dunkles, dichtes Haar, relativ kurz geschnitten, das ganz natürlich ihr Gesicht umrahmte.

Es war ein starkes Gesicht: nicht klassisch schön – dafür hatte es zu viele Eigenheiten, aber schön war es trotzdem. Dunkle Augen, beinahe so dunkel wie ihr Haar, und ein Blick, der sowohl

Verständnis und Intelligenz verriet als auch die Fähigkeit zu überraschen. Eine zierliche Nase saß über einem vollen Mund mit leicht geöffneten Lippen, als habe sie gerade etwas sagen wollen, als Charlie sie ertappte.

Er kannte diesen Blick. Er kannte das Gesicht – vielleicht besser als jedes andere. Doch es dauerte lange, bis er fähig war, den Namen der Frau auszusprechen, die da vor ihm stand.

»Kathy?«, fragte er schließlich, und seine Kehle war mit einem Mal wie zugeschnürt.

## 22

Sie sah ihn mit einem seltsam starren Blick an. Es musste die Überraschung sein. Ihre Augen suchten die seinen, als forschten sie nach einem Hinweis darauf, wieso dieser Fremde ihren Namen kannte. Doch bald würde sie ihn erkennen. Sie würde – sie musste sich einfach an ihn erinnern.

»Kathy«, wiederholte er, »ich bin es. Charlie, Charlie Monk.«

Sie starrte ihn weiterhin mit diesem seltsamen Blick an.

»Charlie Monk?« Es klang wie ein Echo.

»Mein Gott, Kathy, ich kann es nicht glauben... ich habe so oft an dich gedacht, mich gefragt, wo du bist, was aus dir geworden ist...«

Er stand ungewohnt schwerfällig auf und warf dabei den kleinen Segeltuchstuhl um, auf dem er gesessen hatte. Sie wich instinktiv einen Schritt zurück, obwohl seine Bewegungen nichts Bedrohliches an sich hatten. In der einen Hand hielt Charlie noch immer den Pinsel, doch dann bemerkte er zu seinem eigenen Erstaunen, dass er die andere ausgestreckt hatte, als wolle er

Kathy berühren. Schnell zog er sie zurück.

»Kathy, keine Angst. Ich bin es, Charlie. Erinnerst du dich denn nicht an mich?«

Er bemerkte, dass er noch einen Schritt auf sie zu gemacht hatte und sie einen weiteren zurückgewichen war. Plötzlich spürte er Panik in sich aufsteigen. Er konnte sich doch nicht irren, oder? Nein, das *war* Kathy, ohne Zweifel. Aber warum fürchtete sie sich vor ihm?

»Sieh mal«, sagte er, »es ist lange her. Ich verstehe, dass du überrascht bist, vielleicht sogar ein bisschen erschrocken. Ich bin es ja auch. Mein Gott, wenn ich heute Morgen eine Liste mit den zehn unwahrscheinlichsten Dingen, die mir heute passieren, erstellt hätte, dann hätte unsere Begegnung ganz oben gestanden!«

Das rief ein leises, unsicheres Lächeln bei ihr hervor. Ihre Augenlider zuckten kurz. Charlie fühlte sich wieder etwas sicherer. Für einen Augenblick hatte er befürchtet, dass Kathy sich umdrehen und davonlaufen würde. Vorsichtig legte er den Pinsel auf seine Palette.

»Du erkennst mich doch, Kathy, nicht wahr? Du erinnerst dich an mich?«

»Ja, Charlie, natürlich, ich habe dich gleich erkannt.« Sie hielt kurz inne, und dann fügte sie beinahe entschuldigend hinzu: »Schön, dich zu sehen.«

Mehr Ermunterung brauchte Charlie nicht. Er trat vor, um sie in die Arme zu schließen, um all die verlorenen Jahre mit einer einzigen, liebevollen Umarmung davonzufegen. Doch er sah, wie sie erschrocken zusammenzuckte und erneut unwillkürlich zurückwich.

»Keine Angst, Kathy. Ich will dir nicht wehtun.«

Sie musste den Schmerz bemerkt haben, den ihre Angst ihm bereitete, denn sie entspannte sich sichtlich. Zwar kam sie nicht

näher, doch immerhin vermittelte sie nicht mehr den Eindruck, als wolle sie jeden Moment die Flucht ergreifen.

»Das weiß ich«, sagte sie. »Es ist nur, wie du richtig sagst, ein ziemlicher Schock. Es tut mir leid.«

Charlie blieb, wo er war, und respektierte den Abstand, den sie offensichtlich für nötig erachtete.

»Schon gut«, erwiderte er, »wir wollen nichts überstürzen. Schließlich haben wir genug Zeit.« Dann korrigierte er: »Nun, ich habe gut reden. Ich weiß natürlich nicht, wie es bei dir aussieht. Ich weiß gar nichts von dir...«

Er blickte auf ihre Hand. Sie trug einen Ehering. Der Anblick verursachte ihm einen unerwarteten, schmerzhaften Stich. Sie bemerkte seinen Blick und bedeckte ihre Linke beinahe entschuldigend mit der rechten Hand – ließ diese aber sofort wieder sinken, als ihr die Absurdität der Geste bewusst wurde.

»Du bist verheiratet«, sagte Charlie und hoffte, die Enttäuschung in seiner Stimme wäre nicht allzu offenkundig.

»Ich war es«, antwortete sie. »Mein Mann ist gestorben.«

So, wie sie es sagte, trafen ihn die Worte härter, als er vermutet hätte. »Tut mir leid. Was ist passiert?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich möchte lieber nicht darüber reden.«

»Natürlich.«

Fast hatte er sie gefragt, ob sie Kinder hatte, ließ es dann aber sein. Lass ihr Zeit, sagte er sich. Lass uns beiden Zeit!

»Also, was machst du hier?«, fragte er stattdessen. »Lebst du hier irgendwo in der Nähe?«

»Nein. Ich bin nur auf Besuch. Und du?«

»Das Gleiche.« Erwies auf seine Staffelei. »Ich habe mit dem Malen angefangen.«

»Sieht aus, als seiest du ziemlich gut«, lobte sie mit einem Blick

auf die Leinwand. »Ich würde gern mehr von deinen Bildern sehen.«

»Ich zeige sie dir gerne. Wirst du länger bleiben?«

Sie zögerte. »Schwer zu sagen.«

Charlie fragte sich, was dieses Zögern zu bedeuten hatte. In ihm verstärkte sich der Verdacht, dass nicht nur ihr unerwartetes Zusammentreffen sie belastete, Da war noch etwas anderes, das sie beunruhigte.

»Sagst du mir, wo ich dich erreichen kann? Darf ich dich anrufen?«

Sie zuckte erneut mit den Schultern, als wolle sie der Frage ausweichen. »Ich mache für gewöhnlich morgens einen Strandspaziergang. Wir werden uns sicher begegnen, wenn du dann auch hier bist.«

»Ich werde hier sein.«

Sie sah ihn an. Er spürte, dass sie das Thema wechseln wollte. »Du bist also ein Künstler«, sagte sie. »Kannst du davon leben? Stellst du deine Bilder aus? Hast du einen bestimmten Agenten?«

»Ja... ich meine: Ich habe einen Agenten. Leben tue ich nicht gerade davon. Ich habe noch...«

Er merkte gerade noch rechtzeitig, dass er dabei war, mehr zu erzählen, als gut war, und hielt inne. Er hatte eine Tarnung, und solange er hier war, um seinen Job zu erledigen, musste er diese aufrechterhalten.

»Na ja, in gewisser Weise mache ich's doch – davon leben, meine ich.«

Sie neigte den Kopf zur Seite und sah ihn prüfend an.

»In gewisser Weise? Bist du nur bescheiden? Oder wolltest du eben sagen, dass du noch einen anderen Job hast?«

»Ich war eine Zeit lang in der Army. Als sie mich damals das letzte Mal weggebracht haben, haben sie mich in eine Art

Militärschule gesteckt.« Er hielt inne und beobachtete, wie sie darauf reagierte. »Du erinnerst dich doch an das letzte Mal, damals, als sie uns auf dem Rangierbahnhof erwischt haben?«

Sie nickte beinahe unmerklich. »Ja, ich erinnere mich.«

»Es ist so schön, dich wiederzusehen, Kathy.«

Sie blickte auf die Uhr. »Ich muss zurück«, sagte sie, »ich habe noch etwas zu erledigen.«

»Darf ich dich begleiten?«

Sie wirkte unsicher.

»Nur bis zur Straße«, fügte Charlie hinzu. »Das Haus, das ich gemietet habe, steht da drüben.« Er wies mit dem Finger in die ungefähre Richtung.

»Natürlich«, meinte sie schließlich. »Bis zur Straße. Ich muss dann da lang.« Sie deutete in die entgegengesetzte Richtung.

Charlie brauchte nicht lange, um die Staffelei zusammenzuklappen und die Farben wegzupacken. Wenig später brachen sie auf. Sie plauderten zwanglos, auch wenn es eigentlich anstrengend und schwierig war, die Unterhaltung in Gang zu halten. Nach ein paar Minuten hatten sie die Straße erreicht und blieben stehen.

»Nun«, sagte Charlie und drehte sich zu Kathy um, »morgen werde ich wieder hier sein.«

Sie lächelte ihn an, und es kam Charlie vor, als läge ein Hauch von Trauer in diesem Lächeln; Trauer, doch auch Erleichterung, als wäre das Schlimmste überstanden, der Schock des Zusammentreffens überwunden, und als zeichne sich nun ein Silberstreif am Horizont ab.

»Pass auf dich auf, Charlie.«

Er fragte sich kurz, ob er ihr die Hand schütteln sollte. Doch das war zu förmlich. Und ein Kuss, selbst ein Kuss auf die Wange, war zu intim. Sie waren beide noch nicht so weit. Am Ende sahen sie

sich einfach nur ein wenig länger in die Augen, dann trennten sich ihre Wege.

War es Instinkt, der Charlie veranlasste, sich nach etwa fünfzig Metern umzuschauen? Oder nur der Wunsch, sie noch einmal zu sehen, der Drang, sich zu vergewissern, dass er sich die ganze Episode nicht nur eingebildet hatte?

Doch nein, sie war noch da, und er sah sie so deutlich wie eben, als sie direkt vor ihm gestanden hatte. Sie entfernte sich mit jedem Schritt von ihm, und ihre Gestalt wurde kleiner und kleiner.

Er beobachtete, wie sie leicht die Richtung änderte. Sie sah sich nicht um, war sich seines Blickes nicht bewusst.

Und spazierte geradewegs in das weiße Backsteinhaus, das Charlie überwachen sollte.

## 23

Charlie stand vor einem Dilemma. Er musste Meldung machen, aber was sollte er melden? Kathys Ankunft einfach zu verschweigen war zu gefährlich: Es gab zu viele andere Möglichkeiten, wie seine Auftraggeber davon erfahren konnten. Natürlich könnte er einfach melden, dass eine »Frau« angekommen sei, ohne zuzugeben, dass er sie kannte.

Die Tatsache, dass Control das Haus beobachten ließ, bedeutete, dass dort etwas im Gange war und dass jeder, der in die Sache verwickelt war, sich in Schwierigkeiten befand. Im schlimmsten Fall, so stellte Charlie sich vor, bekam er den Auftrag, jemanden aus dem Haus zu entführen oder gar zu töten. Natürlich würde er Kathy kein Leid zufügen, doch seine Möglichkeiten, Kathy zu beschützen, waren begrenzt.

Am Ende rief er an und berichtete, dass eine Frau eingezogen sei, und gab eine vage Beschreibung von ihr, mehr nicht. Dass er mit ihr gesprochen hatte, verschwieg er wohlweislich. Von der anonymen Stimme am anderen Ende der Leitung, der er stets seinen Bericht abstattete, gab es keine unangenehmen Rückfragen, keine Andeutung, dass Control selbst mit Charlie über diese Sache reden wolle. Charlie legte mit einem Gefühl der Erleichterung auf und freute sich auf den nächsten Morgen.

In dieser Nacht träumte er von Kathy. Es war ein wirrer, bruchstückhafter Traum. Sie waren wieder auf der Flucht, zwei Kinder, die nur eins wollten: ihrem alten Leben entfliehen. Und sie wollten es gemeinsam tun. Charlie wusste, dass er träumte. Was er fühlte, war intensiv und echt, doch was er sah, lief vor einer surrealen Kulisse ab, die ihm verriet, dass sich alles in seinem Kopf abspielte, nicht draußen in der Realität. Gleichzeitig spürte er Kathys Gegenwart so deutlich, dass er kaum an eine Traumgestalt zu glauben vermochte. Er spürte die Zartheit ihrer Haut, als er ihren Arm streifte, die Süße ihres Atems, als sie sich im Schatten des namenlosen Grauens, vor dem sie davonliefen, aneinander klammerten, die Wärme ihres Körpers, der sich an seinen presste.

Und dennoch hatte sich eine enorme Kluft zwischen ihnen aufgetan. Zum Teil war es die Kluft, die sich für gewöhnlich in Träumen einstellt, jenes merkwürdige nicht Greifbare: das Buch, aus dem man vorlesen sollte und das sich öffnete, nur um lauter leere Seiten zu zeigen; das große Glas kalten Wassers, das man austrank, ohne dass es den brennenden Durst löschte; die ungestüme Flucht, gefolgt von der Erkenntnis, dass man rannte, ohne von der Stelle zu kommen. Und das Schlimmste von allem: das Gefühl, dass das Objekt der Begierde in unerreichbarer Ferne blieb, wie nah man ihm auch sein mochte.

Doch abgesehen davon, war da noch etwas anderes. Charlie

fürchtete, verrückt zu werden, wenn es ihm nicht gelang, das Rätsel zu lösen. Was war es? Was fehlte? Etwas, vor dem er sich versteckte? Etwas, an das er sich nicht erinnern konnte, an das er sich nicht zu erinnern wagte}

Er schreckte schweißgebadet in zerwühlten Laken auf. Der Schlaf war verflogen und ließ sich nicht zurücklocken, also stand Charlie auf und spazierte zum Strand hinunter. Er kam an Kathys Haus vorbei. Es brannte kein Licht. Allerdings war es – er blickte auf die Uhr – drei Uhr morgens.

Eine Zeit lang blieb er so stehen und starrte in die Dunkelheit. Sollte er an ihre Tür klopfen und ihr sagen, dass er wusste, dass etwas nicht stimmte? Sollte er versuchen, sie zu überreden, sich ihm anzuvertrauen? Doch was, wenn sie nicht alleine war? Er hatte zwar niemanden sonst beobachtet, doch das hieß nicht, dass nicht noch andere Leute im Haus sein konnten. Vielleicht würde er nur sich und seine Mission gefährden, wenn er mitten in der Nacht hereinplatzte. Oder er würde Kathy gefährden. Besser, er wartete bis zum nächsten Morgen, wenn sie sich am Strand treffen wollten. Er beschloss, dann offen mit ihr zu reden und sie zu überzeugen, sich ihm anzuvertrauen.

Charlie drehte sich um und begann zu seiner Hütte zurückzumarschieren, doch er wusste, dass er keinen Schlaf mehr finden würde. Statt also die langen Stunden auszuhalten, bis er Kathy wiedersehen würde, lief er zum Wasser hinunter, streifte die Kleider ab und tauchte in die laue Brandung.

Als er schließlich nach Hause kam, dämmerte bereits der Morgen. Er rasierte sich, bereitete sich ein Frühstück, packte seine Malutensilien und machte sich erneut auf den Weg zum Strand.

Charlie sah zum zwanzigsten Mal innerhalb einer Stunde auf die Uhr. Jeder, der ihn beobachtete, hätte erkannt, dass er sich Sorgen

machte. Es war fast Mittag, und Kathy hatte sich noch immer nicht blicken lassen.

Von dort, wo er mit seiner Staffelei saß, konnte er das Haus mühelos auch ohne Fernglas beobachten. Den ganzen Morgen über hatte sich dort nichts gerührt. Während die Minuten verstrichen, hielt Charlie schließlich nicht einmal mehr den Anschein aufrecht, an seinem Gemälde zu arbeiten. Seine Konzentration war zum Teufel; er spürte es in den Knochen, dass etwas nicht in Ordnung war. Schließlich beschloss er, in das Haus einzudringen und herauszufinden, was dort vor sich ging. Er bedauerte nur, dass er nicht gleich seinem ursprünglichen Instinkt gefolgt war und es schon in der Nacht getan hatte.

Die Rückseite des Hauses war durch Bäume vor den Blicken der Nachbarn abgeschirmt. Charlie schwang sich über den Zaun, schlich an der Rückfront entlang und spähte vorsichtig durch eins der Fenster. Erstaunt stellte er fest, dass er in ein vollkommen leeres Zimmer starrte – eine Küche, um genau zu sein, doch ohne ein einziges Möbelstück, abgesehen von einem Waschbecken und einigen Einbauelementen an den Wänden.

Charlie schlich zu einem anderen Fenster. Es erlaubte ihm den Blick in ein geräumiges Wohnzimmer mit mehreren Fenstern in der gegenüberliegenden Wand, die zum Meer hinausgingen. Doch auch hier gab es keine Möbelstücke, nur einen nackten Parkettboden und einige Drähte, die dort aus den Wänden hingen, wo sich einmal Lampen befunden hatten.

Charlie überkam ein ausgesprochen seltsames Gefühl. Etwas an der ganzen Szenerie war vollkommen unreal. Das war das Haus, in das er Kathy hatte verschwinden sehen. Sie hatte einen Schlüssel aus der Tasche gezogen und die Vordertür geöffnet. Warum also war das Haus verlassen? Offensichtlich musste er eindringen, um es herauszufinden. Vielleicht war nur der erste Stock bewohnt.

Charlie versuchte die Hintertür zu öffnen, doch sie war verschlossen. Was ihn jedoch verwunderte, war die einfache Konstruktion des Schlosses. Charlie schätzte, dass jeder Teenager es innerhalb von weniger als fünf Minuten mit einer Haarnadel hatte knacken können; er selbst brauchte mit geübten Handgriffen nur ein paar Sekunden. Er suchte den Türrahmen nach Metallkontakte ab, deren unterbrochene Schaltkreise irgendwo in einer lokalen Polizeistation oder einem Sicherheitsbüro einen Alarm hätten auslösen können. Es gab keine. Und keine Videokameras oder Kontaktschwellen, die auf dem blanken Fußboden sowieso nur schwer zu verbergen gewesen wären.

Charlie schlüpfte aus den Schuhen und ließ sie am Fuß des Treppenaufgangs zurück. Auch wenn es nur weiche Mokassins waren, ein geschultes Ohr hätte sie vernehmen können. Nur nackte Füße garantierten Lautlosigkeit und den Vorteil der Überraschung.

Bevor er hinaufstieg, lauschte Charlie intensiv auf die Geräusche des Hauses. Er konnte nichts Ungewöhnliches feststellen. Schließlich begann er den Aufstieg und gelangte auf einen Treppenabsatz, der genauso leer war wie das untere Stockwerk. Vorsichtig schlich er einen Flur entlang und spähte dabei hinter alle Türen. Überall war es das Gleiche: keine Möbel, kein Anzeichen von Leben. Ohne große Hoffnung erklimm er schließlich die schmale Hintertreppe zum Dachstuhl. Auch dieser war leer.

Charlie stieg zum Erdgeschoss zurück, zog seine Schuhe wieder an und verließ das Haus so, wie er hineingekommen war. Dabei achtete er darauf, die Tür wieder sorgfältig hinter sich zu verschließen.

Zurück in seiner Hütte, fragte er sich, was er tun sollte. Ohne Zweifel würde er melden müssen, dass die »geheimnisvolle Frau«

wieder verschwunden war. Er ging zum Telefon und tat genau das. Man stellte ihm keine Fragen, aber das tat er selbst schon zur Genüge: War sie vor ihm weggelaufen? Wenn ja, warum? Oder war sie entführt worden? Wenn ja, von wem? Vielleicht brauchte sie seine Hilfe. Wo war sie?

Einen Augenblick lang spielte er sogar mit dem Gedanken, dass er die ganze Geschichte nur geträumt oder sich eingebildet hatte. Aber nein, so etwas war einfach unmöglich.

Und dennoch: War es nicht merkwürdig, dass er Kathy wiedergetroffen hatte, so kurz nachdem seine Erinnerung an sie, die sich ihm jahrelang entzogen hatte, zurückgekehrt war? In dem einen Moment hatte er ihr Bild wieder klar vor Augen, und im nächsten stand sie leibhaftig vor ihm.

Sollte das alles tatsächlich Zufall sein? Wurde hier ein undurchschaubares Spiel mit ihm getrieben?

Charlies Telefon klingelte. Er hob ab. Diesmal war Control selbst am Apparat.

»Charlie. Sind Sie sicher, dass Sie uns nicht mehr über diese Frau zu berichten haben?«

Charlie zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, jedoch nicht zu lange, so hoffte er, um Controls Verdacht zu erregen.

»Im Augenblick fällt mir nichts ein, Sir.«

»Sie haben mit ihr gesprochen?«

War das eine Fangfrage? Charlie hatte ausdrücklich berichtet, dass er nicht mit ihr gesprochen hatte; allerdings hatte er den Bericht nicht Control selbst geliefert, also bestand vielleicht gar kein Grund zur Sorge.

»Nein, Sir. Ich habe sie nur beobachtet.«

»Waren Sie im Haus?«

»Ja, Sir.«

»Heute haben Sie sie nicht gesehen oder mit ihr gesprochen, also

sind Sie ins Haus eingedrungen und haben sich umgesehen.«

»Korrekt, Sir.«

»Was hat Ihren Verdacht erregt?«

»Schwer zu sagen, Sir. Irgendetwas stimmte nicht mit dem Haus.«

»Sie hätten zuerst Meldung machen müssen.«

»Das ist mir klar, Sir. Aber die Gelegenheit war günstig, und ich wusste nicht, ob ich noch einmal eine Chance bekommen würde.«

Das war Blödsinn, und Charlie wusste es. Er hätte in dem Haus ein und aus spazieren können, wann immer er wollte. Doch Control schien ihm die Geschichte abzukaufen. Charlie spürte durch das Telefon, wie sich am anderen Ende die Stimmung änderte. Er stellte sich vor, wie Control mit dem Kopf nickte und die Lippen spitzte, wie er es zu tun pflegte, wenn er über neue Informationen nachdachte und eine Entscheidung traf.

»Okay, Charlie«, sagte er nach einer Weile. »Es sieht so aus, als sei da drüben im Augenblick nichts mehr für Sie zu tun. Wir werden uns um einen Rückflug zur Westküste kümmern. Ich melde mich wieder.«

## 24

Control hielt Wort und arrangierte mit Charlie ein persönliches Treffen für den nächsten Tag. Treffpunkt war diesmal ein anonymes Bürogebäude in Santa Monica kurz vor Wiltshire. Charlie musterte die Namensschilder, die in der Empfangshalle angebracht waren: Management-Firmen, Unternehmensberater und eine Hand voll Film- und Fernsehproduktionsfirmen mit bemüht originellen Namen. Neben dem Schild der Suite Nr. 304

jedoch, zu der Charlie bestellt worden war, klaffte eine Lücke.

Charlie klingelte, und kurz darauf wurde ihm von einem schlanken jungen Mann geöffnet, der höflich beiseite trat, um ihn einzulassen. Das Büro war beinahe so leer wie das Haus an der Ostküste. Nur in einem der vier Räume, die Charlie sehen konnte, standen Möbel: nicht mehr als ein paar Stühle und ein Tisch mit einem Computer. An der Tastatur saß ein dicker, glatzköpfiger Mann. Dicht neben ihm stand Control. Er nickte Charlie kurz grüßend zu und forderte ihn auf, sich einen Stuhl neben den dicken Mann zu schieben.

»Wir müssen wissen, wie sie aussah, Charlie«, sagte er. »Jedes Detail, an das sie sich erinnern können, ist wichtig.«

Charlie setzte sich. Auf dem Bildschirm war eines jener Programme zu sehen, mit denen Fahndungsbilder erstellt wurden. Charlie spielte der Form halber mit und schuf ein Bild, das Kathy ähnlich sah, aber doch nicht sie selbst war. Daraufhin stellte Control ihm einige Fragen, von denen er die meisten schon am Telefon beantwortet hatte. Es war eine typische Nachbesprechung, reine Routine, aber Controls Interesse an Kathy signalisierte Charlie, dass sie in etwas verwickelt sein musste, das ihm vermutlich gar nicht gefallen würde.

»Nun gut, Charlie«, sagte Control schließlich und seufzte tief. »Sie können sich zurückziehen. Nehmen Sie sich ein paar Tage frei. Wir bleiben in Kontakt.«

Die Vergangenheit, so hatte Charlie einmal gehört, war ein fremdes Land. In seinem Fall war es ein Land, das er nicht wieder zu besuchen beabsichtigt hatte – bis jetzt. Die Begegnung mit Kathy hatte alles verändert, und ihr geheimnisvolles Verschwinden ließ ihm keine andere Wahl. Man hatte ihm keine eindeutigen Befehle gegeben, und so schien ihm ein kleiner Trip

in die Vergangenheit völlig naheliegend und unverdächtig.

Charlie war sich nie sicher gewesen, wie viel Control tatsächlich über ihn wusste. Manchmal fragte er sich, ob er beobachtet wurde, wenn er außer Dienst war. Was nicht hieß, dass er je ganz außer Dienst war: Er musste ständig in Alarmbereitschaft bleiben, für den Fall, dass er gebraucht wurde. Er trug stets einen Piepser und ein Handy mit sich herum. Und diese konnten, das wusste er, auch dazu benutzt werden, ihn aufzuspüren, wenn man das wollte. Bisher hatte ihn dieser Gedanke nie beunruhigt, denn bisher hatte er nichts zu verbergen gehabt.

Jetzt, wo er darüber nachdachte, war Charlie sich nicht sicher, ob er jemals den Namen oder den genauen Standort von Kathys Waisenhaus gekannt hatte. Es war immer nur »das Mädchenhaus am anderen Ende der Stadt« gewesen. Der Bus brachte die Mädchen morgens zur Schule und abends zurück. Die Schule selbst war dem Waisenhaus der Jungs angegliedert, in dem Charlie untergebracht gewesen war. Logischerweise sollte er also hier mit seiner Suche beginnen. Er erinnerte sich, dass das Haus irgendwo weit entfernt am Stadtrand gestanden hatte, und er wusste auch ungefähr, in welchem Viertel, aber einen Straßennamen kannte er nicht. Also entschloss er sich, einfach herumzufahren, bis er es gefunden hatte.

Ihm stand noch deutlich vor Augen, dass es ein großes, dunkles Gebäude gewesen war, das auf mysteriöse Weise stets von Zwielicht umgeben gewesen war, als stünde es ausgerechnet in dem einen Viertel der Stadt, in dem wie durch Zauberhand nie die Sonne schien. Es war ein Gebäude, das einzig zu dem Zweck errichtet worden war, die Menschen zu brechen, die darin wohnten. Wie sonst hätten all die ungelüfteten Schlafsäle mit ihren hohen, vergitterten Fenstern erklärt werden können? Oder die langen gewundenen Korridore, die endlosen Treppenaufgänge

und vor allem jene schmale Steintreppe, die tief hinunter zu der Stahltür führte, hinter der sich »das Loch« befand?

Während Charlie durch die Stadt fuhr, dachte er die ganze Zeit über an Kathy. Vor allem an ihre erste Begegnung. Es hatte eine Schlägerei gegeben – nichts Neues, außer dass es diesmal nicht ein oder zwei Burschen waren, die ihm ans Leder wollten, sondern eine ganze Gruppe. Er erinnerte sich nicht mehr an die Einzelheiten, nur daran, dass er wohl zum Berserker geworden war. Alle waren sie vor ihm geflohen, bis auf zwei, die dazu nicht mehr in der Lage waren. Der eine versuchte, auf allen vieren davonzukriechen, der andere lag wimmernd am Boden, und Blut lief ihm aus dem Mund. Dann tauchten plötzlich wie aus dem Nichts die Gorillas auf. Riesige Hände packten Charlie am Schopf und an der Kehle, an Armen und Beinen. Er wurde hochgehoben und waagerecht in der Luft gehalten wie ein Rammbock. Da trat Kathy vor und stellte sich ihnen in den Weg.

»Es war nicht seine Schuld«, sagte sie. »Es war eine ganze Gang. Und sie haben angefangen.«

Einer der Gorillas murmelte etwas Obszönes und stieß Kathy beiseite. Charlie sah, wie sie stolperte und hinfiel. In diesem Moment trafen sich ihre Blicke. Und ihr Blick war die letzte Erinnerung an die Außenwelt, bevor sie ihn ins »Loch« warfen. Eine Art Funke war übergesprungen. Charlie wusste nicht, was zwischen ihnen geschehen war, aber er war fortan unfähig, an etwas anderes zu denken, bis er Kathy wieder sah. Nur ein paar Wochen später waren sie zusammen davongelaufen. Und dann hatte diese Beziehung, die ihm noch heute mehr als jede andere in seinem Leben bedeutete, abrupt geendet – bis zu der seltsamen Begegnung am Strand vor ein paar Tagen.

Was Charlie am meisten überraschte, während er an diesem Morgen zum dritten oder vierten Mal durch dieselben Straßen

kurvte, war die Tatsache, dass ihm absolut nichts in dieser Gegend vertraut erschien. Natürlich war es möglich, dass das Waisenhaus abgerissen worden war – und ein besseres Ende hätte er sich wirklich nicht dafür vorstellen können. Aber konnte es sein, dass tatsächlich alles andere auch dem Erdboden gleichgemacht und neu wieder aufgebaut worden war? Er war sich sicher, dass er sich im richtigen Teil der Stadt befand, warum also erkannte er nichts wieder?

Er stellte seinen Wagen an einer Parkuhr ab und stieg aus, um sich zu Fuß umzusehen. Wenn er hier keinen Hinweis darauf fand, was geschehen war, musste er sich wohl an die Behörden wenden. Charlie hatte gehofft, das vermeiden zu können; es würde nur unnötige Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Aber er war entschlossen, alles zu tun, um Kathy zu finden.

In diesem Augenblick bemerkte Charlie, dass er verfolgt wurde. Im Verkehr auf den Straßen hatte er sie nicht entdeckt: zwei Männer, unauffällig gekleidet, in einem schmutzigen blauen Sedan. Der Sedan hatte einige Beulen und war um den Kühler ziemlich verrostet, also kein Auto, nach dem man mehrmals schauen würde. Und in der Tat war es nicht der Wagen, der Charlie als Erstes auffiel. Er warf zufällig einen Blick hinein, als er daran vorbeiging, und sah, dass die beiden Männer sich unterhielten. Der Mann hinter dem Steuer trug ein Hemd, das einem seiner eigenen sehr ähnlich sah, vielleicht sogar das gleiche war. Der rote Stoff war mit einem Muster aus Marihuana-Blättern bedruckt. Charlie hatte vor ein paar Monaten ein solches Hemd von einem Trip nach Maui mitgebracht.

Er dachte nicht weiter über den Zwischenfall nach, bis ein weiterer geschah. Charlie hatte eine Straße überquert, stand nun auf dem Bürgersteig und überlegte, welches der ihn umgebenden

Gebäude wohl älter als fünfzehn oder zwanzig Jahre sein und somit aus seiner Jugendzeit stammen mochte. Er hoffte, jemanden zu finden, dem er ein paar beiläufige Fragen über das verschwundene Waisenhaus und die Schule stellen konnte.

Und da bemerkte er den Mann im Marihuana-Hemd auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig, wie er in das Schaufenster eines Radio- und Fernsehgeschäfts blickte, sich jedoch so hingestellt hatte, dass er Charlie dabei weiterhin aus den Augenwinkeln beobachten konnte. Es war eine Haltung, die Charlie nur allzu gut von seiner Ausbildung und seinen Einsätzen her kannte, und sie führte automatisch zu der Frage: Wo war der andere Mann?

Er entdeckte ihn hinter dem Fenster eines Feinkostladens, eine Zeitung in der Hand und an einem Kaffee nippend. Eine weitere Bestätigung brauchte Charlie nicht.

Er wurde überwacht.

## 25

Die beiden waren fähige Männer, befand Charlie nach etwa zwanzig Minuten, wenn auch ziemlich weit davon entfernt, Topagenten zu sein. Er ließ sich nicht anmerken, dass er seine Verfolger entdeckt hatte, und schlenderte wahllos durch einige Läden, kaufte ein paar Krawatten, ein paar Socken und ein Magazin. Dabei behielt er die beiden Männer immer im Auge und hatte bald das System erkannt, nach dem sie arbeiteten. Schließlich steuerte er auf eine Spielhalle zu und schlüpfte hinein.

Charlie wusste, dass einer der Männer ihm nach zirka fünf Minuten folgen würde, während der andere zur Rückseite des Hauses ging, um mögliche Hinterausgänge im Auge zu behalten.

Das war das Standardverfahren. Charlie ging unverzüglich zur Herrentoilette, schloss sich ein, drückte mit Gewalt ein verrostetes Milchglasfenster auf und kletterte hinaus. Er befand sich nun in einem engen, kaminartigen Schacht. Um hier hinaufzukommen, blieb ihm nichts anderes als der Einsatz reiner Muskelkraft: Er würde sich mit Armen und Beinen gegen die Wände stemmen müssen. Charlie entschied, dass es einen Versuch wert war.

Jede Faser seines Körpers war bis zum Zerreißen gespannt, aber nach den ersten paar Metern wusste Charlie, dass er es schaffen würde. Schließlich stemmte er sich auf das flache Dach und kroch wie ein Krebs bis an den Rand. Unten, am Hinterausgang der Halle, konnte er den Burschen sehen, der nach ihm Ausschau hielt. Marihuana-Hemd stand möglicherweise immer noch draußen vor dem Vordereingang oder hatte gerade damit begonnen, Charlie drinnen zu suchen. Das verschaffte Charlie genug Zeit, sich die beiden einzeln vorzuknöpfen, was weniger Staub aufwirbeln würde. Er wartete, bis das Ende der Gasse menschenleer war, und sprang.

Der Bursche war völlig überrascht, als er spürte, wie ihn von hinten zwei Hände packten. Er versuchte, nach der Waffe unter seiner Jacke zu greifen, doch Charlie bog ihm den Arm auf den Rücken und ließ ihn schmerzerfüllt aufkeuchen.

»Wer sind Sie?«

»Sie brechen mir den Arm.«

»Hoppa – tut mir leid.«

»Aaaarrgh...«

»Entspannen Sie sich, der Arm ist nur ausgerenkt. Also, wer sind Sie?«

»Ich heiße Jack Cooper. Ich bin Privatdetektiv.«

»Wer hat Sie angeheuert?«

»Keine Ahnung! Au! Gott verdammt! Ich kenne den Namen

nicht.«

Charlie hatte keine Zeit, die Wahrheit aus ihm herauszuquetschen. Er musste auf Marihuana-Hemd vorbereitet sein, der jeden Augenblick auftauchen konnte. Ein Handkantenschlag in den Nacken, und der Kerl ging wie ein Sack Kohlen zu Boden. Er würde bald wieder unbeschadet zu sich kommen, auch wenn ihn danach noch eine Zeit lang Kopf- und Schulterschmerzen plagen würden. Charlie schleifte ihn außer Sichtweite, dann versteckte er sich im Schatten und wartete.

Nach zehn Minuten fragte er sich, ob er die Lage falsch eingeschätzt hatte. Dann ahnte er, was geschehen war. Angenommen, die beiden hatten vermutet, dass Charlie sie bemerkt hatte, was hätten sie dann wohl getan? Marihuana-Hemd hätte sich nicht lange damit aufgehalten, die Spielhalle nach ihm zu durchsuchen. Er hätte annehmen müssen, dass Charlie ihnen entwischt war, und daraufhin wäre er – ja, wohin gegangen? Natürlich raus, um Charlies Auto zu beobachten. Es bestand zwar nur eine geringe Wahrscheinlichkeit, dass Charlie zu seinem Wagen zurückkehren würde, aber das wäre der nächste logische Schritt im Schlachtplan der beiden Kerle.

Also ging Charlie zum Ende der Gasse, um ein Taxi zu nehmen. Als er die Straße erreichte, wandte er sich nach links, obwohl sich sein Auto in der entgegengesetzten Richtung befand. Er fand zwei Taxis ein wenig weiter die Straße hinauf an einem Taxistand und ließ einem älteren Mann mit einem Krückstock den Vortritt: Hast und Unhöflichkeit führten nur dazu, dass man auffiel.

Erst als Charlies Taxi losfuhr, hörte er jemanden in einiger Entfernung hinter sich »Hey!« rufen. Er drehte sich um und sah Marihuana-Hemd, wie er hinter dem Taxi herlief. Der Fahrer hatte ihn nicht bemerkt und fuhr einfach weiter. Das Letzte, was Charlie von Marihuana-Hemd sah, war, wie dieser mitten auf der Straße

stehen blieb und unter sein rot-grünes Hemd griff, um etwas darunter hervorzuziehen. Charlie konnte nicht glauben, dass er hier in aller Öffentlichkeit anfangen würde, herumzuballern. Doch Marihuana-Hemd zog keine Pistole. In seiner Hand lag ein kleines, schwarzes Objekt, aber es war keine Waffe. Nichtsdestotrotz hielt er das Ding wie eine Waffe im Anschlag, als wolle er dem davonfahrenden Taxi hinterherfeuern. In diesem Augenblick bog ein großer Tanklaster unerwartet nach rechts und versperrte Charlie die Sicht.

Gleichzeitig ging etwas sehr Merkwürdiges mit Charlie vor sich. Er registrierte, wie er die Augen öffnete – ohne sich jedoch daran erinnern zu können, dass er sie zuvor geschlossen hatte. Es war nicht bloß ein Blinzeln. Es war, als öffnete er die Augen nach einem kurzen Schlaf. Er sah auf den ersten Blick, dass das Taxi nicht mehr an derselben Stelle war wie noch einen Moment zuvor – wenn es nur ein Moment gewesen war. Es war unglaublich, aber Charlie schien tatsächlich eingeschlafen zu sein.

»Hey, Mister, alles okay mit Ihnen?«

Es war der Taxifahrer, der Charlie im Rückspiegel beobachtete.

»Ja, danke... alles in Ordnung.«

»Sie sind dahinten weggetreten. Dachte schon, Sie hätten 'nen Herzschlag.«

»Nein, ich bin... ich bin okay... Wie lange war ich weg?«

»Keine Ahnung. Hab bloß in den Spiegel geschaut und gesehen, dass Sie dasaßen, Kopf nach hinten und Mund offen.«

»Aber... wie lange sitze ich denn schon hier im Taxi?«

Charlie sah im Rückspiegel, wie der Fahrer die Stirn in Falten legte.

»Sind Sie sicher, dass Sie okay sind, Mister?«

»Sagen Sie mir nur, wie lange ich schon in diesem verdammten Taxi sitze!«

»Zwei, drei Minuten, höchstens.«

Was zum Teufel war geschehen? War er ohnmächtig geworden? Oder hatte Marihuana-Hemd irgendeine Waffe gegen ihn benutzt? Wenn ja, welche?

Charlies Gedanken wurden durch das Klingeln des Handys in seiner Jackentasche unterbrochen. Er nahm den Anruf an.

»Ja?«

»Was glauben Sie, was Sie da machen, Charlie?«

Es war die Stimme von Control. Charlie spürte ein ungewohntes Gefühl der Panik in sich aufsteigen.

»Antworten Sie mir, Charlie!«

Charlie wusste nicht, was er sagen sollte. Er war zu sehr damit beschäftigt, die Tatsache zu verdauen, dass Control wohl hinter allem steckte, was ihm gerade widerfahren war. Control war es, der ihn verfolgen ließ, weil er wusste – oder zumindest den Verdacht hegte –, dass Charlie ihn bezüglich Kathy angelogen hatte. Das war die einzige logische Erklärung.

»Charlie!«

Charlie folgte einem Impuls und unterbrach die Verbindung. Das Handy klingelte fast augenblicklich wieder. Diesmal antwortete Charlie nicht, sondern öffnete bloß die Klappe auf der Rückseite und entfernte die Batterie. Natürlich bedeutete das nicht, dass man das Handy nun nicht mehr dazu benutzen konnte, ihn ausfindig zu machen. Vielleicht war ein kleiner Sender eingebaut. Charlie kramte auch seinen Piepser hervor und verstaute ihn zusammen mit dem Telefon in einem Hohlraum unter dem Sitz.

»Fahren Sie an der nächsten Ecke rechts ran«, trug er dem Fahrer auf. »Ich steige hier aus.«

»Sie wollten zum Yachthafen. Das ist eine Dreißig-Dollar-Fahrt!« Die Stimme des Mannes hörte sich entrüstet an.

Charlie sah, dass das Taxameter erst sechs Dollar und ein paar

Cent anzeigte. »Hier sind zwanzig«, sagte er, zog seine Brieftasche hervor und reichte dem Mann ein Bündel Geldscheine. »Und jetzt fahren Sie ran.«

Der Taxifahrer tat, wie ihm geheißen. Charlie stieg aus und beobachtete, wie das Fahrzeug im Gewühl des Straßenverkehrs verschwand. Dann blickte er sich aufmerksam um. Er war sich ziemlich sicher, dass ihm niemand gefolgt war. Schließlich setzte er sich in Bewegung.

Bin ich verrückt geworden? Er begann an sich selbst zu zweifeln. Control auf diese Weise herauszufordern und sich dermaßen in die Scheiße zu reiten? Und wofür? Für jemanden, den er über fünfzehn Jahre lang nicht gesehen hatte? Und der, allem Anschein nach, weitaus weniger über das Wiedersehen erfreut gewesen war als er selbst?

Okay, vielleicht war er tatsächlich verrückt – auf jeden Fall verrückt genug, um die Sache jetzt, da er sie begonnen hatte, auch zu Ende zu führen. Wenn Kathy wirklich in Schwierigkeiten war, so sah es immer mehr danach aus, als steckten Leute aus Charlies eigenen Reihen dahinter und nicht der namenlose »Feind« da draußen, den Charlie stets als feste Größe akzeptiert hatte. Dieser Gedanke beunruhigte ihn. Er beschloss, herauszufinden, welches Spiel hier gespielt wurde. Und wer es spielte. Während er durch die Straßen wanderte, ging er in Gedanken seine Möglichkeiten durch. Als er den Taxifahrer bezahlte, hatte er gesehen, dass er nicht viel Bargeld bei sich hatte. Seine Kreditkarten konnte er nicht benutzen, ohne eine deutliche Spur zu hinterlassen. Mehrere Lösungen boten sich an, Diebstahl war eine davon. Dann bemerkte er, dass er an einer Kunstmuseum vorbeiging, und dachte an Virgil Fry. Fry schuldete ihm noch das Geld für seine letzten Gemälde. Wenn er zu Fry gelangen könnte, würde er Bargeld fordern, statt die Summe auf sein Konto überweisen zu lassen. Charlie wusste,

dass er den wieselgesichtigen Mann problemlos würde überzeugen können, ihm diesen kleinen Gefallen zu tun.

Glücklicherweise erinnerte Charlie sich an Frys Adresse von der spärlichen Korrespondenz her, die er mit ihm geführt hatte. Er wohnte in Pasadena. Ein erneuter Blick in seine Brieftasche zeigte Charlie, dass er gerade genug Geld hatte, um dorthin zu gelangen. Er machte einen weiteren Taxistand ausfindig, und zwanzig Minuten später stieg er ein paar Blocks von Frys Adresse entfernt aus.

Hätte Charlie nicht nach Hausnummern Ausschau gehalten, dann wäre er glatt an Frys Laden vorbeimarschiert, ohne diesen eines zweiten Blickes zu würdigen. Er sah in Charlies Augen nicht gerade wie eine Galerie aus, eher wie ein Trödelladen. Einige Bilder waren zum Verkauf angeboten, aber keines davon stammte von Charlie. Und sie standen neben einem Paar uralter Schaukelstühle, einem Messingbettgestell und einem Kachelherd.

Charlie blieb an der Einmündung einer Gasse auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen und hielt nach einem Lebenszeichen Ausschau. Wenige Augenblicke später sah er Fry im dunklen Innern des Ladens herumwandern. Charlie wollte sich schon in Bewegung setzen und die Straße überqueren, als ihm etwas auffiel, das ihn blitzschnell in den Schatten der Gasse zurücktreten und sich flach an die Hauswand pressen ließ.

Es war der schmutzige blaue Sedan mit Marihuana-Hemd am Steuer. Er hielt vor Frys Tür, Marihuana-Hemd stieg aus und ging geradewegs in den Laden.

Charlie beobachtete die Männer durch das Schaufenster. Offensichtlich kannten sich die beiden, obwohl es unmöglich war zu sagen, wie gut sie sich kannten. Sie sprachen mehrere Minuten lang eindringlich miteinander. Marihuana-Hemd schien Fry von etwas äußerst Wichtigem überzeugen zu wollen, und Fry nickte zustimmend. Schließlich verließ Marihuana-Hemd den Laden wieder und fuhr so abrupt davon, wie er gekommen war. Fry machte sich daraufhin methodisch an die Arbeit: Er schloss das Geschäft, ließ die Läden herunter und verschloss die Tür. Er schien alleine zu sein, ohne die beiden Assistenten, die manchmal mit ihm kamen, um die Bilder aus Charlies Apartment zu holen.

Charlie schlüpfte aus seinem Versteck, schlich vorsichtig ein Stück die Straße hoch und überquerte sie dann so schnell wie möglich. Er fand eine weitere enge Gasse, ähnlich der, in der er sich bis eben versteckt hatte. Sie sah aus, als könne sie zur Rückseite von Frys Laden führen. Er bog hinein und stellte nach einigen Metern fest, dass er mit seiner Vermutung Recht hatte. Ein weißer Transporter parkte vor einer Garage, deren Rolltor zu drei Vierteln offen stand. Fry duckte sich immer wieder darunter hindurch und lud Gegenstände in den Wagen. Es waren Charlies Bilder – einschließlich einiger seiner letzten, die er an der Ostküste gemalt und dort gelassen hatte, in der Erwartung, sie nie wieder zu sehen. Wer hatte sie hierher gebracht? Und warum? Und wohin brachte Virgil Fry sie jetzt?

Charlie beobachtete, wie Fry das Garagentor schließlich ganz herunterließ und zusperzte, die Kofferraumtür des Transporters schloss und sich hinters Steuer setzte. Charlie musste schnell einen Wagen auftreiben, wenn er ihm folgen wollte. Er hatte natürlich gelernt, Autos zu knacken, und wusste genug über moderne

Alarmsysteme und Schaltungstechnik, um sich darüber klar zu sein, dass der Job ausgesprochenes Geschick verlangte und im Grunde genommen eine Wissenschaft für sich war. Das Sicherste war, ein Auto zu kapern. Der Lehrgang zu diesem Thema war bedeutend einfacher gewesen.

Charlie zog seine Platin-American-Express-Karte aus der Brieftasche und lief die fünfzig Meter zum nächsten Stoppschild. Es war keine viel befahrene Kreuzung, doch sie war nicht sehr gut einsehbar, und so hielt sich jeder an die Vorschriften und blieb stehen. Ein schwarzer Toyota fuhr gerade an das Stoppschild heran, als Charlie dort ankam. Charlie hielt seine Kreditkarte hoch, jedoch so, dass die Finger die Schrift bedeckten, und schrie:

»Polizei!«

Der Fahrer, ein freundlich aussehender Mann mit Hut und randloser Brille, blickte erschrocken auf. Sein erster Impuls war, nach der Türsicherung zu greifen, die zu seiner sichtlichen Erleichterung jedoch bereits heruntergedrückt war. Charlie bestätigte das, indem er den Türgriff mehrmals ohne Erfolg betätigte.

»Polizei!«, wiederholte er. »Ich brauche Ihr Auto!«

»Zeigen Sie mir noch einmal Ihren Ausweis«, sagte der Mann hinter dem Steuer mit zitternder Stimme, aber laut genug, dass man ihn durch das geschlossene Seitenfenster hören konnte.

Charlies Hand fuhr wie ein Vorschlaghammer nach unten. Er gebrauchte die Handkante, die besonders abgehärtet war, nicht nur durch intensives Training, sondern auch durch gezielte Injektionen. Im richtigen Winkel angesetzt, wirkte sie wie eine Stahlkante. Mit einer einzigen fließenden Bewegung zerschmetterte Charlie die Scheibe hinter dem Fahrersitz und griff nach vorne, um die Türsicherung zu lösen. Mit der anderen Hand riss er die Fahrertür auf. Der Mann hatte nicht einmal Zeit,

aufzuschreien, bevor ein Nackenschlag ihn bewusstlos zur Seite kippen ließ. Charlie bugsierte ihn auf den Beifahrersitz und ließ sich hinter das Steuer sinken.

Als Fry ein paar Minuten später auf die Straße bog, hätte er – wenn er darauf geachtet hätte – einen schwarzen Toyota mit zwei Männern darin bemerken können, von denen der eine ein erholsames Schläfchen zu halten schien, während sein Begleiter den Wagen lenkte.

Fry fuhr die 405 nach Süden in Richtung San Diego hinunter. Charlie blieb drei, manchmal vier Wagen hinter ihm zurück und wechselte ab und zu die Spur, um nicht ständig in Frys Rückspiegel zu erscheinen.

Nichts an Frys Fahrverhalten ließ darauf schließen, dass er sich verfolgt fühlte: keine große Beschleunigung oder ähnliche Tricks, um die Reaktionen der nachfolgenden Wagen zu testen. Er blieb ausschließlich auf der Hauptstraße. Charlie warf einen Blick auf die Tankanzeige, unsicher, wie weit Fry zu fahren gedachte, doch der Tank war noch fast voll, also brauchte er sich vorerst keine Sorgen zu machen.

Der Mann auf dem Beifahrersitz stöhnte leise und begann sich zu rütteln. Charlie warf ihm einen kurzen Blick zu, schenkte ihm aber keine weitere Beachtung. Er hatte bereits überprüft, dass er keine Waffe trug. Es befand sich auch keine in seiner Reichweite versteckt. Charlie wartete geduldig, bis der Mann wieder ganz bei Bewusstsein war und begriffen hatte, was vor sich ging. Kaum hatte er das getan, setzte er sich kerzengerade auf und rückte instinktiv so weit wie möglich von Charlie ab, presste sich gegen die Beifahrertür und tastete nach dem Türgriff.

Charlies Hand schoss vor. Er packte den Mann mit eisernem Griff am Arm, zog ihn von der Tür weg und drückte einmal warnend und äußerst schmerhaft zu.

»Ganz ruhig, Mann! Ihnen wird nichts passieren. Haben Sie Kopfschmerzen?«

Der Mann nickte und versuchte etwas zu sagen, doch er zitterte so stark, dass er kein Wort hervorbrachte.

»Eine Dummheit nur, und der Schädel wird Ihnen noch viel mehr wehtun. Wenn Sie genau tun, was ich Ihnen sage, wird Ihnen nichts geschehen. Verstanden?«

Der Mann nickte diesmal noch heftiger. »Sie sind kein Polizist, nicht wahr?«, brachte er hervor.

»Macht das irgendeinen Unterschied?«

»Sind Sie auf der Flucht?«

»Leeren Sie Ihre Taschen.«

»Sie sind kein Serienmörder, oder?«

»Haben Sie gehört, was ich gesagt habe?«

»Okay... sicher... Schauen Sie, ich habe etwa zweihundert Dollar... Nehmen Sie sie... bitte nehmen Sie sie...«

»Das werde ich wirklich tun.« Charlie nahm das Geld und steckte es in seine Jacke. Er wollte den Mann nicht ausrauben, aber er hatte noch immer kaum Bargeld bei sich und keine Ahnung, wie viel Geld er noch brauchen würde. »Und nun leeren Sie Ihre Taschen, wie ich's Ihnen befohlen habe.«

»Aber sonst habe ich nichts...«

»Tun Sie's!«

Der Mann kramte in seinen Taschen und zog Rechnungen, Papiere und Umschläge hervor. »Ich habe einige Kreditkarten. Falls Sie meine Kreditkarten wollen...«

»Ich will keine Kreditkarten. Was haben Sie da in der Hand?«

»Nur persönliche Dinge, Briefe...«

Charlie wedelte ungeduldig mit der Hand. Der Mann reichte ihm die Umschläge hinüber. Einer war handbeschrieben, der andere bedruckt. Beide Male mit derselben Adresse.

Der Mann bemerkte das Aufblitzen in Charlies Augen und erkannte entsetzt, was er da gerade getan hatte.

»Bitte... meine Frau, meine Kinder... Ich werde schweigen... Ich werde niemandem von Ihnen erzählen... Bitte tun Sie meiner Frau und meinen Kindern nichts...«

Charlie steckte die Umschläge mit Unheil verkündender Miene ein. »Sie sollten in der Tat besser niemandem etwas erzählen.«

Erneut schwor der Mann bei seinem Leben, dass er kein Wort sagen würde. Danach fuhren sie eine Weile schweigend weiter. Charlie war sich ziemlich sicher, dass der Bursche noch immer nicht mitbekommen hatte, dass sie dem weißen Transporter folgten. Er glaubte, Charlie wäre auf der Flucht, was Charlie letztlich ganz gelegen kam. Je weniger Leute wussten, was er vorhatte, umso besser.

Sie fuhren an Wegweisern Richtung Long Beach, Seal Beach und Huntington Beach vorbei; an Einkaufszentren, Büros und Autohändlern; dazwischen lagen immer wieder überraschend Blumenkohl- und Kartoffelfelder. Sie ließen die riesige South-Coast-Shopping-Plaza hinter sich, und kurz darauf kamen sie an den ersten Schildern vorbei, die den John-Wayne-Airport ankündigten. Einen Augenblick lang befürchtete Charlie, dass Fry ein Flugzeug nehmen würde, was eine Verfolgung erschweren würde, vor allem, wenn der Flug ins Ausland ging.

Die Autobahn war inzwischen in beiden Richtungen sechsspurig. Charlie verkürzte den Abstand zu Fry, so weit er es wagen konnte, bereit, ihm zu folgen, sollte er rechts die Abfahrt zum MacArthur-Boulevard nehmen. Landende und startende Flugzeuge schwebten tief über ihren Köpfen am Himmel.

Aber Fry bog nicht ab. Stattdessen fuhr er weitere zehn Minuten lang geradeaus, wechselte dann gleich zwei Spuren und signalisierte, dass er die Autobahn verlassen wollte. Er nahm die

Bristol-Road-Ausfahrt in Richtung eines Ortes, der mit »Irvine-Spectrum« ausgeschildert war.

Dahinter verbarg sich, wie sich herausstellte, ein großes Industriegelände mit Firmengebäuden: mehrere Hektar voller Glas und Stahl, die in der späten Nachmittagssonne glitzerten und funkelten. Einige der Gebäude waren von kleinen Parkanlagen und Landschaftsgärten umgeben. Dazwischen waren Gemüsefelder angelegt, die dem Anschein nach ausgesprochen sorgfältig gepflegt wurden.

Charlie entdeckte Schilder, die industriellen Nutzraum zwischen 800 und 3000 Quadratmetern feilboten. Er schaute sich um und schätzte, dass einige der Parzellen weitaus größer sein mussten. Viele waren nach allen Seiten hin offen, andere waren eingezäunt und sahen wie Sperrgebiete aus.

Sie fuhren nun über weniger belebte Straßen. Charlie blieb so weit zurück, wie er es wagen konnte, ohne den Blickkontakt zum weißen Transporter zu verlieren. Einige Blocks später setzte Fry den rechten Blinker und ordnete sich in der Mitte der Straße ein. Glücklicherweise bog auch ein Pickup-Laster an dieser Stelle ab, sodass Charlie sich nicht plötzlich alleine dicht hinter Frys Stoßstange wiederfand.

Die Straße, in die sie einbogen, war noch weniger befahren und noch schmäler. Charlie spürte, wie der Bursche auf dem Beifahrersitz ihm misstrauische Blicke zuwarf. Charlie fuhr nicht gerade wie ein Mann auf der Flucht. Bald würde dem Gekidnappten ein Licht aufgehen, und er würde erkennen, dass sie den weißen Transporter verfolgten.

Genau in diesem Augenblick bog Fry scharf nach links ab. Charlie machte keine Anstalten, ihm zu folgen, und fuhr gelassen weiterhin geradeaus. Aus den Augenwinkeln nahm er zwischen einer langen Reihe hoch gewachsener Eukalyptus-Bäume ein

großes eisernes Tor wahr. Fry war bereits von den Sicherheitsposten hindurchgewinkt worden und fuhr nun eine kurvenreiche Auffahrt hinauf.

Charlie hielt nicht an. Er hatte vor, zwei oder drei Kilometer zwischen sich und das Gelände zu bringen, bevor er den Wagen loswerden und zu Fuß zurückkehren wollte. Als er einen leeren Rastplatz entdeckte, bog er ab. Ohne ein Wort zu verlieren, schaltete er den Motor aus, zog den Zündschlüssel ab und stieg aus. Dann lehnte er sich durch das offene Seitenfenster und wandte sich an den noch immer verängstigten Besitzer des Wagens:

»Vergessen Sie, was geschehen ist – es sei denn, Sie wollen mich wiedersehen.«

»Ich werd's vergessen. Bestimmt!«

»Denken Sie daran: Ich weiß, wo Sie und Ihre Familie wohnen.«

Der Mann schluckte schwer und wurde noch eine Spur bleicher, als er ohnehin schon war. Charlie warf ihm die Schlüssel zu; der Mann zuckte zusammen, als handele es sich um eine Granate. Charlie drehte sich um und verschwand zwischen den nahe stehenden Bäumen. Er hörte das Quietschen von Reifen und das Aufheulen eines überdrehten Motors und warf einen Blick über die Schulter zurück. Das Auto war bereits wieder auf der Straße und fuhr mit unvernünftig hohem Tempo davon. Charlie hoffte nur, dass der Mann nicht allzu früh von einer Polizeistreife angehalten werden würde und in seiner Panik die ganze Geschichte ausplauderte.

Um ganz sicher zu gehen, war Charlie nicht in Richtung des Firmengeländes, sondern genau in entgegengesetzte Richtung aufgebrochen. Erst als der Wagen und sein Fahrer außer Sichtweite waren, machte er auf dem Absatz kehrt und steuerte auf die Anlage zu, in der Frys Transporter verschwunden war.

Charlie brauchte nicht einmal fünfzehn Minuten, um einen geschützten Platz zwischen den Bäumen zu finden, von dem aus er das Gelände einsehen konnte, auf das Fry eingebogen war. Es sah ähnlich wie die meisten anderen Grundstücke der Umgebung aus: Laboratorien, Werkhallen, Büros – alle gitterförmig angeordnet, hier und da unterbrochen von frisch angelegten Rasenstreifen und kleinen Gärten, die die strenge Symmetrie auflockerten.

Dennoch konnte Charlie sehen, dass sich mehr hinter dieser Anlage verbarg. Das Gelände war mit einem von Stahlpfosten gehaltenen Zaun umfriedet. Es war nichts sonderlich Einschüchterndes an dieser Absperrung: kein Stacheldraht an der Oberkante, keine abschreckenden Schilder, die vor Hunden oder Hochspannung warnten. Doch der Zaun war gerade hoch genug, um ein Überklettern verdammt schwierig zu machen. Und der Versuch würde mit Sicherheit bemerkt werden. Charlie konnte Kameras über den Haupteingängen der meisten Gebäude ausmachen. Außerdem gab es motorisiertes Wachpersonal: Ein Streifenfahrzeug patrouillierte langsam durch die Anlage, während das andere in der Nähe des Tors geparkt war. Ganz offensichtlich waren Fremde auf dem Gelände unerwünscht.

Virgil Frys weißer Transporter war nirgends zu sehen. Charlie fragte sich, ob Fry irgendwo außer Sichtweite geparkt oder die Anlage bereits wieder verlassen hatte. Falls er nur gekommen war, um einem geheimnisvollen Sammler eine Wagenladung von Charlies Bildern zu liefern, dann befand er sich jetzt wahrscheinlich schon wieder auf dem Nachhauseweg. Was Charlie mit der schwierigen Aufgabe zurückließ, herauszufinden, wer solches Interesse an seinen Kunstwerken hegte – und noch

wichtiger: warum.

Genau in diesem Augenblick öffnete sich das Tor zu einem Komplex, der wie die unterirdische Garage eines der Hauptgebäude aussah, und Frys Wagen fuhr heraus. Charlie konnte auf die Entfernung nicht genau erkennen, ob Fry am Steuer saß, nahm es aber an. Er beobachtete, wie der Transporter sich dem Haupttor näherte und schließlich auf die Straße bog, um den Weg, den er gekommen war, zurückzufahren.

Zumindest wusste Charlie jetzt, in welchem Gebäude er mit seiner Suche anfangen musste. Blieb nur noch die Frage, wie er hineinkam. Er blickte auf die Uhr und dann zum Streifenwagen hinüber, der die klinisch sauberen, exakt rechtwinklig angelegten Straßen der Anlage abfuhr. Während der nächsten Stunden beobachtete er die Wachen und maß die Zeit. Sie folgten einer starren Routine mit kleinen, aber ebenfalls feststehenden Variationen. Es würde nicht schwer sein, an ihnen vorbeizukommen. Doch zuerst musste er den Zaun überwinden.

Er spähte zwischen den Zweigen des großen Eukalyptus, auf dem er saß, hindurch und sah sich um. Hinter ihm führte eine Starkstromleitung auf einen Teil des Zauns zu, überquerte ihn allerdings nicht. Er ließ seinen Blick weiter an ihr entlangwandern und sah, dass sie nicht weit entfernt eine weitere Starkstromleitung kreuzte, die an einer Ecke der Anlage nahe am Zaun vorbeiführte. Auf dem Gelände selbst standen einige Bäume, ähnlich dem, auf dem Charlie saß. Wahrscheinlich hatte man sie stehen lassen, um die Monotonie aus Beton und Glas zu durchbrechen.

Charlie schätzte die Entfernung zwischen den beiden Leitungen ab und kam zu der Überzeugung, dass er es durchaus schaffen konnte. Die Leitungen, das wusste er, waren stark genug, sein Gewicht zu tragen. Und er wusste auch, dass sie genug Elektrizität

führten, um ihn bei der kleinsten Berührung wie ein Hähnchen zu grillen – sofern er dabei geerdet war. Das hieß also, dass er einen Weg finden musste, den Kontakt mit allem außer der Starkstromleitung zu vermeiden und wie ein Trapezkünstler auf ihr zu landen. Außerdem musste er eine geeignete Absprungstelle finden. Charlie blickte sich erneut um.

Er entdeckte einen Leitungsmast – hoch, schmal und aus beinahe glattem Beton. Er würde ihn wie einen Pfahl erklimmen müssen. Aber es war seine einzige Chance.

Charlie beschloss zu warten, bis es ein wenig dunkler war.

Charlie spannte alle Muskeln an, drückte sich alleine mit der Kraft seiner Füße vom Leitungsmast ab und segelte durch die Luft. Mit weit ausgestreckten Händen packte er das Kabel. Er schwang heftig hin und her und fühlte die Spannung als Brennen auf seiner Haut. Dann nutzte er sein Gewicht, um sich in eine stabile Lage zu bringen. So blieb er für eine kurze Weile still hängen. Das Ganze war vollkommen geräuschlos vor sich gegangen: Das war gut. Nichts war gebrochen, das Kabel hatte nicht nachgegeben. Jetzt musste er sich nur noch an der Leitung entlanghangeln. Manchmal hakte er sich mit den Füßen ein, um ein wenig schneller vorwärts zu kommen, bis er schließlich so nah wie möglich an die zweite Stromleitung gelangt war.

Es war noch immer eine relativ große Entfernung für jemanden, der aus einer hängenden Position heraus abspringen musste. Charlie sah nach unten. Der Boden war hart und weit entfernt, und da war nichts, was einen Sturz abbremsen würde. Er begann hin und her zu schwingen, erst langsam, dann immer schneller.

Er wusste nicht, woher er schließlich den letzten nötigen Schwung bekam: vielleicht vom Wind? So kam es ihm jedenfalls vor. Doch wo immer er auch herkommen mochte, er brachte ihn

die entscheidenden Zentimeter weiter. Allerdings verfehlte er selbst da noch sein Ziel mit der linken Hand, nur seine rechte packte eisern zu.

Als Charlie wieder in einer stabilen Lage war, begann er seinen nächsten Sprung zu berechnen – und sich zu fragen, ob das Ganze überhaupt funktionieren konnte. Die Entfernung zu den Bäumen auf dem Gelände war auf jeden Fall größer, als es von seinem Beobachtungsposten aus ausgesehen hatte. Ein solcher Sprung konnte keinem Menschen gelingen.

Charlie hangelte sich ein Stück nach links und spähte erneut in die Schatten. Hier standen die Chancen besser, doch er sah sich weiterhin um.

Sehr bald schon hatte er eine Stelle gefunden, von der aus zu springen noch immer schwierig war, aber es war einen Versuch wert. Er musste über den Zaun und in das Geäst eines der Bäume nach unten springen. Die größte Gefahr bestand darin, dass der Ast, an den er sich klammern wollte, sein Gewicht möglicherweise nicht tragen und mit einem lauten Knacken brechen würde. Nun, Charlie konnte es nur herausfinden, wenn er es probierte.

Der Ast begann tatsächlich wie befürchtet nachzugeben. Doch kurz bevor er brach, ließ Charlie los. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Ast jedoch Charlies größten Schwung bereits gebremst, und so landete er nun auf allen vieren auf dem Boden, und nur das Rascheln einiger Blätter über ihm verriet seinen Sturz: nicht mehr, als wäre eine Windböe durch die Zweige gegangen oder ein Vogel davongeflogen.

Charlie blieb in der Hocke und sah sich um. Dann blickte er auf die Uhr. Er wartete auf zweierlei: erstens auf Anzeichen dafür, dass er entdeckt worden war. jede Vorrichtung, die dazu installiert worden war, Eindringlinge aufzuspüren, die durch die Luft und über den Zaun flogen, würde Charlie erfasst haben, das war

sicher. Dann würde es hier gleich vor Wachen und Hunden wimmeln, die auf der Suche nach ihm waren, und in einem solchen Fall wollte Charlie lieber in der Nähe des Zauns sein.

Und zweitens wartete er darauf, dass der Streifenwagen auf seiner Runde wieder hier vorbeikam. Danach hätte er mindestens siebzehn, höchstens dreißig Minuten Zeit, bevor sie wieder an dieser Stelle auftauchten.

Als die Sekunden sich zu Minuten dehnten, wusste Charlie, dass seine Einschätzung richtig gewesen war. Das Gelände war so sicher, wie man es machen konnte, ohne unwillkommene Aufmerksamkeit zu erregen, was bedeutete, dass es Lücken im System gab. Charlie war gerade durch eine Lücke geschlüpft, nun würde er die nächste finden müssen.

Er hörte, wie sich der Streifenwagen näherte, dann sah er dessen abgeblendete Scheinwerfer. Während die Dunkelheit sich zunehmend auf das Gelände senkte, gingen hier und da weitere Lichter an. Charlie schätzte, dass die meisten Angestellten bereits nach Hause gegangen waren, einige aber wohl noch länger arbeiteten. Es konnte sich jedoch auch um Leute handeln, die auf dem Gelände wohnten.

Als die Rücklichter des Streifenwagens um die nächste Ecke verschwunden waren, setzte Charlie sich in Bewegung. Er ging in Richtung des Garagentors, hinter dem Frys Transporter aufgetaucht war. Dort angekommen, hörte er das Surren eines Elektromotors, das immer näher kam. Dann das Geräusch einer hydraulischen Bremse, gefolgt von einem höheren, schnelleren Surren – und das Tor, das sich für Fry geöffnet hatte, schwang erneut nach oben unter die Decke.

Charlie presste sich dicht an die Mauer neben der Garage. Ein Frontlader rollte heraus, einen kleinen Anhänger im Schlepptau. Die Fracht darauf konnte Charlie zuerst nicht sehen. Dann fiel,

während das Tor sich wieder schloss, ein Lichtstrahl auf die Ladefläche, und Charlie erkannte eines seiner Gemälde. Es handelte sich wohl ausnahmslos um seine letzten Werke, wie er schnell feststellte: Frys Wagenladung.

Charlie lief geduckt entlang der Einfahrt und folgte dem Frontlader, bis er nahe genug heran war. Dann sprang er auf den Anhänger. Der Mann hinter dem Lenkrad spürte nur einen leichten, dumpfen Schlag, als wäre er mit einem der Hinterräder über einen Stein gefahren.

## 28

Charlie hatte sich so klein gemacht, dass ihn – zumindest bei einem flüchtigen Blick – niemand bemerken würde. Der Anhänger holperte über den Boden und schwang hin und her wie bei einer Fahrt auf einer Achterbahn. Charlie vermutete, dass sie in Richtung des Wohnbereichs der Anlage unterwegs waren.

Als das Rütteln plötzlich aufhörte und der Motor abgestellt wurde, reagierte Charlie blitzschnell und war in der Deckung eines nahen Gebüschs verschwunden, bevor der Fahrer den Anhänger erreicht hatte, um mit dem Abladen zu beginnen. Charlie beobachtete, wie seine Bilder – meist drei oder vier auf einmal, insgesamt ein gutes Dutzend – nach und nach in das Gebäude transportiert wurden, vor dem sie gehalten hatten.

In einem der oberen Stockwerke ging ein Licht an. Charlie blickte nach oben. Es war ein Apartmentgebäude, dessen Fassade aussah, als hätte man eine Menge teurer, überdimensionaler Fernsehgeräte in einem leicht schrägen Winkel aufeinander gesetzt. Die Fenster waren nach außen gewölbt und blickten wie Bildschirme in die

Welt hinaus. Dieser Effekt wurde durch sorgfältig gepflegtes Efeu und andere Kletterpflanzen abgemildert. Was leicht fremd und häßlich hätte wirken können, vermittelte so den Eindruck einer typischen Vorstadtsiedlung.

Charlies Aufmerksamkeit wurde auf ein Fenster gelenkt, hinter dem gerade das Licht angegangen war. Er sah, wie dort eines seiner Gemälde hochgehalten wurde, wie um es zu begutachten. Charlie erkannte nur eine Hand, nicht aber die Person, zu der sie gehörte.

Er konnte nun entweder hineingehen und klingeln beziehungsweise die Tür aufbrechen, oder er konnte das Naheliegende tun. Manchmal waren seine Kletterkünste doch ausgesprochen nützlich, dachte Charlie bei sich.

Es gab nicht viel, was seinen Finger- oder Zehenspitzen Halt bot, und jeder Versuch, die Kletterpflanzen zu benutzen, wäre unbesonnen gewesen. Aber Charlie schaffte es, vorsichtig und bedächtig nach oben steigend, schließlich doch, jedes Apartment hatte einen eigenen kleinen Balkon; in diesem Falle lag er unmittelbar vor dem Fenster, das Charlie beobachtet hatte. Er zog sich hoch, stieg über das Geländer und konnte nun problemlos in den Raum hineinsehen.

Es handelte sich um ein durchschnittliches, behagliches Wohnzimmer und gehörte offenkundig einem Menschen, der allgemein an Literatur und Kunst interessiert war – und besonders an Charlie Monks Gemälden.

Kathy Ryan begutachtete seine Bilder, blieb vor jedem stehen, um es sich genauer zu betrachten. Als sie sich alle angesehen hatte, ging sie zum ersten zurück. Bei dieser zweiten Durchsicht blieb sie vor einigen länger, vor anderen kürzer stehen. Charlie hatte das Gefühl, als hätte sie das schon öfters getan.

Die Glastür vom Balkon in das Apartment war nur angelehnt,

doch Charlie unterdrückte den Impuls, einfach hineinzugehen. Stattdessen rückte er einen Schritt näher, sodass Kathy ihn sehen konnte, wenn sie sich umdrehte. Dann rief er leise ihren Namen.

»Kathy...«

Sie fuhr nicht erschrocken zusammen, sondern wandte nur den Blick von den Bildern und sah ihn an. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich keine Angst.

»Komm herein, Charlie«, sagte sie. »Man hat mir gesagt, dass du wohl früher oder später hier auftauchen würdest.«

Charlie stieß die Tür auf, dann machte er einen Schritt in das Zimmer hinein und wartete, dass Kathy das Wort ergriff. Sie sah ihn mit einem Blick an, in dem eine merkwürdige Trauer lag, die ihn tief berührte, aber auch beunruhigte. Sie steckte in ziemlichen Schwierigkeiten, das wusste er nun.

»Kathy«, sagte er sanft, »sag mir bitte einfach nur, was hier vor sich geht.«

Sie blickte zu Boden, als fiele es ihr schwer, die Frage zu beantworten. Sie spielte mit einem Gegenstand in ihrer Hand. Er war klein und schwarz, doch Charlie schenkte ihm im Augenblick keine nähere Beachtung.

Er wartete eine Weile auf ihre Antwort, dann wiederholte er: »Kathy, bitte erzähle es mir.«

Sie sah ihn an.

»Ich bin nicht Kathy«, erklärte sie. Ihre Stimme war matt, frei von Gefühlen. »Es gibt keine Kathy Ryan. Mein Name ist Susan – Dr. Susan Flemyn.«

Charlie spürte, wie Verwirrung sich auf seinem Gesicht ausbreitete. Er öffnete den Mund, um gegen diesen Unsinn zu protestieren. Doch sie – Kathy oder Susan, wie sie jetzt genannt werden wollte – hob den Gegenstand in ihrer Hand leicht an, und plötzlich erinnerte sich Charlie an das Ding, mit dem Marihuana-

Hemd auf ihn gezielt hatte, bevor der Lastwagen ihm die Sicht versperrt und Charlie für einige Sekunden das Bewusstsein verloren hatte.

Diesmal schob sich nichts zwischen ihn und den kleinen schwarzen Gegenstand, der genau auf ihn gerichtet war. Charlies Welt wurde ausgelöscht.

Ein schmaler Streifen Licht öffnete sich quer vor Charlies Blickfeld, doch alles blieb verschwommen, als wäre er plötzlich kurzsichtig geworden. Er konnte Bewegungen wahrnehmen und etwas, das wie spiegelnde Oberflächen aussah, doch er konnte keine Details erkennen.

»Da hast du dir was Schönes eingebrockt, Charlie Monk«, sagte jemand. Es war die Stimme eines Mannes, eine Stimme, die Charlie nicht kannte. Und irgendwie schienen die Worte auch nicht direkt an ihn gerichtet zu sein.

»Er muss sich völlig daneben fühlen«, sagte eine andere Stimme, ebenfalls männlich, ebenfalls unbekannt.

»In ein paar Minuten wird er wieder auf dem Damm sein«, sagte der erste Mann.

Die beiden sprachen *über* ihn, nicht *mit* ihm, das erkannte Charlie jetzt. Er wollte sie fragen, wo er sich befand und was hier vor sich ging, stellte aber fest, dass er nicht in der Lage war, auch nur ein vernünftiges Wort hervorzubringen. Er hörte bloß einen seltsamen Laut, der aus seinem Mund drang, als stünde er noch halb unter der Wirkung von Drogen.

Und dann geschah das Unglaubliche. Der schmale Streifen Licht, den er angestarrt hatte, schob sich nach oben und verschwand schließlich ganz. Ein kurzer Moment der völligen Finsternis folgte, und dann klärte sich plötzlich sein gesamtes Blickfeld. Er erkannte, dass man ihm etwas vom Kopf gezogen hatte. Eine Art

Helm. Einer der Männer, die eben gesprochen hatten, hielt diesen nun in der Hand. Der Helm hatte eine stumpfe metallische Farbe, und einige seltsam aussehende Kabel ragten daraus hervor. Der Mann, der ihn hielt, trug einen weißen Laborkittel. Ebenso wie der andere Mann, der neben ihm stand. Charlie hatte keinen der beiden je zuvor gesehen.

»Er ist bei Bewusstsein. Schau, er beobachtet uns... sei vorsichtig.«

»Schon in Ordnung. Er kann sich nicht bewegen.«

Der Mann, der zuletzt gesprochen hatte, streckte die Hand aus und berührte Charlies Nacken. Charlie bemühte sich mit schier übermenschlicher Kraft, etwas zu sagen. Doch die Laute, die über seine Lippen drangen, waren genauso unzusammenhängend wie zuvor, nur lauter und mit einem Anflug von Enttäuschung darin.

»Heilige Mutter Gottes, er hat versucht, mich zu beißen!«

Der Mann, der nach Charlie gegriffen hatte, zog rasch seine Hand zurück.

»Ich habe dir doch gesagt, dass du vorsichtig sein sollst. Mit den Zähnen kann er dir einen Finger abbeißen.«

Charlie hörte all das mit einem seltsamen Gefühl der Gleichgültigkeit. Schock und Überraschung hatte er längst hinter sich gelassen. Das Ganze war einfach zu absurd. Irgendjemand musste ihm verraten, was hier vor sich ging, und zwar bald. Oder vielleicht musste er einfach nur schnell aufwachen.

»Hör mal, lass uns den Verschluss öffnen und ihn aus diesem verdammten Ding nehmen. Falls er durchdreht, hauen wir einfach ab«, sagte der andere Mann, den Charlie – angeblich – zu beißen versucht hatte.

»Okay, so machen wir's«, entgegnete der andere. Er hörte sich nervös und erleichtert zugleich an.

Beide Männer griffen daraufhin vorsichtig auf Charlies Rücken

und zuckten leicht zusammen, als er sich in dem Ding, in dem er feststeckte und das eine Art Harnisch sein musste, hin und her bewegte. Erneut versuchte er zu sprechen, erneut ohne Erfolg. Diesmal brachte er nur ein seltsames raues Krächzen hervor.

Was war mit seiner Stimme geschehen?

Es gab ein zischendes Geräusch – wie bei einem Vakuum, das angestochen wurde. Es stammte nicht von Charlie selbst, sondern von dem, was ihn umhüllte. Er spürte plötzlich überall eine seltsame Veränderung seines Körperdrucks, nicht unangenehm, nur ungewohnt. Er blickte an sich hinunter.

Sein ganzer Körper steckte in einer Art silbernem Anzug, der dem Raumanzug eines Astronauten nicht unähnlich war. Kabel unterschiedlicher Dicke waren an verschiedenen Stellen angebracht und schlängelten sich über den Boden.

Charlie hörte ein gedämpftes Klicken und sah in die entsprechende Richtung. Die beiden weiß bekittelten Männer hatten eine Tür hinter sich zugezogen. Es war die Tür eines Gitterkäfigs aus dicken, senkrechten Stäben. Sie waren außerhalb des Gitters, Charlie war darin. In einem Käfig!

Er versuchte sich aufzurichten, doch noch immer behinderte ihn etwas. Es war der Raumanzug. Als er sich bewegte und sich zu befreien versuchte, fiel der Anzug jedoch problemlos von ihm ab und landete mit einem erstaunlich lauten Plumps auf dem nackten Betonfußboden. Charlie blickte weiter an sich hinunter. Doch es war nicht mehr der Raumanzug, dem nun seine ganze Aufmerksamkeit galt. Es war sein eigener Körper. Er war nackt – und doch nicht nackt. Jeder Zoll – die breite Brust, die langen kräftigen Arme, die muskulösen Beine und Füße –, alles war mit einem dichten, schwarzen, groben Fell bedeckt.

Alles in seinem Kopf drehte sich. Einen Augenblick lang glaubte Charlie, dass er das Bewusstsein verlieren würde. Aber natürlich

kam es nicht dazu. Weil es einfach unmöglich war! Das hier musste einfach ein Zustand von Geistesverwirrung sein, eine Art kurzzeitiger Halluzination.

Eine Hand schob sich vor seine Augen. Seine eigene Hand. Unwillkürlich bewegte er sie, drehte sie vor sich hin und her, betrachtete sie voller Verwunderung.

Es war nicht seine Hand. Nicht Charlies Hand. Nicht Charlie Monks Hand.

Es war die Hand eines Affen.

Schweigend starrte Charlie die Hand wie hypnotisiert an. Sie wurde größer und größer und füllte bald sein ganzes Blickfeld aus. Unbewusst, ganz instinktiv, führte er sie näher an sein Gesicht heran, um zu ertasten, was sich dort befand.

Die Unempfindlichkeit der Hand, die Beschaffenheit und Dicke der Haut machten es schwer, überhaupt etwas zu spüren. Als trüge er Handschuhe. Nur dass es keine Handschuhe waren. Es war eine echte, lebendige Hand.

Das Gesicht, das er betastete – sein Gesicht – war ebenfalls rau, mit Fell bedeckt und seltsam rund. Er befühlte seine Lippen. Sie waren breit und dünn, mit ledrigen Winkeln. Und wo er eigentlich seine Nase hätte spüren müssen, war nichts: nur eine kleine Erhebung in der Mitte seines Gesichts.

Etwas bewegte sich am Boden zu seinen Füßen. Charlie blickte nach unten und sah, wie der abgelegte silberne Anzug an seinen zahlreichen Kabeln in eine Vertiefung in der Wand gezogen wurde. Als er ganz darin verschwunden war, begann die Vertiefung sich zu schließen und verschwand rasch, sodass nur die glatte weiße Wand zurückblieb.

Charlie sah sich um und nahm seine unmittelbare Umgebung zum ersten Mal richtig wahr. Es stimmte: Er befand sich in einer Art Käfig. Zwei Seiten bestanden aus Gittern, zwei aus

Betonwänden. Jenseits der Gitterstäbe konnte er nicht viel erkennen. An einer Seite führte ein Gang entlang, in dem sich im Augenblick niemand aufhielt. Auf der anderen Seite konnte er einen größeren freien Raum ausmachen, mit einer hell erleuchteten Ecke in weiterer Entfernung. Es sah wie ein High-Tech-Labor aus. Es gab Pulte mit Mikroskopen, Computerschirmen und Menschen, die daran arbeiteten. Niemand schenkte Charlie auch nur die geringste Aufmerksamkeit.

Plötzlich nahm Charlie aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Er fuhr herum – und starrte auf etwas, das er zuvor nicht bemerkt hatte. An der anderen Seite des Ganges, seinem Käfig gegenüber, war ein mannshoher Spiegel angebracht.

Charlie konnte sehen, wie darin etwas reflektiert wurde – das Wesen, das im Käfig steckte.

Er hob einen Arm, dann den anderen. Er machte, nur um ganz sicher zu sein, einen Schritt nach vorne und einen zurück.

Es bestand kein Zweifel mehr. Die Spiegelung, das war er selbst. Charlie war ein voll ausgewachsener Schimpanse.

## ***DRITTER TEIL***

Sie befanden sich in Montana, so viel wusste Susan. Als die Privatmaschine an Höhe verlor, verwandelte sich die einer Reliefkarte ähnliche Topografie unter ihnen schrittweise in eine Landschaft voller mit Pinien und Espen bedeckter Hügel vor dem Hintergrund steil aufragender Berge. Die Maschine hielt auf ein Plateau zu, auf dem Susan eine Landebahn inmitten eines Geländes erblickte, das wie eine große Privatranch aussah. Auf einem runden Landefeld daneben parkte ein Helikopter. Etwas weiter entfernt stand eine Ansammlung von Gebäuden, eins davon ein luxuriöses Bauwerk im Landhaus-Stil, umgeben von Rasenflächen, einem Swimmingpool und einem Tennisplatz. Dahinter erstreckten sich ein paar Scheunen und Pferdekoppeln, Susan und ihr Vater waren die einzigen Passagiere. Sonst waren nur die Piloten an Bord, beide sehr geschäftsmäßig und höflich; sie trugen Uniformen und setzten sogar zuerst ihre Mützen auf, bevor sie das Cockpit verließen und die Türen öffneten. Der Ranghöhere der beiden sagte, er hoffe, sie hätten einen guten Flug gehabt, und wünschte ihnen einen angenehmen Aufenthalt.

Ein Kombi wartete auf Susan und ihren Vater, den ein freundlicher junger Mann in Jeans und Holzfällerhemd fuhr. Während sie den guten Kilometer zum Haus zurücklegten, erzählte er ihnen, dass die Ranch zwölfhundert Morgen groß sei und sich in einer Höhe von fünfzehnhundert Fuß befände. Der ganze Staat Montana lag etwa tausend Fuß über dem Meeresspiegel – nirgendwo gäbe es bessere Luft als hier, fügte er stolz hinzu.

Es war Amerys Idee gewesen, Susan auf dieser Reise zu begleiten. West hatte keine Einwände erhoben, als sie ihm mitgeteilt hatte, dass Amery mitfliegen würde. Es würde ihr helfen, die schwierige Situation zu meistern, und außerdem würde es Christophers Vertrauen in die Umstände stärken.

»Okay«, hatte West nach einem kurzen Augenblick des Zögerns gesagt. »Ich zweifele nicht daran, dass Sie Ihrem Vater ohnehin alles erzählen, also kann er auch gleich mit dabei sein. Sie sehen, wir wollen Ihnen die ganze Angelegenheit so angenehm wie möglich machen.«

Darauf hatte Susan nicht geantwortet, aber sie hoffte, dass der Ausdruck auf ihrem Gesicht deutlich gezeigt hatte, was sie von dieser Bemerkung – wie von West überhaupt – hielt: dass er nämlich nicht einmal ihrer Verachtung wert war. Glaubte er denn wirklich, dass sie Dankbarkeit empfand, nur weil sie ihren entführten Sohn besuchen durfte?

Christopher erwartete sie auf der Veranda eines der Gebäude, die Susan aus der Luft gesehen hatte. Als ihr Wagen sich näherte, sprang er die Stufen hinunter und winkte ihnen wild zu, Buzz folgte ihm kläffend. Sonst war niemand zu sehen. Christopher flog in die Arme seiner Mutter, während der Hund ihnen um die Füße tanzte, außer sich vor Freude. Sie drückten sich fest aneinander, der Junge aufgeregter über das Wiedersehen, Susan verzweifelt bemüht, ihre Freudentränen zu unterdrücken.

»Lass mich dich anschauen«, sagte sie eine Weile später und hielt ihn auf Armeslänge von sich. »Du siehst gut aus. Gefällt es dir hier?«

»Klar, manchmal. Aber ich vermisste dich, Mama.«

»Ich dich auch.«

Sie umarmten sich erneut.

»Es tut mir leid«, sagte Susan. »Ich werde alles daransetzen, dass

es nicht mehr lange dauert.«

»Warum kann ich nicht mit dir kommen? Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein, Schatz, es hat nichts mit dir zu tun. Ich muss einen Auftrag erledigen. Im Augenblick gibt es einige Schwierigkeiten, aber die werden nicht ewig dauern.«

Sie hielt inne, blickte ihm in die Augen und wusste, dass er verstanden hatte – zumindest das Wesentliche. Er wusste, dass es nicht an ihm lag und dass es nicht Susan war, die die Trennung wünschte. Es war etwas anderes, und keiner von ihnen konnte etwas dagegen tun. Er sah auch, dass seine Mutter und sein Großvater sich nicht verändert hatten, und das war gut so.

»Was treibst du denn hier die meiste Zeit?«, fragte sie ihn.

Seine Miene hellte sich auf.

»Das hab ich dir doch erzählt: Ich lerne reiten. Ich bin schon ganz gut. Willst du mich reiten sehen?«

»Natürlich will ich das...«

»Und dann gibt's da noch mein Baumhaus... und ein paar klasse Videos...«

»Hört sich an, als ginge es dir ganz gut...!«

Das Geräusch einer sich öffnenden Tür auf der Veranda ließ sie aufblicken. Eine schlanke Frau in Jeans und einer weißen Bluse war herausgetreten. Sie war etwa fünfzig und hatte das graue Haar zurückgekämmt und zu einem Knoten gebunden. Ihr langes, knochiges Gesicht hätte streng gewirkt, wären da nicht zwei freundlich blitzende blaue Augen mit vielen kleinen Lachfältchen gewesen.

»Ein, zwei Stunden am Tag machen wir Schularbeiten, damit er nicht ganz aus der Übung kommt.«

Die Frau kam die Stufen hinunter auf Susan zu.

»Ich bin Mrs. Hathaway. Christopher nennt mich Tante May.«

Sie bot Susan keine Hand an, ebenso wenig wie Susan ihr, aber sie sahen sich direkt in die Augen, ohne den Blick abzuwenden.

»Sie scheinen gut für ihn zu sorgen, Mrs. Hathaway. Wenigstens dafür bin ich dankbar.«

»Er ist ein netter Junge. Wir alle hier mögen ihn.« Sie sah an Susan vorbei und beobachtete, wie Christopher nun seinen Großvater umarmte. Auch Susan blickte sich um. Mit einem Mal überwältigte sie ein Gefühl des Irrealen. Nein, das alles hier konnte nicht wirklich geschehen; es konnte nur ein Traum sein, aus dem sie jeden Moment mit einem Seufzer der Erleichterung erwachen würde, um alles wie früher vorzufinden: mit John an ihrer Seite und Christopher, der durchs Haus rannte und sich für die Schule fertig machte.

»Komm mit, Opa, du musst dir Polly ansehen – das ist mein Pferd. Naja, eigentlich ist es ein Pony, aber es sieht fast wie ein Pferd aus.«

Damit zog er seinen Großvater an der Hand hinter sich her. »Du auch, Mama – ich will dir mein Pferd zeigen!«

»Gehen Sie mit, Dr. Flemyng. Am besten lassen Sie sich von Christopher herumführen, danach können wir uns bei einer Tasse Kaffee im Haus unterhalten.«

Susan musterte die Frau, die sich Mrs. Hathaway nannte, und fragte sich, ob das ihr richtiger Name war. Was war das für eine Frau, die sich für solche Aufgaben hergab? Konnte Susan an ihr Mitgefühl appellieren? An ihre mütterlichen, weiblichen Instinkte? Oder war diese Frau so eiskalt wie die Leute, für die sie arbeitete? Wie auch immer: Wie hätte dieser Appell aussehen sollen? Offensichtlich wurde für Christopher gut gesorgt, und er wurde in keiner Weise misshandelt. Konnte sie unter den gegebenen Umständen eigentlich mehr verlangen? Außer dass sich eben diese Umstände änderten? Und was das betraf, war auch diese Frau

machtlos.

»Gehen Sie, Dr. Flemyn. Die beiden warten schon auf Sie.« Susan erkannte, dass ihr die Frau soeben jeden Gedanken, der ihr durch den Kopf gegangen war, von den Augen abgelesen hatte. Sie spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. Plötzlich fühlte sie sich wie eine Närrin, dumm und vor dieser Frau bloßgestellt.

»Christopher hat sich so auf diesen Besuch gefreut. Er hat genau geplant, was er Ihnen alles zeigen will. Gehen Sie schon.«

Susan verspürte einen leichten Druck auf ihrem Arm. Es war kein Drängen, kein Zwang. Auch keine Warnung oder ein Drohen. Es vermittelte vielmehr ein beruhigendes Gefühl, ein Versprechen, dass mit der Zeit alles wieder in Ordnung kommen würde und dass sie den Augenblick einfach genießen sollte.

Susan nickte zustimmend. Es war eine seltsam abrupte Geste, aber mit ihr schüttelte sie die Lähmung ab, die sie befallen hatte. Susan öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber die Worte wollten ihr nicht über die Lippen kommen. Sie murmelte etwas Undeutliches, drehte sich dann schnell um und schritt auf ihren Sohn und ihren Vater zu, die in einiger Entfernung Hand in Hand auf sie warteten.

Christopher stellte sich in der Tat recht geschickt beim Reiten an. Susan sprach mit dem Mann, der ihm das Reiten beibrachte. Sein Name war Michael, er war etwa dreißig, gut aussehend und freundlich, mit tadellosen, beinahe altmodischen Manieren. Sie konnte auf den ersten Blick sehen, dass Michael und Christopher einander mochten.

Aber wer waren diese Leute eigentlich? Was taten sie da mit ihrem Sohn? Sie wollte Michael am Kragen packen und durchschütteln, ihn fragen, wie er ihr und Christopher so etwas antun konnte. Und mit welchem Recht? Doch das hätte die Sache für Christopher wohl nur verschlimmert, und das war das Letzte,

was sie wollte.

»Nun, wenn du mich fragst, so darfst du dich wirklich einen glücklichen jungen Mann nennen«, sagte sie schließlich, als Christopher seine Besichtigungsrunde damit beendete, ihnen sein Zimmer zu zeigen. Es war voll gestopft mit allen möglichen Spielsachen, die sich ein Junge in seinem Alter nur wünschen konnte.

»Hätte selbst nichts dagegen, an so einem Ort meine Ferien zu verbringen«, fügte Amery hinzu.

»Warum bleibst du nicht hier, Opa?«, hakte Christopher sogleich nach, und auf seinem Gesicht spiegelte sich die Gewissheit wider, dass eine so gute Idee unmöglich abgelehnt werden konnte.

Amery war anzusehen, dass er sich überrumpelt fühlte. »Nun, ich... Das würde ich gerne, Christopher... aber ich weiß nicht, ob ich so lange von zu Hause wegbleiben... oder ob hier überhaupt Platz für mich ist...«

»Oh, wir haben 'ne Menge Zimmer hier.«

»Nun, ich werd's versuchen. Ich kann nichts versprechen, aber ich werd's versuchen.«

»Sie können so lange bei uns bleiben, wie Sie es wünschen, Mr. Hyde.«

Susan und ihr Vater wirbelten erschrocken herum. In der Tür hinter ihnen stand Mrs. Hathaway.

»Ich meine es ernst. Wir haben nichts dagegen. Wir wären sogar entzückt.«

Amery sah seine Tochter an, dann blickte er zu der älteren Frau zurück. Diesmal musterte er sie weitaus schärfer.

»Wollen Sie etwa sagen, dass Ihre... Geschäftspartner damit einverstanden wären?«

»Sie wären hocherfreut.«

Amery sah erneut seine Tochter an. Susan sagte nur: »Wenn du

kannst, dann tu es.«

Christopher beobachtete das alles genau, ohne dass ihm die unterschwellige Bedeutung des Dialoges klar wurde. Er war sich nur bewusst, dass es mal wieder eines jener Erwachsenenspiele war, das einer Entscheidungsfindung gewöhnlich vorausging. Wichtig für ihn war nur das Ergebnis.

»Nun gut«, sagte Amery schließlich. »Ich bleibe.«

Christopher brach in Jubel aus und führte einen Freudentanz um seinen Großvater herum auf.

Eine Stunde später, als es Zeit zum Abschiednehmen wurde, küsste Susan ihren Sohn, umarmte ihn und versprach, so bald wie möglich wiederzukommen. Dann küsste sie ihren Vater und stieg schließlich schweren Herzens die Treppe der Veranda hinunter. Mrs. Hathaway begleitete sie zum Wagen. Als der Fahrer ihr die Tür aufhielt, drehte Susan sich noch einmal um und sah zu Christopher und Amery hinüber, die Hand in Hand auf der Veranda standen. Sie winkten ihr zu. Susan winkte zurück. Sie fühlte sich besser als erwartet, so gut wie seit langer Zeit nicht mehr.

Als sie sich umdrehte, um einzusteigen, hielt sie erneut inne und blickte Mrs. Hathaway an. Ein letztes Mal suchte sie dieses freundliche Gesicht nach Anzeichen daraufhin ab, was wohl im Innern der Frau vor sich gehen mochte.

»Wer sind Sie?«, war die einzige Frage, die Susan einfiel.

»Das habe ich Ihnen bereits gesagt«, antwortete die ältere Frau mit einem sanften Lächeln. »Christopher nennt mich Tante May.«

Die Tür in der Rückwand seines Käfigs glitt zur Seite und ließ ein dunkle Öffnung zurück. Charlie wartete eine Weile, bevor er sich ihr näherte, um zu sehen, ob nicht jemand oder etwas daraus hervorkommen würde. Als nichts geschah, blickte er sich vorsichtig über die Schultern um. In dem Teil des Labors, das er sehen konnte, herrschte geschäftiges Treiben, das aber nichts mit ihm zu tun zu haben schien.

Er machte einen Schritt in Richtung der Öffnung. Nun konnte er einen matten Flecken Licht irgendwo dahinter ausmachen. Charlie ging näher heran und erblickte einen Tunnel, der sich leicht nach links unten wand. Die Lichtquelle lag irgendwo hinter der Krümmung und war aus seiner Perspektive nicht sichtbar.

Erneut blickte Charlie sich um. Noch immer schenkte ihm niemand Beachtung. Was natürlich nicht bedeutete, dass keine Kameras auf ihn gerichtet waren. Er nahm sogar stark an, dass das der Fall war; heutzutage waren sie so klein, dass man sie kaum noch ausmachen konnte. Und diese Öffnung in der Wand hatte sich natürlich auch nicht von ganz alleine aufgetan. Etwas war hier im Gange. Charlie ahnte, dass er auf irgendeine Art herausgefordert oder getestet wurde.

Das war auch die Grundeinschätzung seiner Situation. Nur so ließ sich der Wahnsinn erklären, der um ihn herum vor sich ging. Er war überzeugt davon, dass er sich in einer Art künstlich erzeugtem Albtraum befand. Das war die einzige mögliche Erklärung. Vielleicht war das ein spezielles Training, in das er ohne Vorwarnung gesteckt worden war und das ihn, falls er es erfolgreich absolvierte, in seiner Ausbildung eine Stufe weiterbrachte. Vielleicht sollte er lernen, wie man eine derartige geistige Verwirrung, herbeigeführt durch Drogen oder andere

Methoden, überlebte. Überlebte und am Ende geistig gesund blieb. Charlie erkannte die Zweckmäßigkeit eines solchen Trainings. Er wusste, dass Gehirnwäsche eine Gefahr war, auf die man besonders vorbereitet werden musste.

Natürlich kam ihm auch der Gedanke, dass es gar kein Training war. Dass alles echt war und er in die Hände des Feindes gefallen war. Das Letzte, woran er sich erinnern konnte, war der Augenblick in Kathys Apartment, als er das Bewusstsein verloren hatte. Wie hatte sie sich selbst genannt? Doktor so und so. Dr. Susan Flemyng, das war es!

Wer tat ihm das an? Und warum? Und welche Rolle spielte Kathy bei alledem? Oder vielmehr diese Frau, die behauptete, sie sei nicht Kathy und eine Kathy hätte es nie gegeben?

Und zumindest Letzteres war doch nicht möglich? Oder? Charlie stellte fest, dass er bereits ganz unwillkürlich die ersten Schritte in den Tunnel gesetzt hatte. Er hielt inne: Er durfte seine Konzentration nicht verlieren! Das war stets das oberste Gebot: immer im Augenblick verharren und nicht abschweifen. Vorsichtig ging er weiter.

Die Wände des Tunnels waren glatt und aus Fertigbauteilen zusammengefügt. Es gab keinerlei Geräusche außer dem leisen Tapsen seiner Füße auf dem Betonfußboden. Je weiter er kam, umso bewusster wurden ihm bestimmte Düfte, die er nicht genau identifizieren konnte, obwohl sie ihm bekannt vorkamen. So roch frische Luft, was ihn hoffen ließ, dass die Quelle des Lichts vielleicht das Tageslicht sein könnte.

Charlie hielt erneut inne und wartete darauf, dass etwas geschah, dass er eine Falle entdeckte, die er überwinden musste. Doch da war nichts: nur die Andeutung – und sie war inzwischen noch stärker geworden – von Geräuschen und Düften der freien Natur, als hätte jemand irgendwo um die Ecke ein Fenster offen gelassen.

Charlie machte ein paar weitere vorsichtige Schritte, und plötzlich weitete sich sein Blickfeld. Er fand sich an der Schwelle zu einem großen Freigelände wieder. Hohe Bäume, meist Eichen und Buchen, raschelten in der lauen Brise. Irgendwo waren Stimmen zu vernehmen. Charlie konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde, doch als er genauer lauschte, stellte er fest, dass es bloß ein Grunzen und Heulen war.

Und dann sah er sie: Sie waren überall verteilt, einzeln oder in Gruppen, einige kletterten auf den Bäumen umher, andere kraulten einander das Fell, hier und da gab es Babys, die miteinander spielten oder sich an ihre Mütter drängten. Es war eine Schimpansenkolonie, grob geschätzt etwa zwanzig bis dreißig Tiere.

Keines davon schien Charlie bisher bemerkt zu haben, doch er ahnte, dass sich das sehr bald schon ändern würde. Er war ein Außenseiter, und die dominanten Männchen würden ihn als Bedrohung empfinden. Woher er das mit solcher Sicherheit wusste, konnte er nicht sagen, aber er war sich so sicher wie nie zuvor in seinem Leben. Es gab ein dominantes Männchen, möglicherweise auch eine Gruppe, und er musste sich ihm oder ihnen stellen – außer natürlich er ging den Weg zurück, den er gerade gekommen war.

Doch das war nicht Charlies Art. Außerdem war er sich ziemlich sicher, dass die Tür in seinen Käfig inzwischen wieder verschlossen war. Als man sie öffnete, hatte man einen bestimmten Zweck verfolgt: Man wollte ihn hier mit den anderen Schimpansen zusammenbringen.

Den *anderen* Schimpansen? Waren das wirklich gerade seine Gedanken gewesen? Charlie blickte erneut an sich hinab, sah sein dichtes schwarzes Fell, die stark gebeugten Beine mit ihren zum Greifen geschaffenen Zehen, die langen Arme, auf die er sich, wie

er erschrocken feststellte, völlig unbewusst stützte und das Gewicht seines Oberkörpers mit den Knöcheln seiner mächtigen Hände auffing.

Entsetzt stellte er sich aufrecht hin. Es war diese abrupte Bewegung, die die Aufmerksamkeit einiger Affen auf ihn lenkte. Charlie vernahm eine neue Art von Heulen, dringlicher diesmal, mit einer schärferen Färbung. Es wurde von einem Mitglied der Gruppe zum anderen weitergegeben. Charlie sah einen ausgestreckten Arm auf sich gerichtet; dann mehrere, und schließlich ruhten aller Augen auf ihm. Die Luft erbebte inzwischen von Schnattern und Rufen und von hastigen Bewegungen, als die Mütter ihre Kinder in Sicherheit trieben und die anderen Mitglieder der Kolonie ihre jeweiligen Plätze einnahmen.

Die beiden kräftigen Männchen, die auf ihn zukamen, arbeiteten offensichtlich als Team, dachte Charlie. Es war ersichtlich an der Art und Weise, wie sie die Rollen und Aufgaben innerhalb der Schimpansengruppe verteilten. Der Gruppe, die im Augenblick »wie ein Mann« hinter ihnen stand, wie Charlie nicht ohne einen Anflug von Ironie dachte.

Denn schließlich war *er* ein Mann. Dessen war er sich so sicher wie der Tatsache, dass das hier real war, auch wenn er nicht wusste, wie und warum man ihm so etwas antat. Alles war für einen Traum viel zu wirklich; es war eine bemerkenswert lang anhaltende Halluzination. Vielleicht durch Drogen herbeigeführt, vielleicht eine virtuelle Realität, vielleicht auch eine Kombination von beidem. Er wusste von beiden Möglichkeiten wenig, außer dass sie existierten.

Etwas blitzte im oberen Winkel seines Blickfeldes. Charlie sah auf und entdeckte eine Kamera. Als er sich umschaute, entdeckte er weitere. Sie waren auf langen Stangen angebracht und von

einem Schutzzaun umgeben, der wahrscheinlich unter Strom stand, sonst wären die Geräte schon lange heruntergerissen und zerstört worden.

Die beiden Schimpansenmännchen zogen noch immer eine große Show ab, um Charlie zu beeindrucken. Sie richteten sich zu voller Körpergröße auf, blähten ihre Brust auf und sträubten ihr Fell, sodass sie noch größer wirkten, als sie ohnehin waren. Kurioserweise verspürte Charlie eine Sekunde lang den instinktiven Impuls, es ihnen gleichzutun. Doch er unterdrückte diesen Impuls augenblicklich: Jeder Narr konnte sehen, wohin das führen würde.

Vielleicht war es das, dachte er plötzlich. Eine Art Reaktionstest: rationales Verhalten gegenüber irrationalem – oder etwas in der Art. Charlie wich nicht zurück, zeigte aber auch keinerlei Anzeichen von Streitlust. Stattdessen wandte er sich ab, nachdem er die beiden Männchen lange angestarrt hatte, und schlenderte in aller Ruhe in eine andere Richtung davon. Dabei hoffte er, den richtigen Eindruck hinterlassen zu haben, nämlich den, dass er keinerlei Interesse oder Ambitionen hegte, was die Gruppe betraf, und dass alles in bester Ordnung war, solange sie ihn in Ruhe ließen.

Im selben Augenblick jedoch entdeckte er weitere Gestalten irgendwo hinter den Bäumen – Menschen diesmal, doch weit weg, mindestens hundert Meter entfernt. Sie schienen genau zu beobachten, was zwischen ihm und den anderen Affen vor sich ging. Nun, da er genauer hinschaute, konnte Charlie Familien erkennen, Pärchen, die Hand in Hand vorbeigingen, Frauen mit Kinderwagen, eine Seniorengruppe, die offensichtlich einen Tagesausflug unternahm. Sie befanden sich auf einem gewundenen Pfad, und der Pfad befand sich, wie er feststellte, je näher er kam, auf der anderen Seite eines Gewässers; eines

Gewässers, das sich als eine Art Wassergraben herausstellte. Charlie wusste nicht, wie tief dieser war, aber er hätte ihn mit ein paar kräftigen Zügen durchschwimmen können.

Ganz offensichtlich befand er sich in einem Zoo. Dieser »offene Platz«, auf den er nach seiner Tunnelwanderung gestoßen war, war in Wirklichkeit ein Gehege. Charlie konnte nicht sehen, wie groß es war: ein Morgen mindestens, vielleicht sogar mehr. In einer anderen Richtung konnte er eine hohe Mauer erkennen, auf der eine weitere Kamera montiert war. Nicht weit davon entfernt ragte etwas über die Mauer hinaus. Es war ein gebogenes Glasfenster, zirka dreißig Fuß über dem Boden. Dahinter konnte Charlie gut ein halbes Dutzend Menschen sehen, die ihn und alles, was um ihn herum vorging, genau beobachteten. Details konnte er nicht erkennen, nur ihre Silhouetten.

Wie seltsam, dachte er. Das war wirklich unglaublich – in dem Sinn von »unglaublich gut gemacht«, verbesserte er sich. Alles wirkte erstaunlich echt. Wenn auch nicht vollkommen echt – obwohl das möglicherweise auch auf sein Wissen zurückzuführen war, dass es unmöglich echt sein *konnte*. Hätte er erkannt, dass das alles nicht der Wirklichkeit entsprach, wenn er nicht bereits gewusst hätte, dass es unmöglich so sein konnte? Eine interessante Frage.

Ein überraschtes und verärgertes Grunzen entrang sich Charlie, als ihn etwas an der Schulter traf. Er blickte nach unten; vor ihm lag ein Stein auf dem Boden. An dem Schmerz war nichts »Virtuelles« gewesen; er hatte ihn so real wie echten Schmerz empfunden. Charlie wirbelte herum.

Es bestand kein Zweifel daran, welches der beiden Männchen den Stein geworfen hatte. Es gebärdete sich wild, brüllte und stampfte auf den Boden. Nummer zwei gab ihm Rückendeckung, während alle anderen abwartend zuschauten. Nun gut,

dachte Charlie, wenn sie es unbedingt so wollten, an ihm sollte es nicht liegen.

Als er sich, zum Kampf bereit, aufrichtete, stellte er fest, dass sein Körper sich trotz des veränderten Aussehens genau wie immer anfühlte. Seine Reflexe waren die gleichen, ebenso sein Gleichgewichtssinn und sein sicheres Wissen um die Kraft und die Schnelligkeit, über die er verfügte. Er war noch immer er selbst, Charlie Monk, gefangen in diesem Affenkostüm, und er würde keine Schwierigkeiten haben, seinen Körper zu kontrollieren. Das schienen die Grundlagen des ganzen Spiels zu sein, die Regeln, nach denen es funktionierte: Er hatte dieselbe Kraft wie die Affen, die ihn umgaben, aber er hatte auch die Intelligenz eines Menschen. Er konnte seine Kraft kontrollieren und gezielt einsetzen, das hieß, er konnte Dinge tun, zu denen sie nicht in der Lage waren.

Als Erstes probierte Charlie ein paar Ausweichschritte. Das Schimpansenmännchen versuchte ihn mit einigen Schlägen und Stößen zu provozieren – Hiebe, die hart genug waren, um jeden Mann bewusstlos zu schlagen und ihn vielleicht sogar ernsthaft zu verletzen. Für einen Schimpansen waren es jedoch nichts weiter als ein paar leichte Püffe, die Wut und einen Angriff hervorrufen sollten; und für Charlie waren sie nicht einmal das. Er verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen, sodass die Wucht der Schläge von seinen eigenen Bewegungen aufgefangen und abgeschwächt wurden. Er wartete, bis der richtige Augenblick gekommen war, bis die Frustration bei seinem Gegner immer größer wurde – und versetzte ihm dann einen gewaltigen Schlag seitlich gegen den Kopf.

Das Affenmännchen stieß einen Schrei aus, mehr aus Überraschung denn vor Schmerz, und taumelte rückwärts. Charlie wartete, bis es den Schock überwunden hatte, sicher, dass er, was

immer auch kommen mochte, bewältigen konnte, ja, es vielleicht sogar genießen würde. Als sein Gegner sich mit gebleckten Zähnen auf ihn stürzte, wusste Charlie, dass er das Männchen bis zur Weißglut gereizt hatte. Das machte es ihm leicht, sich zur Seite zu schwingen und dem vorbeistürzenden Angreifer einen heftigen Schlag gegen den Hinterkopf zu versetzen. Er traf zwar nicht genau die Stelle, die er anvisiert hatte, doch der Affe ging trotzdem zu Boden. Er war geschockt und außer Atem, und es dauerte eine Weile, bis er sich wieder aufgerappelt hatte. Charlie wartete geduldig und schickte ihn wieder zu Boden. Diesmal blieb das Männchen bewusstlos liegen.

Charlie blickte in die entsetzten und verängstigten Gesichter, die ihn umgaben. Der Schrei, der sich seiner Kehle entrang, war rau und herausfordernd. Er wollte sagen: »Habt ihr gesehen? Reicht das jetzt? Können wir in Zukunft auf so was verzichten?« Es war noch immer ein seltsames Gefühl, die Worte in seinem Kopf zu hören, während er nach wie vor nicht dazu in der Lage war, sie auch hervorzu bringen.

Als er verstummte, geschah zuerst gar nichts. Er hörte Geheul und Gemurmel, doch nichts, das wie eine direkte Antwort auf Charlies Herausforderung klang. Der Schimpanse, den er bewusstlos geschlagen hatte, rührte sich; zwei oder drei der anderen näherten sich ihm besorgt.

Charlie spürte die Bewegung, konnte sich aber nicht mehr rechtzeitig abwenden, bevor die Zähne sich in seine Flanke bohrten. Auf solche Schnelligkeit war er nicht gefasst gewesen, aber er machte sie mit seiner eigenen wieder wett. Er drehte seinem nächsten Gegner den Arm auf den Rücken und trat ihn, bis dieser den Boden unter den Füßen verlor. Der Schimpanse schrie vor Schmerz und wollte sich aus dem Griff winden, doch Charlie ließ ihn erst los, als einige der anderen Männchen ihn von hinten

mit Bissen und Schlägen angriffen. Sie wussten zwar nicht, wie man kämpft, aber Charlie war gezwungen, sich umzudrehen und sie zu verscheuchen. Und so kam sein Gegner frei. Charlie sah, wie er eine große Eiche hinaufkletterte. An diesem besonderen Baum war kein einziges grünes Blatt mehr, ständiger Gebrauch hatte ihn in ein natürliches Klettergerüst verwandelt.

Ganz in der Nähe standen noch einige ähnliche Bäume. Der übrige Baumbestand war, wie Charlie jetzt erst bemerkte, durch elektrische Zäune geschützt.

Hastig kletterte er auf einen der anderen beiden entlaubten Bäume. Der Rest der Gruppe blieb unten am Boden und starrte zu den beiden hinauf, die sich von benachbarten Ästen aus Drohgebärden zuwärtsen. Schließlich war es Charlie, der den ersten Schritt unternahm und los sprang; er begann sich zu langweilen und wollte diese Farce endlich beenden. Charlie spürte, dass ihn der ganze Kampf seltsam unbeteiligt ließ, fast als wäre er gar nicht wirklich anwesend. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, dass er vielleicht eine Figur in einem Computerspiel sein könnte. Und dann fragte er sich, wer wohl seine Figur lenkte und wer die des anderen Schimpansen. Oder spielte vielleicht er selbst beide Parteien? War das eine Art Feedback-Spiel?

Der Schmerz, der ihn eine Sekunde später durchzuckte, rief ihn in die Gegenwart zurück. Charlie hatte einen empfindlichen Tritt in den Magen eingesteckt. Er hatte den Schlag nicht kommen sehen, ja, er hatte nicht einmal den zweiten Schimpanse auf den Baum klettern sehen. Unaufmerksamkeit, schon wieder! Das war etwas, worauf er in diesem Spiel auf jeden Fall Acht zu geben hatte. Er durfte seine Gedanken nicht abschweifen lassen, musste unnötiges Reflektieren vermeiden. Was zählte, war der Augenblick. Und um diesen zu meistern, durfte er nicht zu sehr darüber nachgrübeln, was das alles zu bedeuten hatte – falls es

überhaupt etwas bedeutete.

Charlie sprang auf die dritte Eiche hinüber, die durch den täglichen Gebrauch ganz kahl und glatt geworden war. Dieses Ausweichmanöver verschaffte ihm Zeit, sich zu sammeln und wieder zu Atem zu kommen. Dann spielte der erste seiner beiden Gegner ihm ungewollt in die Hand. Charlie sah, wie er zum Sprung auf seinen, Charlies, Baum ansetzte, allerdings ein oder zwei Äste höher, um von dort aus seine kräftigen Beine zu einem Angriff einzusetzen. Charlie sprang im gleichen Augenblick wie der andere. Er sah den entsetzten Ausdruck im Gesicht des Schimpansen, und den darauf folgenden Schrecken, als er erkannte, dass Charlie ihn gänzlich ausmanövriert hatte.

Charlie platzierte im Vorbeifliegen einen perfekt gezielten, harten Tritt gegen das Hinterteil des Affen, dass dieser völlig die Kontrolle über seinen Sprung verlor und gegen mehrere Äste prallte, ja sogar einige durchbrach, bevor er an einem wieder Halt fand. Von dort jagte er so schnell er konnte zurück hinunter auf den Boden und rannte, um sein Leben kreischend, davon.

Keiner der anderen folgte ihm. Die Affen standen einfach nur da und beobachteten Charlie unsicher, jedoch noch nicht ganz bezwungen. Noch immer lag Feindseligkeit in der Luft. Charlie würde noch einen von ihnen, vielleicht sogar zwei, verletzen müssen, bevor sie die Botschaft verstanden hatten.

Er sah zu der verglasten Beobachtungsstation hinüber, die er vorhin entdeckt hatte. Die nur als Silhouetten erkennbaren Gestalten standen noch immer dort und blickten in das Gehege hinunter. Einige von ihnen benutzten sogar Ferngläser.

Als Charlie sich wieder zu den Affen umdrehte, sah er, dass ihm diese kurze Ablenkung als Zeichen der Schwäche ausgelegt worden war, zumindest von zwei Schimpansen. Einer reichte dem anderen die Hand, und beide traten gemeinsam vor. Sie hatten

sich verbündet. Hinter ihnen stellten sich zwei, drei weitere Schimpansen bereit.

Charlie blickte auf den Boden. Er benötigte eine Waffe, um dieser Sache schnell ein Ende zu setzen. Er entdeckte einen Stein, der fast wie ein kleiner Knüppel geformt war, nahm ihn auf, wog ihn prüfend in der Hand und machte sich zum Kampfbereit.

Doch dann spürte er plötzlich, wie ihn jemand sanft an der Hand ergriff. Er wandte sich um und sah, dass eines der älteren Weibchen neben ihn getreten war. Es hatte sich ihm völlig unaufdringlich genähert, friedlich und ohne böse Absicht. Die Schimpansin suchte seinen Blick. Aus ihren Augen sprach große Intelligenz, und sie schien prüfen zu wollen, wie viel davon in den seinen lag. In einer Situation, die von Unvernunft bestimmt wurde, brachte sie Vernunft zurück ins Spiel.

Ganz sanft begann sie seine Finger von der Steinkeule zu lösen. Charlie leistete keinen Widerstand. Irgendwie wusste er, dass es keine weiteren Kämpfe geben würde, wenn er diese Geste machte, wenn er gestattete, dass sie ihn entwaffnete. Dass er dabei sein Gesicht nicht verlieren und die Herausforderung an die anderen Männchen, seine Stärke zu testen, dennoch bestehen bleiben würde.

Keines der Männchen nahm diese Herausforderung an. Das alte Weibchen zog den Stein ein Stück hinter sich her und warf ihn dann fort. Es wusste, dass er nicht mehr gebraucht würde. Nur wenig später hangelte sich der Rudelführer, der den ersten Stein nach Charlie geworfen hatte, durch die Bäume zurück zum Schauplatz des Geschehens, genau auf Charlie zu. Doch in der Art, wie er sich bewegte, lag keine Bedrohung. Im Gegenteil, als er Charlie erreicht hatte, machte er sich so klein, dass er nach oben blicken musste, um mit Charlie Blickkontakt aufzunehmen. Dann stieß er eine Reihe leiser Grunzlaute aus, die Charlie als das

erkannte, was sie waren: die Unterwerfung unter Charlies Überlegenheit.

Das war das Zeichen für Charlie, sich gerade aufzurichten und sein Fell aufzustellen, um sich noch größer zu machen und die Rollenverteilung zusätzlich zu betonen. Und dann, als erinnere er sich an ein halb vergessenes Ritual, das er so lange nicht ausgeführt hatte, dass die Einzelheiten bereits zu verblassen begonnen hatten, dann begriff er plötzlich, dass mehr von ihm erwartet wurde.

Der Affe vor ihm kauerte noch immer tief am Boden und hob nun die Hände über den Kopf, als wolle er sich schützen. Doch fürchtete er sich nicht etwa vor einem weiteren Schlag oder einem erneuten Angriff. Es war, wie Charlie erkannte, vielmehr eine Einladung, den letzten symbolischen Akt zu vollziehen, der seinen Sieg vollends besiegeln würde. Ohne länger darüber nachzudenken oder zu zögern, hob Charlie sein Bein und schritt stolz über den zusammengekrümmten Körper seines ehemaligen Gegners.

Unmittelbar darauf unterwarfen sich die anderen Männchen, mit denen er gekämpft hatte, auf die gleiche Art und Weise, und Charlie vollführte bei jedem dasselbe Ritual. Es kam ihm nun ganz natürlich vor. So war es nun einmal Brauch bei Schimpansen. Charlie wusste es.

Die einzige Frage, die ihm dabei keine Ruhe ließ, lautete:  
Woher wusste er es?

Latimer Wests Büro lag im obersten Stockwerk des Hauptgebäudes. Wenn Susan die Ruhe dazu gehabt hätte, hätte sie bemerkt, dass man von dort aus eine schöne Aussicht hatte. Doch sie war stets zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt.

Der Raum glich eher einem Büro, wie man es in Privatwohnungen und nicht in Firmen oder Geschäftshäusern findet. Susan nahm an, dass Wohnräume angeschlossen waren, obwohl sie nicht wusste, ob West hier ständig lebte – zumindest solange er seine jetzige Position im Unternehmen innehatte – oder irgendwo anders eine eigene Wohnung besaß. Sie konnte sich ihn gut in New York vorstellen, an der Upper East Side, wo er ein gepflegtes Junggesellendasein führte, Cocktailpartys besuchte und mit Frauen, die ein wenig älter waren als er, in die Oper ging. Sie fragte sich, ob West vielleicht homosexuell war, kam dann aber zu dem Schluss, dass er wahrscheinlich einfach asexuell war. Intimität, welcher Art auch immer, so vermutete sie, würde Latimer West verwirrend und abstoßend finden. Als der Fahrstuhl langsam zum Halten kam, gestand Susan sich jedoch ein, dass sie wohl nicht ganz unvoreingenommen war.

Die Aufzugtüren öffneten sich direkt zu Wests Büro und schlossen sich leise wieder hinter Susan, kaum dass sie aus der Kabine auf den dicken, weichen Teppich getreten war. West erwartete sie, also gab er nicht vor, dass ihre Ankunft ihn mitten in wichtigen Arbeiten gestört hätte. Zwar erhob er sich nicht, blickte aber von seinem Schreibtisch auf und schenkte ihr ein Lächeln, eines von der diplomatischen Sorte, wie Susan fand, mit dem er

anzudeuten schien, dass es sich bei dem folgenden Gespräch – da die guten Karten eindeutig auf seiner Seite waren – bloß um eine Formalität handelte.

»Nun, Susan«, begann er, lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen auf eine Art und Weise aneinander, die Susan auf den Tod nicht ausstehen konnte, »was ist so wichtig, dass Sie für heute Mittag um eine Unterredung mit mir gebeten haben? Ich habe ziemlich viel zu tun.«

»Warum raten Sie nicht einfach?«, erwiderte sie und ließ gleichzeitig alle auf dem Weg nach oben getroffenen Vorsätze fahren, Ruhe zu bewahren. »Könnte gut sein, dass Sie dabei ins Schwarze treffen. Es geht um etwas, worüber Sie zu reden versprochen haben, sobald ich getan habe, was Sie von mir verlangen. Nun, ich habe getan, was Sie wollten, und wenn Sie das auch so sehen, dann möchte ich jetzt gerne mein altes Leben zurückhaben, und auch meinen Sohn und meinen Vater.«

West verharrte gelassen zurückgelehnt und sah zu Susan auf. Sein Lächeln blieb starr, seine Fingerspitzen schienen wie aneinander geklebt.

»Ein konkreter Zeitrahmen war nie im Gespräch«, meinte er salbungsvoll. »Ihre Arbeit war erstklassig. Ich bin Ihnen wirklich dankbar für das, was Sie geleistet haben. Ich weiß, dass es manchmal nicht leicht war.«

Als wolle West jede Erwiderung im Keim ersticken, schwang er auf seinem Stuhl herum und stützte den rechten Ellbogen auf die Schreibtischkante. Es war ein elegantes Manöver, das er mit derart flüssigen, geübten Bewegungen vollführte, dass Susan ihm fast Bewunderung dafür zollte.

»Aber lassen Sie uns mal vernünftig sein, Susan. Das Projekt ist noch nicht beendet, ebenso wenig wie Ihre Arbeit. Sie haben Ihren Sohn besucht. Es wird gut für ihn gesorgt, und er ist ganz

glücklich dort, wo er ist – besonders jetzt, da sein Großvater bei ihm ist. Vielleicht können Sie ihn nicht so oft sehen, wie Sie es gerne möchten, aber Sie werden ihn oft genug sehen. Ich fürchte also, dass unter den gegebenen Umständen unser augenblickliches Arrangement bestehen bleiben muss.«

Susan blickte eiskalt auf ihn hinab. Es war seltsam: Sie hatte das Gefühl, als könne sie die Kälte, die von ihm ausging, körperlich spüren, als durchbohre bei seinem Anblick ein Eissplitter ihre Netzhaut.

»Eines Tages«, begann sie und stellte fest, dass ihre Lippen vollkommen ausgetrocknet waren. Sie fuhr sich mit der Zunge darüber, verärgert, dass ihr das mit Sicherheit als ein Zeichen der Schwäche ausgelegt werden würde. »Eines Tages«, begann sie erneut, diesmal mit mehr Nachdruck, »werden Sie für all das bezahlen. Glauben Sie mir, Sie werden für diesen Missbrauch meiner Arbeit und der Arbeit anderer bezahlen müssen.«

»Diese Diskussion hatten wir schon einmal, Susan. Ich habe versucht, Ihnen klarzumachen, dass Wissen kein Privateigentum ist. Anzunehmen, dass auch nur das kleinste Bruchstück Wissen Ihnen und nur Ihnen allein gehört, ist ein sehr viel größerer Diebstahl als der, den Sie uns vorwerfen. Wissenschaftler schaffen kein Wissen: Sie entdecken es. Existenter ist es immer; es wartet nur auf jemanden, der den Zipfel des Tuches anhebt, unter dem es verborgen liegt.«

»Ich habe nie Besitzansprüche angemeldet. Meine Arbeit fand in aller Öffentlichkeit statt, sie wurde veröffentlicht und diskutiert. Jeder hätte sie auf die Art und Weise missbrauchen können, wie Sie es getan haben, aber die meisten Menschen würden es nicht wollen, und die Gesellschaft würde es nicht zulassen.«

Sein Lächeln wurde dünner, und Susan erkannte die wachsende Ungeduld, die sich dahinter verbarg.

»Es ist vollkommen sinnlos, wenn wir uns über moralische Aspekte streiten, Susan. Wir sehen die Dinge aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.«

»Vielleicht können wir uns in einem Punkt einigen.«

Er blickte zu ihr auf. Eine Falle? Die Vorbereitung für eine letzte Beleidigung, bevor sie ging? Wie auch immer, es kümmerte ihn nicht wirklich.

»Und der wäre?«

»Nennen Sie mich von nun an Dr. Flemyng. Ich mag es nicht, wenn Sie mich beim Vornamen nennen.«

»Wie Sie wünschen.«

Er neigte den Kopf leicht zur Seite. Es war eine elegante Geste, mit der er ihr den Punkt zugestand, auch wenn er weiterhin abgewandt von ihr sitzen blieb.

»Sagen Sie mir nur eins, Dr. Flemyng. Trotz all Ihrer abstrakten moralischen Einwände, finden Sie das Ganze nicht auch ein klein wenig aufregend? Als Wissenschaftlerin? Nur ein ganz klein wenig?«

Susan spürte, wie der Zorn sie, einem Stromstoß gleich, durchfuhr. Dies war der Augenblick, in dem sie alle Kontrolle zu verlieren drohte, in dem sie kurz davor stand, zuzuschlagen oder etwas nach West zu werfen, ihm nach Kräften zu schaden, egal um welchen Preis. Sie erkannte diese Gefahr – und damit war sie auch schon gebannt. Sie unterdrückte ihren Zorn und hielt ihre frostige Fassade aufrecht.

»Wenn die Welt eines Tages erfährt, was Sie hier tun, Dr. West, dann werde ich mich, obwohl ich von Ihnen dazu gezwungen wurde, tief für meine Arbeit schämen.«

»Seien Sie versichert, Dr. Flemyng, dass die Welt es nie erfahren wird. Zumindest nicht, bis sie solche Dinge als selbstverständlich

ansieht, so selbstverständlich wie heute zum Beispiel Raumschiffe und Fernsehen. Das ist der Fortschritt, Dr. Flemyn, Evolution. Wir können nichts aufhalten.«

Während er sprach, hatte er sich von seinem Schreibtisch erhoben und war zum Fenster getreten. Susan folgte jeder seiner Bewegungen. Ihre Augen waren noch immer auf ihn geheftet, als er sich zu ihr umdrehte. Im Gegenlicht war er beinahe nur noch als Silhouette zu erkennen.

»Den Fortschritt aufhalten«, sagte er mit der Überzeugung eines Kaisers, der sein Urteil fällt, »das ist das Einzige, das wir *nicht* können.«

Im Fahrstuhl auf ihrem Weg nach unten fiel Susan auf, dass es ihr wieder einmal nicht gelungen war, festzustellen, ob die Aussicht aus Wests Büro tatsächlich so schön war, wie sie vermutete.

## 32

Charlie dachte über die Frage nach. Woher kannte er das Ritual? Woher hatte er gewusst, dass er über seinen geschlagenen Gegner steigen musste, um seinen Sieg endgültig zu besiegen? Wieso vermittelte ihm das ganze merkwürdige Erlebnis das Gefühl, als käme er nach Hause, als greife er alte Gewohnheiten auf, als schlüpfte er in bequeme, oft getragene Kleider?

Der Gedanke an Kleidung brachte ihn dazu, wieder an sich hinabzusehen, auf das dichte schwarze Fell und den fremden Körper, der sich merkwürdigerweise nicht mehr so fremd anfühlte.

In der Zwischenzeit nahmen die Rituale ihren Lauf: Eines der

Männchen, das er besiegt hatte, brachte ihm einen Zweig mit Blättern, die Charlie – wiederum auf unerklärliche Weise – als essbar erkannte. Er probierte eines; es hatte einen intensiven, angenehmen Geschmack. Ein anderer Schimpanse gab ihm eine Hand voll Zweige; Charlie wusste nicht, was das bedeutete, nur dass es ein Geschenk war. Doch dann sah er, dass die winzigen Zweige auf eine ganz bestimmte Art und Weise geflochten waren. Es war ein Kunstwerk, ein wertvolles Objekt, von dem Affen selbst geschaffen.

Jemand drückte ihm ein Stück einer getrockneten Frucht in die Hand. Andere, sowohl Männchen als auch Weibchen, näherten sich ihm, zuerst ängstlich, dann umarmten sie ihn, küssten ihn aufs Gesicht und streichelten ihn unerwartet zärtlich. Nachdem die Frage der Rangfolge innerhalb des Rudels geklärt war, schienen Zuneigung und Kameradschaft die natürliche Ordnung der Dinge zu sein. Das drückte sich in liebevollen Gesten und Berührungen aus.

Plötzlich sah Charlie, dass eins der Weibchen sich ihm auf eine Art und Weise präsentierte, die eindeutig war und kaum etwas der Fantasie überließ. Sie streckte ihm ihr Hinterteil entgegen und blickte über die Schulter zu ihm hin, um sicherzugehen, dass er ihr seine Aufmerksamkeit schenkte. Ihre Genitalien, rot und geschwollen, wirkten wie ein aufgeblähter Gummischlauch, der aus ihrem Fell hervorquoll.

Es war der Schock über seine Reaktion darauf, der Charlie tiefer traf als alles, was bisher geschehen war. Er spürte nämlich augenblicklich ein Ziehen in der Lendengegend, und als er an sich hinunterblickte, stellte er fest, dass sein Penis erigiert war. Es war ein dünnes, langes, spitzes Ding, nicht der kräftige menschliche Penis, den er gewohnt war. Und trotzdem besaß dieses Ding ein Eigenleben, dem er ausgeliefert war, und er wusste, wozu es ihn

treiben würde.

Etwas veränderte sich in seinem Kopf: ein plötzlicher mentaler Perspektivenwechsel, weg vom Detail, hin zu einer umfassenderen Wahrnehmung. Und mit ihm stellte sich ein schreckliches Gefühl von Panik ein, das intensivste, das Charlie seit Beginn dieser Episode erfahren hatte. Zum ersten Mal fürchtete er, in einer Falle zu stecken, aus der er vielleicht nie wieder entkommen würde. All seine psychologischen Schutzwälle brachen wie ein Kartenhaus zusammen. Er konnte sich nicht länger vormachen, dass es sich um ein Spiel handelte, um einen Traum oder einen Test. All die Mechanismen, die es ihm erlaubt hatten, einen Schritt zurückzutreten und das ganze Geschehen mit der Distanz eines Außenstehenden zu beobachten, versagten angesichts des tierischen, sexuellen Impulses, der ihn so unkontrollierbar überwältigt hatte. Charlie erkannte zum ersten Mal, dass er genau das war, was er dem Augenschein nach zu sein schien.

Es sei denn, dass möglicherweise, vielleicht, immerhin... Nein! Es war nicht möglich! Als wolle er sich körperlich mit aller Gewalt von dieser neuen Erkenntnis abwenden, drehte Charlie sich um, drehte sich erneut – und suchte dabei die Umgebung nach einem Zeichen ab, irgendetwas, woran er sich klammern konnte. Er sah die Kameras und die Silhouetten der Menschen hinter dem Glas, die ihn noch immer beobachteten. Charlie bückte sich nach einem Stein, einem schmäleren als dem, den das alte Weibchen ihm aus der Hand genommen hatte, und warf ihn mit aller Kraft nach diesen teilnahmslosen Zuschauern. Der Stein prallte wirkungslos gegen das Glas, das offenbar bruchsicher war. Keine der Gestalten dahinter zuckte auch nur.

Aufgeregtes Schnattern klang um Charlie herum auf. Einige der anderen Schimpansen griffen ebenfalls nach Steinen und warfen

sie gegen das Glas. Es war offensichtlich ein vertrauter Zeitvertreib, dem sie nun aus Höflichkeit dem neuen Mitglied ihrer Gruppe gegenüber nachgingen, und auch, weil es Spaß zu machen schien. Charlie wandte sich resigniert ab und sah erneut die vorüberschlendernden Menschen auf der anderen Seite des Wassergrabens.

Und genau in diesem Augenblick entdeckte er plötzlich Kathy unter ihnen. Sie stand da und beobachtete ihn, völlig unbewegt und mit starrem Blick, der beinahe hypnotisch wirkte.

Charlie stieß einen Schrei des Wiedererkennens aus. Es war ein Schrei, der sich ungehemmt Bahn brach, ein Heulen, beinahe ein Schmerzensschrei. Kathy rührte sich nicht von der Stelle, als Charlie im Galopp auf sie zuraste, wobei er Arme und Beine benutzte. Er spürte, wie er die Zähne bleckte, während er seine Wut hinausschrie, sein Verlangen nach jemandem, der ihm erklärte, wie lange das alles noch so weitergehen sollte – und was es bedeutete.

Kathy regte sich noch immer nicht und sah nur stumm zu, wie Charlie sich dem Wassergraben näherte, doch dann, im letzten Augenblick, als klar wurde, dass Charlie nicht anhalten, sondern sich kopfüber ins Wasser stürzen würde, streckte sie warnend die Arme aus, als wolle sie ihn aufhalten.

Er beachtete sie nicht, hetzte weiter, hinein ins Wasser und schlitterte über den glatten Boden des steil abfallenden Grabens. Als das Wasser seine Brust erreichte, stieß er sich ab und begann zu schwimmen – und versank rudernd und würgend unter der Oberfläche.

Einen Augenblick lang wusste er nicht, was geschehen war. Eine Fehleinschätzung oder der ungewohnte Körper, in dem er steckte, hatten ihn wohl beeinträchtigt, sodass er seinen kräftigen Schwimmstoß einfach verpatzt hatte. Das konnte schließlich jedem

passieren. Charlie war ein Meisterschwimmer. Er brauchte nur seine Arme und Beine in der gewohnten Weise zu gebrauchen, und er würde schon wieder mit dem Kopf aus dem Wasser auftauchen. Und dann würde er die wenigen Meter bis zu Kathy problemlos hinter sich bringen.

Doch sosehr er sich auch anstrengte, er konnte die Oberfläche nicht finden. Wie er sich auch drehte und wendete, er schien nur aus einem Bündel wild ruderner Gliedmaßen zu bestehen, ebenso unfähig, eine gezielte Richtung einzuschlagen, wie sich einfach nur treiben zu lassen. Charlie spürte, wie er hilflos auf den Grund des V-förmigen Grabens sank. Er versuchte, die eine Seite zu erklimmen, dann die andere – welche, war ihm inzwischen egal. Er wollte nur noch die Oberfläche erreichen und seine berstenden Lungen mit Luft füllen. Doch der Boden war zu glatt, um ihm Halt zu bieten. Jedes Mal, wenn er ein paar schmerzhafte Zentimeter geschafft hatte, rutschte er wieder ab und sank nach unten.

Mit plötzlicher, erschreckender Klarheit erkannte Charlie, dass er ertrinken würde. Hah! Wenn es einen Ausweg aus seiner teuflischen Lage, aus diesem Albtraum als Schimpanse gab, dann hatte er ihn wohl gefunden. Er brauchte nur noch den Zeitpunkt abzuwarten, an dem er die Selbstkontrolle vollständig verlieren, einen letzten Schrei langsam ersterbender Wut ausstoßen und dabei seine Lungen mit Wasser füllen würde. Das wirbelnde Blau und Weiß und die schmalen Streifen Schatten, die er jetzt sah, würden zu Nichts verblassen. Sein Herz würde zu schlagen aufhören, sein Gehirn würde zu funktionieren aufhören, und die Leiche, die man schließlich aus dem Graben fischen würde, wäre nur noch ein lebloser Körper: Ob Mensch oder Tier, was spielte das noch für eine Rolle?

Plötzlich spürte er, wie die harte Oberfläche, auf der er lag, unter

ihm nachgab. Während er fiel, stieß er vor Überraschung unwillkürlich einen Schrei aus. Er erwartete, nur Wasser zu schlucken, stellte jedoch fest, dass er auch Luft bekam. Charlie landete in einem gekrümmten Becken aus rostfreiem Stahl oder einem ähnlichen Material. Das Becken war leicht abgeschrägt, sodass das Wasser, das noch immer über ihm aus dem Graben auf seinen Kopf stürzte, in einen schmalen Rinnstein zu seinen Füßen abfließen konnte. Charlie wälzte sich zur Seite und sah nach oben. Die Öffnung im Wassergraben, durch die er gefallen war, schloss sich bereits wieder wie zwei mächtige Kieferknochen, die das herabstürzende Wasser durchtrennten. Nur wenige Augenblicke später war das Loch nicht mehr zu sehen, und alles war still.

Alles, was Charlie zunächst empfand, war Bewunderung: Bewunderung für die ausgeklügelte Konstruktion des Wassergrabens. Er erkannte nun, dass die gesamte Unterseite aus Segmenten bestand, die vermutlich einzeln geöffnet werden konnten wie jenes über ihm, um ertrinkende... ja, was?... zu befreien.

Charlie betrachtete seinen nassen schwarzen, fellbedeckten Körper. Also geht der Albtraum weiter, dachte er. Er versuchte aufzustehen, doch der nasse Stahl war zu glatt. Charlie rutschte aus und landete mit einem Fuß in dem schmalen Rinnstein, durch den der Rest des Wassers abfloss, und mit dem anderen auf dem harten Betonfußboden, der dahinter lag. Dorthin zog er sich, stand auf und sah sich um. Es schien nur einen Weg hinaus zu geben, eine etwa türgroße Öffnung, hinter der ein erleuchteter Gang lag. Charlie machte sich, ohne zu zögern oder größere Vorsicht walten zu lassen, auf den Weg: Furcht war etwas, das zu einem anderen Leben gehörte, einem Leben, in dem Rationales noch von Bedeutung gewesen war. Was sein jetziges Dasein betraf, so gab es nichts mehr, was ihn noch schockieren konnte.

Auch in dem Gang bestanden Wände und Decke aus mattbeigen Bauteilen. Licht kam von einem schmalen Streifen, der in die Mitte der Decke eingelassen war. Nach wenigen Metern bog der Gang nach rechts ab und endete abrupt nach einigen weiteren Schritten. Charlie suchte in der glatten Wand vor sich nach einem Spalt, der auf eine verborgene Tür hingedeutet hätte, konnte aber nichts entdecken.

Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn herumfahren. Eine Trennwand schob sich wie eine Fahrstuhltür zwischen Charlie und den Korridor und versperrte diesen. Charlie war in einem Abschnitt des Ganges gefangen, der etwa zwei Quadratmeter maß. Einem Instinkt folgend, lief Charlie zurück und warf sich gegen die neue Wand, doch diese gab keinen Zentimeter nach.

Noch immer brach Charlie nicht in Panik aus. Alles, was er empfand, war eine Art stoischer Ruhe, die ihn sich in sein Schicksal fügen ließ. Hier ging etwas vor, das er nicht begriff. Er wusste nur, dass er absolut keine Kontrolle darüber hatte.

Er spürte eine Bewegung, einen kurzen Druck an seinen Fußsohlen. Der Käfig, in dem er gefangen saß, stieg wie ein Fahrstuhl nach oben. Nach etwas fünfzehn Sekunden hielt er an, und die Wand, die sich eben erst geschlossen hatte, schob sich nun wieder auf. Vor Charlie erstreckte sich ein runder Tunnel von etwa zwei Metern Durchmesser. Offensichtlich erwartete man von Charlie, dass er ihn betrat, doch Charlie rührte sich nicht von der Stelle, einfach um herauszufinden, was geschehen würde.

Nach einigen Sekunden spürte er einen Druck auf seinem Rücken. Die Wand hinter ihm schob sich langsam mit einer Kraft nach vorne, der er nichts entgegen zu setzen hatte. Lautlos und unnachgiebig wurde er aus dem Fahrstuhl in den Tunnel gedrängt. Die Wände waren silbern, mit kleinen Löchern darin, die ein streifenförmiges Muster bildeten. Charlie hörte, wie

irgendwo ein Elektromotor gestartet wurde. Die Luft um ihn herum erwärmte sich und streifte in sich überkreuzenden Strömungen über ihn hinweg. Er befand sich, wie er überrascht erkannte, in einer riesigen Trockenanlage. Der Trockenvorgang dauerte einige Minuten und war überraschend angenehm. Am Ende war Charlies dichtes schwarzes Fell wieder glänzend und ähnelte nicht mehr – wie noch kurz zuvor – altem, klammem Sackleinen, das jemand draußen im Regen vergessen hatte.

Am entfernten Ende des silbernen Tunnels öffnete sich eine weitere Wand. Diesmal konnte Charlie sehen, wohin der Ausgang führte: zurück in seinen Käfig in der Ecke des Labors. Vielleicht hätte Charlie sich wieder keinen Schritt bewegt, es sei denn, er wäre dazu gezwungen worden. Und in gewissem Sinne wurde er das auch.

Denn auf der anderen Seite der Gitterstäbe seines Käfigs wartete Kathy auf ihn.

### 33

»Hallo, Charlie«, sagte sie, während er auf sie zuging. »Ich hoffe, du fühlst dich nach dem Bad und dem Trocknen ein wenig besser. Wir wollen nicht, dass du dich erkältest.«

Charlie stellte sich auf die Hinterbeine, ergriff die Stäbe seines Käfigs und rüttelte an ihnen, doch sie saßen fest. Ein erregtes Schnaufen entrang sich seiner Kehle. Er konnte spüren, dass seine Lippen sich zurückgeschoben hatten und seine Zähne gebleckt waren. Er wollte seinen Mund schließen, doch das gelang ihm nicht; es schien sich um einen Reflex zu handeln, den er nicht willentlich beeinflussen konnte.

»Ich habe dir etwas mitgebracht«, sagte Kathy und sah in eine Ecke seines Käfigs. Charlie folgte ihrem Blick. An der Wand stand eine Staffelei mit einer frischen Leinwand und eine Palette mit Farben und Pinseln. Er ging hinüber und streckte eine Hand aus, um nach einem der Pinsel zu greifen. Die Bewegung fühlte sich überraschend natürlich an, ganz so wie immer. Charlie warf Kathy einen Blick über die Schulter zu. Sie beobachtete ihn noch immer. Von dem erwartungsvollen Ausdruck auf ihrem Gesicht ermutigt, tupfte Charlie den Pinsel vorsichtig in einen Klecks grüner Farbe und führte ihn dann zur Leinwand. Er wusste, was er tun würde. Wenn er schon nicht sprechen konnte, so konnte er doch zumindest schreiben.

»Weiter, Charlie«, feuerte Kathy ihn an, »los!«

Er wollte »Was geht hier vor sich?« schreiben. Er hörte die Worte in seinem Kopf, und er wusste, wie man sie schrieb. Doch irgendwo auf dem Weg von seinem Gehirn, wo der Befehl erteilt wurde, zu seinen Händen, die diesen Befehl ausführen sollten, klaffte offensichtlich eine mysteriöse, unüberbrückbare Kluft.

Charlie stand eine Weile völlig bewegungslos da wie jemand, der ein Wort vergessen hatte, aber wusste, dass es ihm sicher bald wieder einfallen würde, wenn er sich nur kurz konzentrierte. Er versuchte sich die Worte, die er schreiben wollte, bildlich vorzustellen, sie vor seinem geistigen Auge zu sehen, wie sie auf der Leinwand standen. Er sah sie auch. Ganz deutlich. Und dennoch: Sobald er versuchte, sie sich näher anzusehen, die einzelnen Buchstaben voneinander zu isolieren, aus dem Kontext zu reißen und sich genügend auf sie zu konzentrieren, um sie zu reproduzieren, stellte er fest, dass er dazu nicht in der Lage war.

Es war beinahe zu absurd, um Enttäuschung und Verzweiflung in Charlie aufkommen zu lassen. Absurd wie einer jener Déjà-vu-Momente, in denen die zufällige Überlappung der Synapsen

einem vorgaukelt, ein vorbeihuschender, aus den Augenwinkeln wahrgenommener Schatten sei eigentlich etwas ganz anderes.

Charlie wartete, dass die Lücke, der Spalt, die Kluft sich schließen würde, doch stattdessen wurde sie nur noch breiter, und noch immer geschah nichts. Er strengte sich erneut an, versuchte sich den ersten Buchstaben des ersten Wortes, das er schreiben wollte, vorzustellen. Es war ein... wie hieß es noch gleich? Ein »W«.

Ja, das war es! Drei, nein vier Striche, an den Enden miteinander verbunden. Vorsichtig streckte er den Pinsel aus und malte etwas auf die Leinwand. Er sah sofort, dass es nicht das war, was er wollte. Für den ersten Strich des ersten Wortes schien es irgendwie falsch zu sein. Konnte es als eine der anderen Linien für den ersten Buchstaben dienen? Hatte er davor genügend Platz gelassen, um etwas einfügen zu können, ganz zu schweigen vom Platz dahinter? Platz für alles, was danach kommen musste? All die anderen Striche, Kurven und Punkte, die er noch immer deutlich vor seinem inneren Auge stehen hatte?

Er konnte sie sehen, oder? Nein, er war sich sicher, dass er es konnte. Warum war er also nicht in der Lage, die Wörter in ihre Einzelteile zu zerlegen und nacheinander auf der Leinwand wiederzugeben? Das konnte doch nicht so schwer sein!

Sein Pinsel strich hier und dort über die Leinwand, doch nie so, wie Charlie es wollte. Was immer ihm vor Augen schwebte, entzog sich ihm; er war außerstande, es auf der Leinwand nachzuvollziehen. Charlie wusste nicht, ob es an mangelnder Schreibfähigkeit oder mangelnder Vorstellungskraft lag. Er hätte sich nie träumen lassen, dass es ein solches Ausmaß an innerer Verwirrung gab.

Die Striche, mit denen er die Farben auftrug, wurden immer wilder, bis die Leinwand Risse bekam. Und dann, mit einem

Schrei der Wut, der Verzweiflung und undefinierbarer, doch erdrückender Angst, brach Charlie die Staffelei entzwei, schlug sie zu Kleinholz und verstreute die Farben und Pinsel im ganzen Käfig.

Er drehte sich erst um, als er hinter sich aufgeregte Stimmen vernahm. Zwei, drei Männer in Laborkitteln waren an den Käfig getreten, gefolgt von zwei Männern in Anzug und Krawatte.

»Gibt es ein Problem, Dr. Flemyn?«

Es war der kleinere der beiden Männer im Anzug, der gesprochen hatte. Sein Haar war fettig und streng aus dem Gesicht zurückgekämmt, das rosig und wohlgenährt aussah.

»Nur ein Wutanfall«, erwiderte Kathy. »Kein Problem.«

Charlie beobachtete, wie der andere Mann ein paar Schritte auf den Käfig zu machte. Er musste um die fünfzig sein, ein oder zwei Jahre älter als der Mann, mit dem Kathy gerade gesprochen hatte, aber größer als dieser, und er trug eine randlose Brille. Er wirkte wie ein schüchterner, aber wissbegieriger College-Professor, der alles, was um ihn herum vor sich ging, genau beobachtete – und genau dafür hielt Charlie ihn auch.

»Ist er das?«, fragte er und musterte Charlie noch näher. Er hatte eine helle, sehr klare, aber brüchige Stimme.

»Lehnen Sie sich nicht zu weit über diese Abgrenzung, General«, warnte der Mann mit dem fettigen Haar und eilte an die Seite des anderen.

Charlie registrierte erstaunt die Rangbezeichnung »General«. Darauf wäre er nie im Leben gekommen!

»Sie sind stark, und sie sind bösartig«, fuhr der Mann fort. »Selbst die Pfleger wagen sich niemals auf Armlänge an einen ausgewachsenen Schimpanse heran. Sie sind etwa achtmal stärker als ein menschliches Wesen.«

Der General warf Charlie einen skeptischen Blick zu. »Ich dachte

immer, Schimpansen wären freundliche kleine Burschen.«

»Nur die Babys. Die, die man in netten, harmlosen TV-Shows sieht. Ein ausgewachsenes Männchen wiegt an die zweihundert Pfund.« Er warf einen Blick über die Schulter. »Schon gut, alles in Ordnung hier! Sie können zurück an Ihre Arbeit gehen.«

Die drei Männer in den Laborkitteln entfernten sich, doch Kathy blieb zurück. Charlie nannte sie in Gedanken noch immer Kathy, trotz des anderen Namens, mit dem der Mann sie angesprochen hatte, der Name, den sie sich offensichtlich selbst zugelegt hatte. Er dachte zurück an jene Nacht, in der er zu ihrer Wohnung hinaufgestiegen war und sie bei der Durchsicht seiner Bilder vorgefunden hatte. Wie lange war das wohl her? Es kam Charlie wie ein ganzes Leben vor, was es in gewissem Sinne ja auch war.

»Aber sie sind nicht so groß, wie wir sie brauchen, oder?«, fragte der General. Er blickte Charlie noch immer misstrauisch an, als wolle ihm jemand etwas verkaufen, von dem er nicht ganz überzeugt war. »Nur einen Meter fünfzig...? Und wie viel mehr?«

»Mit der genetischen Angleichung wird sich auch ganz automatisch die Größe einstellen«, entgegnete Fetthaar, lächelte salbungsvoll und rieb sich leicht die gefalteten Hände. »Eigentlich ist es eine völlig zweitrangige Sache, hauptsächlich eine Folge des aufrechten Ganges. Die physischen Ähnlichkeiten sind verblüffend, sowohl was den Knochenbau als auch die Muskeln betrifft. Wussten Sie, dass die Sohle eines menschlichen Fußes exakt die gleichen Muskeln aufweist wie die eines Schimpansenfußes? Der einzige Grund, warum wir mit den Füßen nichts mehr greifen können, ist der, dass wir es einfach nicht mehr gewöhnt sind.«

»Warum benutzen wir keine Gorillas?«, fragte der General und drehte sich mit fast anklagendem Blick zu Fetthaar um. »Sie sind größer und, wie ich vermute, auch stärker als Schimpansen.«

»Der Prozess wäre bei Gorillas nicht so wirkungsvoll«, erwiderte Fetthaar und hob mahnend eine Hand, eine Geste, die Charlie an einen Priester erinnerte, der seiner Gemeinde den Segen erteilt. »Sie sind nicht so intelligent und weniger aggressiv als Schimpansen. Und wichtiger noch: Sie sind nicht so eng mit uns verwandt. Menschen und Schimpansen sind so nah miteinander verwandt, wie der afrikanische und der indische Elefant es sind. Der Unterschied zwischen unserer DNA und seiner«, er deutete mit einem seiner plumpen Finger in Charlies Richtung, »beträgt 1,6 Prozent. Zwischen Gorillas und Schimpansen beträgt er 2,3 Prozent – was bedeutet, dass Schimpansen genetisch den Menschen näher sind als den Gorillas. Eigentlich sind sie bereits menschliche Wesen.«

»Wenn man von diesen 1,6 Prozent absieht.«

»Aber wir wissen inzwischen, was diesen Unterschied ausmacht. Interessanterweise ist es nicht das Gehirn. Ihr Hirn ähnelt dem menschlichen außerordentlich – es ist etwas kleiner, aber nicht bedeutend. Das menschliche Hirn wird stark von der linken Hälfte dominiert, was daraus resultiert, dass wir Sprache und logisches Denken entwickelt haben, zwei Dinge, die wir – sozusagen der menschliche Zweig der Schimpansenfamilie – ihnen wirklich voraus haben. Auch Schimpansen kommunizieren untereinander ausgesprochen effektiv, wenn auch auf einem recht niedrigen Niveau. Einigen Schimpansen wurde mit überraschendem Erfolg die Zeichensprache beigebracht, und natürlich sind ihre visuellen Sinne besonders stark ausgeprägt. Sie malen gerne, zumindest einige von ihnen, besonders in Gefangenschaft, wo sie eine Beschäftigung brauchen. Doch ohne gesprochene Sprache könnten sie nie den Parthenon bauen oder eine Rakete zum Mond schicken.«

»Aber wenn sie eine Sprache entwickelt hätten, dann könnten sie

es?«

»Natürlich nicht von heute auf morgen. Aber das streben wir auch gar nicht an.«

Der General sah Charlie nachdenklich an, schürzte die Lippen und atmete hörbar durch die Nase aus. »Nein«, sagte er, »Sie haben Recht, das wollen wir nicht.« Er hielt inne, überlegte noch einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Ich muss allerdings gestehen, dass ich überrascht war, als ich hörte, dass Schimpansen nicht schwimmen können. Wie erklären Sie das im Hinblick auf die Evolution?«

»Ich weiß nicht, ob mir das gelingt. Vielleicht haben sie sich zu weit abseits von wasserreichen Gegenden entwickelt.«

»Aber unser Bursche hier wird damit kein Problem haben – mit dem Schwimmen meine ich?«

»O nein. Er wird besser als jeder Mensch schwimmen – ganz zu schweigen von all seinen anderen Talenten.«

Der General sah noch immer nicht ganz überzeugt aus, zumindest kam es Charlie so vor. Schließlich wandte er sich an die attraktive junge Frau, mit der zu reden er noch keine Gelegenheit gehabt hatte. »Glauben Sie wirklich, dass das Experiment funktionieren könnte?«, fragte er sie. »Können wir wirklich diesen Prototyp schaffen, nur indem wir der DNA eines Schimpansen hier und da einen kleinen Tritt verpassen?«

»Mit Genetik habe ich nichts zu tun«, antwortete sie verlegen. Charlie hatte den Eindruck, dass sie nicht in diese Diskussion mit hineingezogen werden wollte.

»Dr. Flemynghat sich mit einigen besonderen neurologischen Aspekten befasst«, warf Fetthaar schnell ein. »Wir hatten Probleme mit dem visuellen Gedächtnis – die mit ihrer Hilfe inzwischen alle gelöst sind.«

Der General musterte sie von Kopf bis Fuß, dann lächelte er

anerkennend und verbeugte sich leicht in höflich-altmodischer Art vor ihr. »Ich würde sagen, Dr. Flemyngh, dass Sie das visuelle Gedächtnis auf jeden Fall positiv beeinflussen – bei wem auch immer.«

Bevor sie eine floskelhafte Erwiderung machen konnte, wurden sie von einer Salve wütenden Geschreis von Charlie unterbrochen. Sie drehten sich um und sahen, dass Charlie die Gitterstäbe seines Käfigs auf halber Höhe gepackt hatte und wie wild an ihnen rüttelte, als wolle er sie auseinander biegen.

»Wir dürfen Sie nicht aufhalten, Dr. Flemyngh«, sagte Fetthaar. »Ich weiß, Sie haben noch viel zu erledigen. Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben.«

Charlie sah, wie sie den beiden Männern etwas zumurmelte und den Raum verließ. Er fuhr fort, zu schreien und an den Stäben zu rütteln, obwohl er nicht sicher war, was er damit erreichen wollte. Schließlich überwältigte ihn das Gefühl der eigenen Machtlosigkeit und der Sinnlosigkeit seines Zornes, und so ließ er die Gitterstäbe los und sank, hilflos vor sich hin murmelnd, zu Boden.

Fetthaar und der General hatten sein Treiben interessiert beobachtet.

»Kann er wirklich verstehen, was wir sagen?«, fragte der General, als Charlie sich beruhigt hatte.

»Nicht mehr als jede Katze oder jeder Hund. Die Tonlage der Stimme verrät ihm mehr als alles andere.«

Der General sah Fetthaar daraufhin sowohl skeptisch als auch verwundert an. »Aber Sie haben behauptet, dass Ihre VR-Tests bewiesen haben, dass er die menschliche Sprache beherrschen kann.«

»Ähm, ja – aber nur, solange er im Anzug verkabelt ist. Der Prototyp, den wir aus dem genetisch manipulierten Ei züchten,

wird einen modifizierten Kehlkopf sowie vollkommen menschliches Aussehen besitzen. Er wird das Leben, das Charlie nur in der virtuellen Realität erfahren hat, tatsächlich leben.«

Der General sah von Fetthaar zu Charlie hinüber, der reglos dasaß und wie betäubt durch die Gitter seines Käfigs starre. »Hm«, meinte der General schließlich und stieß wieder hörbar die Luft durch die Nase aus, »äußerst faszinierend.«

»Wir haben eine Menge verwertbarer Daten aus dem letzten VR-Versuch gewonnen«, sagte Fetthaar mit tiefer Befriedigung in der Stimme. »Charlie hat uns wirklich sehr geholfen.«

## 34

Susan und ihr Vater saßen in bequemen Schaukelstühlen auf der Veranda und tranken den Kaffee, den Mrs. Hathaway, Christophers »Tante May«, ihnen gebracht hatte. Sie sahen Christopher zu, wie er auf dem Rücken seines Pferdes alle Gangarten übte, streng überwacht von Michael, dem jungen Mann, der für ihn eine Mischung aus Vater, Bruder und bestem Freund geworden zu sein schien. Der Hund Buzz saß brav und ein wenig steif in der Nähe und sah ebenfalls zu.

»Christopher vermisst sein Zuhause, seine Freunde, die Schule«, sagte Amery, »aber ansonsten geht es ihm gut – immerhin ist das hier ein wunderschöner Flecken Erde.«

Susan rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her, während sie stirnrunzelnd die Kaffeetasse an die Lippen setzte.

»Ich weiß, dass du das nicht gerne hörst«, fügte Amery schnell hinzu. »Und mir gefällt es auch nicht. Aber solange wir uns in dieser unangenehmen Situation befinden... nun, es hätte

schlimmer kommen können.«

»Solange...«, wiederholte Susan matt. »Wie lange wird es so weitergehen, frage ich mich?«

Ihr Vater seufzte. »Letzte Woche bin ich für ein paar Tage nach Washington zurückgeflogen. Ich musste einiges erledigen, also habe ich mich an Mrs. Hathaway gewandt – falls das ihr richtiger Name ist; irgendwie kann ich das nicht glauben. Naja, wie auch immer, sie griff zum Telefon, und fünf Minuten später hatte ich Latimer West in der Leitung. Sie haben mich mit dem Hubschrauber zum Flughafen gebracht, mir ein Ticket und alles Nötige besorgt – kurz, das volle VIP-Programm. In der Tat hat West nicht nur gesagt, dass ich diese eine Reise machen könne, sondern dass ich kommen und gehen könne, wie es mir beliebt. Er wisse, dass er sich auf meine Diskretion verlassen könne, solange Christopher hier bliebe.«

Amery sah zu seiner Tochter hinüber, gespannt, wie sie reagieren würde. Sie saß gekrümmt und völlig verspannt auf ihrem Stuhl, den Kopf zwischen den Schultern, den Blick noch immer auf Christopher gerichtet, ohne ihn wirklich zu sehen. Amery stellte seine Tasse auf den Tisch, setzte sich zurück und schaukelte leicht hin und her. Er wählte seine nächsten Worte mit Bedacht:

»Er hat noch etwas anderes gesagt. Er sagte, dass er und andere – ich weiß nicht, wen er damit gemeint hat, aber offensichtlich gibt es noch andere Beteiligte, eine ganze Reihe sogar, und alle in hohen Positionen – wie auch immer, er sagte, dass er und andere die ganze Situation hier gerne wieder in normale Bahnen lenken würden. Ich fragte ihn, was er mit ›normalen Bahnen‹ meine, und er antwortete, dass er genau das meine, was man bei dieser Formulierung vermuten würde. Ich fragte: ›Wollen Sie damit sagen, dass Christopher und seine Mutter nach Hause gehen und ihr normales Leben wieder aufnehmen können?‹ Und er

antwortete, genau das wolle er damit sagen.«

Susan sah ihn nun unverwandt an, ohne mit den Augen zu zwinkern. Er hätte unmöglich sagen können, ob sie erzürnt war oder Hoffnung aus dem schöpfte, was er ihr erzählt hatte.

»Tatsache ist«, fuhr Amery daher fort, »dass sie glauben, ihren Standpunkt deutlich gemacht zu haben. Sie haben die Macht, zu tun, was sie wollen, und sie haben gezeigt, dass sie diese Macht, wenn nötig, nutzen. Wenn wir daher bereit sind, mit ihnen zusammenzuarbeiten, können wir alle nach Hause zurückkehren.«

»Und stehen dann unter Hausarrest?«

»Wir leben wie normale Menschen, die zugestimmt haben, über eine ganz bestimmte Sache Stillschweigen zu bewahren.«

»Und falls wir reden, töten sie uns.«

Es war keine Frage, sondern eine reine Feststellung.

Amery senkte den Blick. »Ich habe nicht nachgebohrt.«

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander. Christopher hatte eine Runde mit Sprüngen abgeschlossen und winkte ihnen triumphierend zu. Sie winkten automatisch zurück. Michael begann die Stangen für eine weitere Runde um eine Kerbe höher zu legen.

»Weißt du«, fuhr Susan schließlich fort, »je mehr ich über die Angelegenheit nachdenke, umso unglaublicher kommt sie mir vor. In was für einem Land leben wir nur?«

Ihr Vater sah sie traurig an. »In einem Land wie jedes andere«, antwortete er. »Wenn jene, die für seine Sicherheit verantwortlich sind, entscheiden, dass bestimmte Maßnahmen unabdingbar sind, wird entsprechend gehandelt – ohne lange darüber zu diskutieren und ungeachtet möglicher moralischer Einwände. Glaubst du wirklich, dass es irgendein führendes Land gibt, das keine heimlichen Reserven an biologischen oder chemischen Waffen hat, nur für den Fall der Fälle? Wir wissen, dass wir Atombomben

besitzen, aber wollen wir wirklich, dass das die einzige Wahl ist, die wir im Ernstfall haben? Die Politiker, die an der Macht sind, legen, was hehre Prinzipien angeht, Lippenbekenntnisse ab, weil das ihr Job ist. Doch hinter ihnen stehen die Leute, die die schmutzige Arbeit machen, die sich nur durch Notwendigkeiten oder reinen Pragmatismus leiten lassen. Denn wenn es darauf ankommt, dann wollen jene, die die Politiker gewählt haben, letztendlich nur eins wissen: Ist unser Land auf die Krise vorbereitet? Kann sie bewältigt werden? Können die Häuser weiterhin im Winter warm und im Sommer kühl gehalten werden, gibt es billiges Benzin für die Autos und genügend tiefgefrorene Steaks und Eiskrem für die Kühlschränke? Und so kommt es, dass die Leute, deren Job es ist, all das zu garantieren, einfach handeln, ohne lange zu fragen. Und wenn sie es für erforderlich halten, wird eben eine neue Waffe oder ein neuer Kämpfertyp entwickelt.«

Susan hatte ihm erneut den Blick zugewandt. »Das klingt fast, als würdest du das alles billigen.«

Amery zuckte mit den Schultern. »Ob ich – oder irgendjemand sonst – das billigt, ist irrelevant. Du kannst genauso gut missbilligen, dass die Erde sich um die Sonne dreht. Die Dinge laufen nun einmal so.«

Sie saßen wieder eine Weile schweigend nebeneinander und beobachteten Christopher, wie er seine nächste Runde Hürdenspringen begann.

»Damit willst du also sagen«, fuhr Susan schließlich fort, »dass sie, sofern ich meine Arbeit an diesem Projekt freiwillig weiterführe und sie überzeuge, dass ich nicht länger ein Sicherheitsrisiko bin, dass sie in diesem Falle mich, dich und Christopher unser altes Leben wieder aufnehmen lassen, als wäre nichts geschehen.«

»So ist es, wenn ich es richtig verstanden habe.«

»Mein Gott, diese Leute sind wirklich herzensgute Zeitgenossen!«

Es lag eine solche Bitterkeit in ihrer Stimme, dass Amery eine Zeit lang gar nichts sagte. Sie sahen beide Christopher zu, der den Parcours fehlerlos hinter sich brachte.

»Schau«, ergriff Amery schließlich das Wort, »du solltest darüber nachdenken, das ist alles. Letztendlich ist es deine Entscheidung.«

Susan nickte mehrmals. »Weißt du«, sagte sie, »diese Leute glauben, dass ihre Macht praktisch unbeschränkt ist. Aber etwas können sie nicht tun.«

»Und das wäre?«

»Mir John zurückgeben.«

35

Charlie nahm seine Mahlzeit alleine in seinem Käfig ein – eine Platte mit Früchten und Gemüse, die durch einen Schlitz hineingeschoben worden war. Sein Schlaf war überraschend ruhig und traumlos gewesen, und er wachte sanft genug auf, um die noch immer fortbestehende Absurdität seiner Lage beinahe gelassen hinzunehmen. Haben sie mir etwas ins Essen oder ins Wasser getan?, fragte er sich. Ein Beruhigungsmittel?

Er fühlte sich allerdings kein bisschen betäubt, als man ihn ins Freie ließ. Seine Position als dominantes Männchen hatte sich offensichtlich seit dem Vortag nicht geändert und führte dazu, dass man ihn in Ruhe ließ, was ihm ganz gelegen kam. Er hielt sich vom Wassergraben fern und schenkte den Menschen, die auf der anderen Seite vorbeispazierten, keinerlei Beachtung. Er nutzte

die Ruhe aus, um die Informationen zu verdauen, die er am Tag zuvor erhalten hatte.

Offensichtlich war er, Charlie Monk, ein Schimpanse, der für ein Experiment benutzt worden war, mit dem man herausfinden wollte, ob er wie ein Mensch denken, sprechen und sich benehmen konnte. Der seltsame silberne Anzug, aus dem man ihn herausgeholt hatte, hatte die Illusion erzeugt, dass er ein Mensch sei – und noch dazu kein gewöhnlicher, sondern ein ganz besonderer: ein Geheimagent, der einige sehr farbenprächtige Abenteuer erlebt hatte.

Charlie dachte an jenes Leben – sein Leben – zurück, versuchte sich an jedes Detail zu erinnern. Es war natürlich unmöglich. Die Vergangenheit ließ sich nicht zurückholen, sie war unwiederbringlich verloren, und zwar endgültiger, als Charlie es sich jemals vorgestellt hätte. Wie konnte er sich sicher sein, dass seine Erinnerungen auf tatsächlich Erlebtem beruhten und nicht auf... irgendetwas anderem? Was hatte Fetthaar von Kathy, Dr. Flemyngh oder wie immer sie auch heißen mochte, behauptet? Dass sie einige Probleme mit seinem »visuellen Gedächtnis« beseitigt hatte? Was hatte das zu bedeuten? Dass all seine Erinnerungen an ein Menschendasein irgendwie in sein Gehirn eingepflanzt worden waren?

Aber wenn das der Fall und er immer nur ein Affe gewesen war, wo waren dann die Erinnerungen an sein Schimpansendasein? Warum besaß er nur Erinnerungen an sein Leben als Mensch?

Und dennoch: Als er sich umblickte und seine Artgenossen beobachtete, musste er feststellen, dass er sich in diesem Gehege immer stärker zu Hause fühlte. Die Gerüche, die Rufe, der spielerische Umgang miteinander, der ganze Lebensrhythmus wurden ihm zunehmend vertrauter, und zwar in einem überraschend starken Maße, als hätte sich ein Schleier gelüftet,

und das, was ihm zuerst wie eine fremde Welt vorgekommen war, war ihm nun Heimat, an die er sich sogar liebevoll erinnerte. War er wirklich früher schon einmal hier gewesen? War er tatsächlich ein Affe, und alles andere war nur ein elektronisch erzeugter Traum?

Wie war so etwas möglich? Konnte er auch nur eine Sekunde lang annehmen, dass die Kreaturen, die ihn umgaben und sich so intensiv mit den Trivialitäten des Alltags und ihren Beziehungen untereinander beschäftigten, dass diese Kreaturen auch nur im Entferntesten nachvollziehen konnten, was in seinem Kopf vorging? Fetthaar hatte dem General erzählt, dass er, Charlie, nicht verstehen könne, was sie redeten. Aber das war falsch. Charlie verstand jedes Wort. Was hatte das zu bedeuten? War es eine Art Test?

Plötzlich spürte Charlie, zuerst mehr unterbewusst, dass sich ihm, ganz am Rande seines Wahrnehmungsfeldes, jemand vorsichtig näherte. Seine Muskeln spannten sich, aber er bewegte sich nicht. Falls es zu einem Kampf kommen sollte, würde sein Gegner den ersten Schritt machen müssen; er, Charlie, würde den Kampf dann wie am Tag zuvor beenden. Er war überrascht, dass jemand nach den gestrigen Erfahrungen noch den Mut hatte, ihn herauszufordern. Doch das war nicht sein Problem.

Nach einigen Minuten, in denen noch immer nichts geschehen war, wurde Charlie wütend und der Sache überdrüssig. Es erschien ihm absurd, weiterhin die Spielregeln zu beachten, still zu sitzen und so zu tun, als wüsste er nicht, was vor sich ging. Er stand auf, streckte sich und drehte sich dabei so, dass er Blickkontakt zu seinem Gegner aufnehmen konnte. Doch was er sah, war alles andere als ein Gegner. Etwa zehn Meter entfernt saß das junge Weibchen, das ihm gestern aufgefallen war, schenkte ihm augenscheinlich keine Beachtung und spielte mit einem

Büschen Gras, den es irgendwo ausgerissen hatte. Die Genitalien der Schimpansin waren wie gestern rot geschwollen und zeugten von ihrer Bereitschaft zum Geschlechtsverkehr.

Die Reaktion seines Körpers auf diese Zurschaustellung bestürzte Charlie nicht minder als am Vortag. Er wusste, dass sie sich seiner Nähe bewusst war, auch wenn sie nicht zu ihm hinüber sah; Charlie vermutete, dass sie sich mit voller Absicht dorthin gesetzt hatte, wo er nicht umhin konnte, sie zu bemerken. Nun, bemerkt hatte er sie, und er verspürte dasselbe Ziehen in seinen Lenden wie schon zuvor. Er merkte, dass das Weibchen seinem Blick auswich und die Schüchterne spielte.

Charlies Erregung war inzwischen nicht mehr zu verbergen. Er stellte fest, dass er sich ganz unwillkürlich aufgesetzt und zurückgelehnt hatte, wobei er sich auf die Hände stützte und die Beine weit spreizte, um seine Erektion zu präsentieren. Erst in diesem Augenblick sah das Weibchen zum ersten Mal zu ihm hinüber. Und in Charlies Hirn schien ein Schalter umgelegt zu werden. Es war, als bräche ein Damm, als würde jede Zelle seines Gehirns von einem einzigen Verlangen überflutet, als würde jeder andere Gedanke fortgespült, um einzig und alleine pure körperliche Lust zurückzulassen.

Die Schimpansin hatte sich ihm jetzt ganz zugewandt, betrachtete sein Gesicht, seinen Körper und seinen steifen Penis. Charlie streckte ihr in einer einladenden Geste den Arm entgegen. Sie stand auf und kam zu ihm herüber. Ihre Bewegungen waren zielstrebig, wirkten aber auch seltsam scheu, als wäre sie erregt und zugleich ein wenig nervös. Als sie in seiner Reichweite war, drehte sie sich um und kroch die letzten Zentimeter rückwärts auf ihn zu, wobei sie sich tief bückte, um ihm das Eindringen zu erleichtern.

Charlie spürte ihre feuchte Wärme und drang mit aller Kraft tief

in sie ein, stieß keuchend zu, kaum noch fähig, sich zurückzuhalten. Das Weibchen stieß auf dem Höhepunkt einen unerwartet spitzen Lustschrei aus, und Charlie spürte, wie tief in ihm ein Feuerball der Ekstase explodierte und seinen ganzen Körper in Flammen setzte.

Es war so schnell vorbei, wie es begonnen hatte. Das Weibchen war in den Bäumen verschwunden, fast noch bevor Charlie ihr Zurückweichen bemerkte.

Er schloss die Augen und versuchte erneut, sich an sein Menschsein zu erinnern – an jenes Leben samt Geruch und Geschmack, all jenen Sinneswahrnehmungen dieser Existenz. Doch es war unmöglich. Sie lag zu weit zurück, war nur noch eine Erinnerung, ein anderes Leben, ein Traum. Zu vieles war inzwischen geschehen.

Charlie hielt die Augen fest geschlossen. Er fürchtete sich davor, sie wieder zu öffnen.

## 36

Tom Schiller betrat die schmale Eingangshalle, ging an den Treppen vorbei nach hinten und drückte die Klingel an der abblätternden braunen Tür. Über dem billigen Tele-Scanner in der Wand fing ein Licht an zu flackern. Tom hielt seine Karte hoch, jemand öffnete von innen die Tür, und Tom trat ein.

Er wusste, die ganzen angeblichen Sicherheitsvorkehrungen waren reiner Humbug. Dem alten, ewig auf seinem Stuhl dösenden Tattergreis in seiner grauen Uniform hätte er auch den Ausweis seiner Videothek vorzeigen können. Das Ganze war bloß ein Vorwand, den Leuten mehr Geld als eigentlich gerechtfertigt

abzuknöpfen – Leuten, die aus dem ein oder anderen Grund vermeiden wollten, dass Postsendungen dorthin geschickt wurden, wo sie lebten oder arbeiteten.

In den letzten fünf Jahren hatte Tom stets mindestens zwei dieser Briefkastenadressen benutzt, immer unter verschiedenen Namen. Er nahm die Verschwörungstheorien nicht so ernst wie einige der Leute, die für ihn arbeiteten; doch er wusste, dass die Regierungen weltweit zu vielköpfigen Monstern angewachsen waren, vor denen man sich in Acht nehmen, denen man die Stirn bieten und die man praktisch an allen Fronten bekämpfen musste. Aus diesem Grund fand er es nützlich, auf sicherem Wege Post empfangen zu können, die besser niemand anderes zu Gesicht bekam, zumindest niemand aus dieser Seilschaft von Politikern, Militärs und Industriellen, der gegenüber er so kritisch eingestellt war – was also ungefähr die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung mit einschloss.

Diese neue Briefkastenadresse besaß Tom erst seit sechs Wochen, und er erwartete dort nur Post von einer Person. Er hatte die Adresse und seine Chiffre Susan Flemynge gegeben, bevor sie nach Russland abgeflogen war. Nur für den Fall der Fälle. Seitdem hatte er nichts mehr von ihr gehört. Tom hatte nach einigen Telefonaten herausgefunden, dass Susan und ihr Sohn auf Reisen waren, allerdings wusste niemand wohin und für wie lange. Er hatte daraufhin versucht, mit ihrem Vater in Washington Kontakt aufzunehmen. Doch auch dieser war seltsamerweise im Augenblick schwer zu erreichen.

Also sah Tom Schiller alle zwei, drei Tage unter dieser Adresse nach – nur für den Fall der Fälle. Wie gewöhnlich zog er den Schlüssel aus der Tasche und ging zu seinem Fach hinüber, das sich in einer Wand voller identischer Briefkästen befand. Rechts von ihm brütete ein Typ in einem teuren Anzug über dem Inhalt

eines dicken schwarzen Umschlags, der nur für seine Augen bestimmt war. Links von ihm steckte eine ganz gewöhnlich aussehende Frau mittleren Alters einen handgeschriebenen Brief in ihre Handtasche, verschloss ihren Briefkasten und verschwand eilig. In der Ecke riss ein krank aussehendes Mädchen im Teenager-Alter einen Umschlag auf, warf diesen und eine Nachricht, die darin steckte, in einen Papierkorb und stopfte sich hastig zwei oder drei Zehn-Dollar-Scheine hinter den Bund ihrer Hose.

Tom wusste nicht, ob er hoffen sollte, etwas in seinem Briefkasten zu finden oder nicht. Eine Nachricht von Susan konnte eine gute Story bedeuten; es konnte auch bedeuten, dass sie in Schwierigkeiten steckte. Im Großen und Ganzen hätte er es vorgezogen, wenn sie ihn angerufen und ihm mitgeteilt hätte, dass alles in Ordnung sei, ja, vielleicht sogar, dass sie die ganze Sache auf sich beruhen ließ.

Die Postkarte, die er vorfand, zeigte das idyllische Bild eines Orangenhains. Auf der Rückseite standen nur zwei handgeschriebene Zeilen. Die erste nannte Datum, Uhrzeit und Nummer eines Fluges vom National Airport Washington, DC, nach Great Falls in Montana. Die zweite Zeile lautete: »Tragen Sie eine rote Krawatte.«

Nichts und niemand hinderte Charlie daran, sich mit den anderen Schimpansen in die Schlafquartiere zurückzuziehen. Und nichts und niemand hinderte ihn daran, am Ende des Tages in seinen eigenen Käfig zu gehen, wenn er es vorzog. Die Wahl schien ganz

alleine ihm überlassen.

Allem Anschein nach hätten die anderen Schimpansen durchaus Charlies Käfig betreten und dort ihr Nachtlager aufschlagen können. Aber das schien niemand zu wollen. Vielleicht ist es ein Zeichen des Respekts, dachte sich Charlie. Vielleicht spürten sie aber auch, dass etwas Fremdes und Seltsames an ihm war, etwas, das ihn von den anderen unterschied. Vielleicht zogen sie es vor, dass er allein in seinem Käfig schlief.

Charlie überdachte all diese Möglichkeiten, doch am Ende des Tages war er derart ermüdet, dass zusammenhängende Gedankengänge immer schwerer wurden. Es war eine mentale, keine körperliche Ermüdung. Alles in seinem Kopf drehte sich; es gab keinen Fixpunkt mehr, an dem er sich orientieren konnte. Charlie aß wie am Tag zuvor von der Platte, die durch den Schlitz in seinen Käfig geschoben wurde. Kurz darauf musste Kathy den Raum betreten haben. Charlie sah auf und erblickte sie, ein wenig entfernt stehend, wie sie ihn beobachtete. Der Teil des Laboratoriums, der hinter ihr sichtbar war, war beinahe menschenleer; ein paar Leute waren mit Aufräumen beschäftigt. Wie für Charlie ging auch für sie der Tag zu Ende.

Als sich ihre Blicke trafen, zeigte Kathy keinerlei Reaktion, sondern fuhr nur fort, ihn anzustarren. Es war, als schiene sie mit ihrem Blick seine Gedanken ergründen zu wollen. »Du verstehst, was ich sage, nicht wahr?« Es war eine Feststellung, keine Frage, als hege sie keinen Zweifel. Charlie war überrascht, dass sie noch einen Beweis brauchte.

»Wenn du mich verstehen kannst, falte die Hände vor deiner Brust.«

Sie ließ die eigenen Arme bewegungslos herabhängen. Sie wollte sicher gehen, dachte Charlie, dass sie ihm keinerlei sichtbare Zeichen gab. Charlie hob ganz bedächtig die Hände und

verschränkte die Finger vor sich, ohne Kathy dabei aus den Augen zu lassen. Er wollte ihre Reaktion sehen. Kathy murmelte etwas Unverständliches, ihren Lippenbewegungen nach zu schließen wahrscheinlich: »O mein Gott!«

Sie blickte kurz zu Boden, als wolle sie ihre Gedanken ordnen, dann sah sie ihm wieder in die Augen. »Du kannst nicht sprechen und schreiben, aber du verstehst noch immer alles. Genau das habe ich befürchtet. Sie haben gesagt, dass du außer ein paar flüchtigen, bildhaften Erinnerungen nichts zurückbehalten würdest, wenn du aus dem VR-Anzug kommst. Du würdest mich kennen, aber nicht wissen, woher, und auch diese Erinnerung würde sich rasch verflüchtigen wie ein Traum. Aber du erinnerst dich an alles, nicht wahr?«

Charlie sah sie hilflos an. Er wusste nicht, wie er ihr antworten sollte. Als Kathy die Zwickmühle erkannte, in der er steckte, fügte sie hinzu: »Klopft auf den Boden. Einmal für ja, zweimal für nein.«

Charlie bemerkte, dass er wieder seine inzwischen gewohnte Haltung eingenommen hatte und das Gewicht seines Körpers auf den Knöcheln seiner Vorderfinger abstützte. Er hob die rechte Hand und klopfte einmal auf den Boden.

Kathy erstarrte zur Salzsäule, dann schloss sie die Augen, als wolle sie Gefühle in Zaum halten, die viel zu mächtig waren, als dass sie ihnen hätte freien Lauf lassen können.

»Das war nicht geplant«, flüsterte sie. Charlie war nicht sicher, ob die Worte für ihn bestimmt waren oder ob sie mit sich selbst gesprochen hatte.

Er wartete. Nach einer Weile öffnete sie die Augen wieder und blickte ihn an.

»Der Anzug, in dem du gesteckt hast... Sie nennen ihn die ›Gottesmaschine‹ – eine Verbeugung vor Descartes. Der Name sagt dir vielleicht nichts. Rene Descartes war ein Philosoph des 17.

Jahrhunderts, der glaubte, dass all seine Sinne von einem göttlichen Wesen manipuliert seien, sodass er sich nie sicher sein könnte, was wahr und falsch, was real und was eingebildet ist.«

Kathy hielt inne und musterte Charlie, als wolle sie sehen, wie er reagierte. Charlie hielt sich zurück.

»Sie haben dein Gehirn benutzt, Charlie. Und dein Gehirn war da, wo es immer war und noch immer ist – da drinnen.«

Sie drehte sich um und wies auf den Spiegel hinter sich an der Wand. Charlie sah hinein und begegnete seinem eigenen, intensiven, fragenden Blick.

»Sie haben deine Reaktionen getestet, Charlie. Sie mussten herausfinden, ob das Gehirn eines Schimpansen zu dem fähig ist, wozu sie es brauchen.« Sie hielt inne und wandte kurz ihren Blick ab. Die Stimme versagte ihr. »Ich sage zwar ›sie‹, aber ich bin eine von ihnen. Was mit dir geschehen ist, ist teilweise ein Ergebnis meiner früheren Arbeit. Aber ›sie‹«, Kathy atmete tief und zitternd ein, »sie versuchen ein menschenähnliches Wesen zu erschaffen, stärker und schneller als jeder Mensch und seinen Herren vollkommen ergeben. Und sie wollen es aus einem genetisch manipulierten Schimpansen züchten.«

Charlie hörte ungerührt zu. Er war sich unschlüssig, was sich unwirklicher anfühlte: die Tatsache, dass er tatsächlich das Wesen war, das er im Spiegel sehen konnte, oder die Tatsache, dass ihre Geschichte ihn nicht mehr überraschen konnte. Was er von ihr erfuhr, bestätigte bloß, was er bereits gehört und sich zusammengereimt hatte. Er fragte sich, ob die seltsame Abgestumpftheit, die er empfand, ein Schutzmechanismus war, eine Art mentaler Anästhesie, die den Wahnsinn eindämmen sollte, der, wie er fürchtete, bereits dabei war, von ihm Besitz zu ergreifen.

»Sie wollen ein befruchtetes Ei nehmen«, hörte er die Frau vor

dem Käfig sagen, »es genetisch verändern und dann in die Gebärmutter einer Schimpanzin einpflanzen. Das Baby, ein Männchen, wird ihr bei der Geburt weggenommen und unter strenger Isolation im Labor großgezogen. Mit etwa acht Jahren wird der Affe wie ein erwachsener Mann aussehen. Dann werden sie ihn an einen Ort schicken, wo Killer ausgebildet werden. Er wird nicht wissen, dass er sich von den anderen unterscheidet, nur dass er der Beste ist. Die Psychologen sagen, dass er unkontrollierbar wäre, wenn er seine wahre Natur kenne. Also wird man ihn im Labor einer Gehirnwäsche unterziehen. Sie haben eine vollkommene virtuelle Realität geschaffen, die ihm den nötigen Hintergrund liefert – jenen Background, der ihn dazu motiviert, genau das zu werden, was sie erwarten.«

Sie sah Charlie erneut an und vollführte mit den Händen eine zaghafte Geste, die er als Bitte um Entschuldigung interpretierte.

»Eine Gehirnwäsche ist dann erfolgreich, wenn man nicht nur alte Erinnerungen ausradiert, sondern gleichzeitig neue erzeugt. Und am schwierigsten sind visuelle Erinnerungen zu erzeugen. So bin ich ins Spiel gekommen. Ich habe eine Methode entwickelt, visuelle Bilder von Dingen in das Gedächtnis einzuspeichern, die der Betreffende nie zuvor gesehen hat und die er doch erkennen würde, wenn er in der Realität damit konfrontiert würde. Zum Test habe ich dir sogar ein Bild von mir in deine Erinnerung eingepflanzt – eine Erinnerung an etwas, das nie existiert hat.«

Sie hielt erneut inne. Noch immer sah sie ihn mit einem seltsamen Ausdruck an – beinahe eine Mischung aus Schuldbekenntnis und Verleugnung, dachte Charlie.

»Und du hast mich erkannt, nicht wahr, Charlie?«

Er musste irgendetwas getan haben – eine Geste, eine Bewegung, vielleicht war es auch nur sein Blick –, das bestätigte, was sie vermutet hatte. Sie sah erneut zu Boden.

»Es tut mir leid, Charlie.«

Ohne darüber nachzudenken, machte Charlie einen Schritt nach vorne und streckte die Hand durch die Gitterstäbe. Er wusste nicht, was er erwartete oder von ihr wollte, aber seine Geste war nicht aggressiv; er wollte ihr nichts Böses antun. Als sie erschrocken aufkeuchte und einen Schritt zurückwich, war er überrascht und fühlte sich auf seltsame Art verletzt. Und wütend. Tief in seiner Kehle bildete sich ein Geräusch, ein Grunzen, ja, beinahe ein Knurren.

Sie schien zu verstehen und schüttelte den Kopf, nicht verneinend, sondern eher bestätigend, als würde sie seine Wut nicht nur für berechtigt, sondern auch für gerecht erachten.

»Es tut mir leid, Charlie«, wiederholte sie, »es tut mir so leid.«

Dann drehte sie sich um und eilte davon, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

38

Tom Schiller verbrachte die meiste Zeit auf seinem Flug vom National Airport nach Great Falls damit, die Gesichter seiner Mitreisenden so unauffällig wie möglich zu studieren. Susan Flemyngh befand sich nicht unter ihnen, aber das hatte er auch nicht erwartet. Die Anweisung, einen roten Schlipps zu tragen, bedeutete wohl, dass ihn jemand, der ihn nicht kannte, kontaktieren sollte. Doch trotz der bordeauxroten Krawatte, an der er hin und wieder bedeutungsvoll mit den Fingern nestelte, näherte sich ihm niemand oder schenkte ihm auch nur die geringste Aufmerksamkeit.

Vermutlich würde man ihn an seinem Zielort erwarten. Doch

auch dort entdeckte er weder ein vertrautes Gesicht noch jemanden, der ein Schild mit seinem Namen hoch hielt.

Er ging zu einer der Imbisstheken hinüber, kaufte sich einen Kaffee und ein Sandwich, ohne dabei die Umgebung aus den Augen zu lassen, und lauschte angestrengt, falls eine Durchsage für ihn kommen sollte. Doch nichts geschah. Er fragte am Informationsschalter nach. Keinerlei Nachricht. Die Frau fragte ihn, ob er selbst eine Durchsage veranlassen wolle; er dachte kurz darüber nach, entschied sich jedoch dagegen.

Der nächste Flug zurück ging drei Stunden später. Tom Schiller nahm die Maschine.

Susans Apartment im Irvine-Spectrum-Komplex, in dem sie im Grunde genommen wie eine Gefangene lebte, war groß und besaß eine eigene Küche, in der sie sich ein karges Frühstück aus Früchten und Jogurt bereitete. Sie hatte schlecht geschlafen und fühlte sich nach dem Aufstehen müde und gereizt.

Sie hatte zum letzten Mal auf der Ranch mit ihrem Vater gesprochen. Während sie Christophers neuste Reitkünste beobachteten, hatte sie ihm von Tom Schiller und dem geheimen Briefkasten erzählt, über den sie ihn erreichen konnte. Das war das letzte Ass in ihrem Ärmel; und sicher hatte sie Recht daran getan, es auszuspielen. Sie sagte sich selbst, dass sie es nicht vor sich verantworten konnte, wenn sie nicht alles in ihrer Macht Stehende versuchte, um diese Leute aufzuhalten. Dabei bedauerte sie nur, dass sie stellvertretend ihren Vater an die Front schicken musste. Doch was konnte schon an einem Treffen zweier sich völlig fremder Menschen gefährlich sein, die auf einem Flug zufällig miteinander ins Gespräch kamen?

Amery war zuerst beunruhigt gewesen und hatte um ihretwillen und wegen Christopher gezögert, ein derart großes Risiko einzugehen. Aber am Ende hatte sie ihn überzeugen können. Sie

sagte ihm, dass sie Schiller nicht die ganze Geschichte erzählen würde, falls überhaupt. Nicht zuletzt nahm außer den zum »Glauben« Konvertierten niemand ernst, was Schiller und seinesgleichen veröffentlichten. Noch zwei Monate zuvor hätte sie selbst jedes Gerede von geheimen Regierungsstellen und den entsprechenden Intrigen als paranoiden Unsinn abgetan. Jetzt wusste sie es besser. Was sie nicht wusste, war, wie weit sich das bedrohliche Krebsgeschwür nebulöser Gruppen und geheimer Mächte ausgebreitet hatte. Offensichtlich ging es bis in höchste Kreise, hatte aber vielleicht noch nicht überall Metastasen gebildet. Susan konnte sich nicht vorstellen, dass eine der wichtigen Tageszeitungen oder einer der bedeutenden Fernsehsender diese Story totschweigen würde, wenn es nur gelang, die entsprechenden Leute von ihrem Wahrheitsgehalt zu überzeugen. Dann würde die Öffentlichkeit sich ein Bild machen und entscheiden müssen, was sie von der Sache hielt. Susan zweifelte nicht daran, dass die Mehrheit ihre eigene Ablehnung, was dieses und jedes ähnliche Projekt betraf, teilen würde.

Sie musste nur herausfinden, über welche Verbindungen die Pilgrim-Foundation verfügte. Wie sah das Machtgefüge aus, von dem die Stiftung nur ein Teil war? Niemand eignete sich so gut dazu, derartige Informationen auszugraben, wie Schiller und seine Truppe. Er würde die Bedeutung dessen, wonach er gefragt wurde, sofort erkennen, alleine weil sie, Susan, es war, die fragte, wenn auch nur indirekt durch ihren Vater. Doch das würde Schiller für eine Story noch nicht genügen, da er nicht ausreichend über die Hintergründe Bescheid wusste. Außerdem würde ihr Vater betonen, wie wichtig Diskretion in diesem Falle war, und Susan hatte von Anfang an gespürt, dass sie Schiller vertrauen konnte.

Das Telefon läutete, und Susan zuckte zusammen. Es war eine

interne Anlage, eine Verbindung nach draußen gab es nicht, doch es war ungewöhnlich, dass jemand sie so früh am Morgen anrief. Beim zweiten Läuten hob sie ab. Es war West.

»Ich wollte Ihnen nur mitteilen, dass Ihnen, während wir hier sprechen, ein Päckchen zugestellt wird. Sie werden es auf dem kleinen Tisch draußen vor der Tür vorfinden. Wenn Sie es geöffnet haben, werden Sie feststellen, wie dumm es war, die Freiheit, die wir Ihrem Vater zugestanden haben, zu missbrauchen. Ich hoffe, Sie werden in Zukunft zweimal darüber nachdenken, bevor...«

Mehr hörte Susan nicht mehr. Sie riss bereits die Tür auf und griff nach der kleinen, etwa fünf Quadratzentimeter großen Schachtel auf dem Tisch. Sie ähnelte einer Geschenkverpackung aus einem Juweliergeschäft, und als Susan sie öffnete, sah sie, dass sie tatsächlich einen Ring enthielt.

Es bestand kein Zweifel: Es war der Siegelring ihres Vaters.

## 39

Es war ein sonniger Tag. Charlie lag zusammengerollt auf einem Felsen und genoss die Wärme. Durch halb geschlossene Augen beobachtete er die Kameras und die Männer hinter den Observatoriumsfenstern. War ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf ihn gerichtet? Nur teilweise? Oder kaum?

Er kam schließlich zu dem Schluss, dass man ihm kein besonderes Interesse schenkte, jedenfalls nicht mehr als jedem anderen Mitglied der Gruppe. Natürlich war es möglich, dass sie ihm etwas vorspielten, um ihn zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen. Doch wozu letztendlich? Es war eine Hypothese, die er nur durch einen praktischen Versuch testen konnte, und genau

das hatte Charlie vor.

Er begann sich zu regen, streckte sich, gähnte und blickte sich mit genau kalkulierter Beiläufigkeit um. Um ihn herum trug sich nichts Besonderes zu: keine Kämpfe, keine Streitigkeiten, keine Eifersuchtsszenen, kein offenes Werben um Männchen oder Weibchen. Hier und da hatten sich kleine Gruppen zusammengefunden, einige spielten mit den Kindern, andere lausten sich den Pelz. Charlie entdeckte ein Pärchen, das getrennt auf die Lichtung zurückkehrte, aber ganz offensichtlich von derselben Stelle zwischen den Bäumen kam. Es war eins der Männchen, mit dem er gekämpft hatte, und das Weibchen, das er am Tag zuvor besprungen hatte. Charlie wandte sich ab, ignorierte den Blick, den das Männchen ihm zuwarf, und tat so, als hätte er nichts gesehen.

Charlie setzte sich in Bewegung und schlenderte scheinbar zielloos umher. Er schlug keinen geraden Weg ein, sondern einen Zickzackkurs, der ihn hierhin und dorthin führte, bis er eine schattige Stelle gefunden hatte und sich niederließ. Ein Blick zurück auf die verschiedenen Kameras hoch in den Bäumen zeigte ihm, dass – soweit er es sehen konnte – keine seinen Bewegungen gefolgt war. Er schaute zu den undeutlichen Gestalten hinter dem Fenster hinüber; auch dort schien ihm niemand besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Das war gut so. Er würde hier eine Weile hocken bleiben, um nicht rastlos zu erscheinen und dadurch Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er konnte die Zeit nutzen, um noch einmal über all das nachzudenken, was ihm seit seiner seltsamen Begegnung mit Kathy durch den Kopf gegangen war.

Was ihm aufgefallen war – nicht gleich, sondern erst später, als er darüber nachgedacht hatte –, war ein merkwürdiger Widerspruch in dem, was Kathy gesagt hatte. Zuerst hatte sie ihm erzählt, dass er sich eigentlich nicht an seine Erfahrungen in dem

VR-Anzug hätte erinnern dürfen, und später hatte sie gesagt, dass sie ihm ihr eigenes Bild in seine Erinnerung an die Vergangenheit eingepflanzt hatte – einer Vergangenheit, die nie existiert hatte. Aber was sollte damit bezweckt werden? Warum ihm ein Bild einpflanzen, an das er sich später nicht mehr erinnern sollte? Das ergab keinen Sinn. Andererseits ergab zurzeit sehr wenig einen Sinn, und er war nicht bereit, endlos darüber nachzugrübeln. Es gab Wichtigeres zu erledigen: Er musste hier raus.

Charlie ließ einige Zeit verstreichen – etwa zwanzig Minuten, schätzte er –, bevor er sich wieder bewegte, und zwar mit derselben wohlbedachten Beiläufigkeit wie zuvor. Er setzte sich auf, blickte umher und vergewisserte sich, dass niemand ihm besonderes Interesse widmete. Dann huschte er tiefer in das Wäldchen. Inzwischen hatte er sich die komplette Umgebung eingeprägt und wusste genau, wohin er sich wenden musste.

Wenn er sich nicht täuschte, gab es in der nordwestlichen Ecke des Geheges eine Stelle, an welcher der Wassergraben hinter einer Begrenzungsmauer verschwand. Die Himmelsrichtung hatte er herausgefunden, indem er den Lauf der Sonne verfolgte. Es war eine Stelle, die die Mitglieder des Rudels für gewöhnlich mieden. Der Boden war steinig, und aufgrund der hohen Mauer und dem Schatten der nahe stehenden Bäume fiel nie ein Sonnenstrahl dort hin. Keine Kamera war in diesen abgelegenen Winkel gerichtet, und vom Observatorium aus war er nicht einsehbar. Offensichtlich waren die Leute, die das Gehege angelegt hatten, der Meinung gewesen, dass hier keine Fluchtgefahr bestand, da die Mauer unüberwindlich war und Schimpansen – wie Charlie aus eigener unangenehmer Erfahrung wusste – nicht schwimmen konnten.

Aber Charlie war nicht irgendein Schimpanse, und auch wenn er nicht schwimmen konnte: Er war zu vielem fähig. Zum Beispiel wusste er nun, wie tief der Graben war, und er konnte sich

ausrechnen, wie viele Steine er hineinrollen musste, um darin stehen zu können und doch nur bis zur Hüfte im Wasser zu versinken. Er hatte die Steine, die er verwenden wollte, bereits unauffällig gesammelt, während er scheinbar ziellos umhergewandert war. Und er hatte bereits den Stab gefunden – eigentlich ein schwerer Ast, der von einem der kahlen Bäume abgebrochen war –, den er für den zweiten Teil seines Planes benötigte. Nun brauchte er nur noch zehn Minuten, in denen er ungestört blieb.

Der erste Stein versank ohne Probleme. Er war schwer, und Charlie brauchte all seine Kraft, um ihn zu bewegen, aber der Stein lief spitz zu und würde sich perfekt in den V-förmigen Boden des Grabens einfügen. Als Nächstes stieß Charlie zwei kleinere, quadratische Steine ins Wasser, die eine Art stabiler Unterwasserplattform bilden würden. Nun musste er diese nur noch erreichen, und hier kam der Stab ins Spiel.

Er hatte ihn bereits getestet und wusste, dass er sein Gewicht tragen würde, obwohl er bezweifelte, dass er groß genug war, um sich auf ihm über den Graben treiben zu lassen. Charlies erster Gedanke war gewesen, einen Ast von derselben Stärke zu suchen, der aber länger war, lang genug, um bis zur anderen Seite des Grabens zu reichen. Aber ein solcher Ast wäre alleine schwierig zu handhaben gewesen, ohne Hilfe von jemandem auf der anderen Seite, der ihn richtig befestigt hätte. Da er eine solche Hilfe unmöglich finden konnte, war er auf den jetzigen Plan verfallen. Er würde den Ast vorsichtig ins Wasser lassen und ein Ende zwischen den versenkten Steinen einklemmen, während das andere sicher auf fester Erde lag.

Dieses Manöver gelang Charlie leichter, als er zu träumen gewagt hatte. Er vergewisserte sich, dass der Ast auch wirklich festsaß, dann kletterte er an ihm entlang ins Wasser und stand

wenig später inmitten des Grabens, ohne tiefer als bis zur Hüfte zu versinken. Der nächste Teil seines Planes sah vor, den Stab ganz ins Wasser zu ziehen und das Ende, das er zwischen den Steinen verhakt hatte, hinüber zum anderen Ufer zu schieben. Er hatte sich bereits die Stelle ausgesucht, die er anvisieren würde und wo es ihm am unwahrscheinlichsten schien, dass der Ast abrutschen oder sich drehen und ihn damit abschütteln würde. Er betrachtete diese Stelle aus seiner jetzigen Perspektive erneut kritisch, drehte sich dann um, um mit seiner Arbeit fortfahren – und erstarrte, erstaunt und verärgert über das, was er erblickte.

Eines der Affenmännchen, das ihn möglicherweise die ganze Zeit aus einem Versteck heraus beobachtet hatte, hatte den Ast erklommen und kletterte nun vorsichtig zu Charlie hinunter, um sich zu ihm in die Mitte des Wassergrabens zu gesellen. Charlie stieß einen Wutschrei aus und wedelte drohend mit den Armen, um den Schimpansen zur Rückkehr zu bewegen. Doch seine Warnung wurde ignoriert. Der andere Affe ging weiter, bleckte die Zähne und schnaubte nervös. Es war eins der Männchen, das Charlie besiegt und von dem er ein Geschenk angenommen hatte. Es schien nun wild entschlossen, ihm zu beweisen, dass dieser Vorfall ein besonderes Band zwischen ihnen beiden geknüpft hatte; dass es Charlie folgen würde, wo immer er auch hinginge.

Das Letzte, was Charlie bei dieser Aktion gebrauchen konnte, war ein Begleiter. Er wusste nicht, was ihn noch erwartete oder wo er schließlich enden würde, aber ohne jemanden im Schlepptau würde er auf jeden Fall weiter und viel schneller vorankommen. Außer sich vor Wut, stampfte Charlie auf den Ast und brachte diesen gefährlich zum Zittern. Der andere Affe zögerte, unsicher, was er nun tun sollte.

Um seine Absichten unmissverständlich klarzumachen, griff Charlie nach unten ins Wasser, hob das Ende des Stabes an und

rüttelte mehrere Male heftig daran. Er wollte nicht, dass das aufdringliche Männchen in den Graben fiel, aber es sollte umkehren.

Der Schimpanse schien endlich zu begreifen und begann sich vorsichtig umzudrehen. Im gleichen Augenblick glitt Charlie der schlüpfrige Ast aus den Händen, und der Stoß, mit dem er unter Wasser auf die Steine schlug, reichte aus, um den Affen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Kreischend stürzte das Männchen ins Wasser.

Der Lärm würde mit Sicherheit Menschen herbeilocken. Das bedeutete, dass Charlie für seine Flucht nur noch wenig Zeit blieb. Irgendjemand würde den verdamten ertrinkenden Affen schon finden und auf dieselbe Art und Weise retten wie Charlie einige Tage zuvor.

Er hob den Ast aus dem Wasser und zog ihn weiter zu sich heran, sodass das andere Ende vom Ufer glitt und der Ast nun ganz auf dem Wasser trieb. Charlie zog ihn noch näher und hob ihn dann mit erheblicher Anstrengung an. Schließlich ließ er das eine Ende auf das entgegengesetzte Ufer fallen. Es landete wie erwünscht auf der angepeilten Stelle. Das andere Ende klemmte er erneut, so sicher er konnte, unter Wasser zwischen die Steine. Schließlich machte er sich daran, am Ast entlang zum Ufer hochzuklettern.

Das verschwommene Abbild seines unerwünschten Gefährten unter ihm, der noch immer wild strampelte und Wasser würgte, ließ Charlie zögern. Sicher würde sich jede Sekunde eine der Sektionen direkt unter dem ertrinkenden Schimpansen öffnen und ihn wie Charlie in Sicherheit bringen.

Doch während Charlie beobachtete und die Sekunden verstrichen, geschah nichts. Er sah, wie die Augen des Affen immer größer wurden, als wollten sie ihm aus dem Kopf treten,

und ihm war, als könne er den marternden Druck der Luft in den Lungen spüren, die auszustoßen der Affe nicht wagte.

Statt weiter zu klettern und aus dem Gehege zu entkommen, beobachtete Charlie wie gebannt das makabere Schauspiel. Natürlich verspürte er Gewissensbisse: Er war schließlich mitschuldig an dem Vorfall, obwohl die dumme Idee des anderen, ihm zu folgen, den größeren Anteil an seinem Schicksal hatte. Dennoch ließ die Tatsache, dass Charlie selbst erst vor kurzer Zeit beinahe ertrunken wäre, ihn tiefes Mitgefühl empfinden – eine Emotion, die ihm fremd war und die ihn überraschend heftig überkam. In der Tat traf ihn die Erkenntnis wie ein Schock, dass er nicht fähig war, die bedauernswerte Kreatur ihrem Schicksal zu überlassen, auch wenn das bedeutete, dass er sich selbst damit möglicherweise jede Chance zur Flucht vergab.

Ein erneuter Blick in die Runde bestätigte seine Befürchtungen. Hilfe war noch immer nicht in Sicht, und so blieb Charlie keine andere Wahl mehr. Er kletterte am Ast entlang zurück, suchte auf den versenkten Steinen festen Halt und streckte, während er sich mit einer Hand am Ast festhielt, den anderen Arm dem ertrinkenden Schimpanse entgegen.

Der Affe verstand und begann verzweifelt, sich an den Steinen hochzuhangeln, bemüht, Charlies Hand zu erreichen. Doch er schaffte es nicht ganz.

Charlie lehnte sich weiter vor – gefährlich weit. Diesmal berührten sich ihre Finger, und dann, mit einer letzten Anstrengung, bekam Charlie den Schimpanse an der Hand zu packen. Charlie zog mit aller Kraft. Der andere war genauso schwer wie er selbst, und die Muskeln in Charlies Armen waren zum Zerreißen gespannt, als er ihn aus dem Wasser zog – ein Akt enormer physischer und psychischer Anstrengung. Eine Sekunde lang glaubte Charlie, dass er es nicht schaffen würde, doch dann

stieß der Kopf des anderen plötzlich durch die Wasseroberfläche, und der Schimpanse öffnete den Mund und nahm einen mächtigen, Leben spendenden Atemzug. Charlie hievte ihn mit letzter Kraft auf die Steine und damit in Sicherheit. Gleichzeitig hörte er ein Geräusch, das seinen Herzschlag einen Moment lang aussetzen ließ: Er hörte das verräterische Splittern von Holz, als der Ast, an den er sich klammerte, langsam nachgab. Charlie erkannte sofort, dass es ihm nicht gelingen würde, das Gleichgewicht zu halten. Als der Ast abbrach, stürzte Charlie kopfüber in den Graben. Unter Wasser vollführte er unfreiwillig einen langen, eleganten Salto und landete am Ende mit ausgestreckten Armen und Beinen in Rückenlage auf dem Boden des Grabens. Über sich sah er den Schimpansen, dessen Leben er gerade gerettet hatte und der nun, in einer ironischen Umkehrung des Schicksals, zu ihm hinabstarnte. Der Affe war offensichtlich angesichts seiner Hilflosigkeit völlig verzweifelt und hüpfte von einem Fuß auf den anderen, während er um Hilfe kreischte, die seltsamerweise noch immer ausblieb.

Charlie erkannte, dass er auf sich alleine gestellt war. Als Erstes brauchte er einen klaren Kopf. Vor sich im Wasser sah er verschwommen die Steine, die er versenkt hatte. Wenn er bis zu ihnen gelangen konnte, würde er sich an ihnen hochhangeln können, wie sein Leidensgenosse es mit seiner Hilfe getan hatte; und solange der sich nicht aus dem Staub machte, müsste es ihm, Charlie, ohne allzu große Mühe gelingen, diese sichere Insel zu erreichen. Sie würden ein schönes Paar abgeben: zwei klatschnasse Schimpansen inmitten eines Wassergrabens und ohne jede Möglichkeit, eines der Ufer zu erreichen.

Doch Charlie verschwendete keinen weiteren Gedanken an den komischen Aspekt der Situation. Er brauchte alle Kraft und Konzentration, um sich in eine aufrechte Lage zu manövrieren

oder doch wenigstens auf alle viere zu gelangen. Aus irgendeinem seltsamen Grunde war er jedoch nicht in der Lage, sich zu bewegen. Vielleicht hatte er sich beim Sturz verletzt, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wie. Er verspürte auch keinen Schmerz. Dennoch gehorchte ihm sein Körper nicht; es schien, als wäre die Verbindung zwischen seinem Gehirn und seinen Gliedmaßen unterbrochen. Hatte er sich möglicherweise das Genick gebrochen?

Ein Gefühl der Panik packte ihn, wie er es nie zuvor gekannt hatte. Er konnte seinen Körper spüren, aber er konnte ihn nicht bewegen. Er fühlte den Druck seiner berstenden Lungen und war sich sicher, dass ihm die Augen aus dem Kopf traten wie seinem Leidensgenossen wenige Minuten zuvor. Charlie wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. Wenn jetzt keine Hilfe eintraf, war er erledigt. Doch alles, was er sehen konnte, war die verschwommene Gestalt des anderen Schimpansen, der inzwischen kreischend auf den Steinen auf und ab hüpfte, außer sich vor Schreck und Hilflosigkeit.

Charlies Sicht begann sich zu verändern. Schwarze Punkte erschienen vor seinen Augen – wie Brandflecken auf einer Filmpule, die in einem Projektor stecken geblieben war. Er vermutete, dass das die Auswirkungen des Sauerstoffmangels waren. Im gleichen Augenblick wurde der Schmerz in seiner Brust unerträglich, und er wusste, dass er den Atem nicht länger würde anhalten, dass er dem Druck nicht länger würde standhalten können. Er würde mit dem Wasser den Tod hinunterschlucken, so sicher, als hätte er Gift genommen.

Das also war das Ende, dachte er. Es ergab keinen Sinn. Aber vielleicht sollte es keinen Sinn ergeben. Dieser Gedanke war der schrecklichste von allen – und vielleicht auch sein letzter, denn er wusste, dass seine Widerstandskraft zu Ende ging.

Und dieses Ende war erstaunlich schmerzlos, war wie ein entferntes Grollen, begleitet von einer tiefen Schwärze, die ihn allmählich von allen Seiten umfing.

Das Einzige, was Charlie schließlich noch verspürte, war Dankbarkeit darüber, dass es vorbei war.

## 40

»Mama, wo ist Opa denn hingefahren?«

»Er musste geschäftlich verreisen, Liebling. Es tut ihm ebenso leid wie dir.«

»Wann kommt er zurück?«

»Ich weiß nicht, Christopher. Ich glaube, was er zu erledigen hat, wird eine Weile dauern.«

»Wann kommst du wieder?«

»Am Samstag.«

»Kannst du diesmal länger bleiben?«

»Ich kann den ganzen Tag bleiben, wie immer.«

»Warum darf ich jetzt nicht nach Hause? Ich will hier nicht länger alleine bleiben.«

»Schatz, es wird nicht mehr lange dauern, das verspreche ich dir.«

»Ich will nach Hause.«

»Ich fürchte, das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht da bin. Ich muss erst meine Arbeit beenden. Dann können wir nach Hause zurück.«

»Wie bald?«

»Bald.«

»Wenn Opa in Washington ist, warum kann ich dann nicht zu ihm?«

»Er ist dort zuviel unterwegs. Ich muss gehen, mein Schatz. Ich liebe dich. Morgen ruf ich dich wieder an, und am Samstag sehen wir uns... Christopher?... Schatz?... Bist du noch da?«

»Ja.«

»Ich rufe dich morgen an, okay?«

»Okay.«

»Ich liebe dich, mein Schatz.«

»Ich dich auch, Mama.«

Eine Pause, dann: »Mama...?«

»Ja, Liebling?«

»Darf ich mit dem Hubschrauber fliegen?«

Die Frage kam überraschend. »Mit dem Hubschrauber?«

»Joe, das ist Michaels Freund, der sagt, dass er mich mitnimmt, wenn du's erlaubst. Opa ist letzte Woche damit zum Flughafen geflogen, aber mich wollten sie nicht mitlassen. Tante May sagt, ich muss dich erst fragen. Darf ich, Mama? Bitte! Es ist wirklich ein toller Hubschrauber.«

Susan gefiel die Idee ganz und gar nicht. Seit Johns Ermordung verband sie den Gedanken an Fliegen unweigerlich mit dem Tod, aber sie wusste nicht, wie sie Christopher die Bitte abschlagen konnte. Er würde sich dann nur noch unglücklicher fühlen.

»Natürlich darfst du, Schatz. Aber sei vorsichtig.« Die Warnung ging in Jubel und überschäumenden Dankesworten unter. Susan musste trotz ihres Unbehagens lächeln. Doch als sie den Hörer auflegte, vergrub sie ihr Gesicht in den Händen und kämpfte gegen die Tränen des Zorns und der Machtlosigkeit – Gefühlen, denen nachzugeben sie sich entschlossen weigerte.

West stimmte zu, sie sofort zu empfangen, als sie ihn anrief. Sein

Vorzimmer befand sich im Erdgeschoss. Zwei seiner Assistenten taten dort rund um die Uhr Dienst und standen per Bildtelefon mit ihm in Kontakt. West selbst kontrollierte den Fahrstuhl von seinem Schreibtisch aus. An der Tür und in der Kabine waren Kameras angebracht sowie ein Gerät, von dem Susan annahm, dass es sich um einen Metalldetektor handelte.

Die Fahrt nach oben dauerte nicht lange, ließ ihr aber Zeit genug, sich zu sammeln. Susan verdrängte alle Gedanken aus ihrem Kopf, ja, sie wiederholte sogar im Stillen ein Mantra, das sie vor Jahren gelernt hatte, auch wenn sie das Meditieren aufgrund verschiedener Umstände (Ehe, Geburt ihres Sohnes, Karriere) bald wieder aufgegeben hatte. Nun jedoch wollte sie Wests Büro in einem ausgeglichenen Geistes- und Gemütszustand betreten – oder zumindest so ausgeglichen wie möglich. Ihm mit offener Feindseligkeit zu begegnen würde sie nicht ans Ziel bringen.

Als Susan den Fahrstuhl verließ und den weichen Teppichboden des Büros betrat, saß West wie gewöhnlich hinter seinem Schreibtisch und blickte ihr erwartungsvoll entgegen.

»Dr. West«, begann sie grußlos und ohne Umschweife, »ich werde mich nicht länger gegen Sie zur Wehr setzen. Von nun an werde ich alles tun, was Sie von mir verlangen.«

41

»Niemand kann ein überzeugendes Drehbuch für eine Sterbeszene schreiben, Charlie.«

Es war die Stimme eines Mannes, den er nicht kannte.

»Kommen Sie schon, Charlie, wachen Sie auf! Es ist vorbei. Öffnen Sie die Augen!«

Seine Augenlider öffneten sich flatternd. Er stellte fest, dass er in der Waagerechten lag und sich ein Mann über ihn beugte. Der Mann kam ihm irgendwie bekannt vor, aber nur vage. Es hätte der Bruder, ja, beinahe der Zwillingsbruder des Mannes mit den fettigen Haaren sein können, der vor ein paar Tagen zusammen mit dem General vor Charlies Käfig gestanden hatte.

Als der Mann Charlies Blick bemerkte, schien er sich leicht zu amüsieren. Er kräuselte die Lippen auf arrogante Weise, als fürchte er seine Würde zu verlieren, wenn er richtig lächelte.

»Sie glauben, dass Sie mich aus der VR kennen, nicht wahr, Charlie? Das war ein kleiner Scherz von Dr. Flemyn. Sie hat Ihnen das Bild einer Art Doppelgänger von mir eingegeben – keines ganz echten. Ein weiterer Test, wie scharf Ihr Gedächtnis ist. Ich weiß, dass Sie Dr. Flemyn erkennen.«

Gut ein halbes Dutzend Leute hatte sich um Charlie versammelt, der wie ein Patient auf einem Operationstisch lag. Es waren alles Männer, und Charlie kannte keinen Einzigen von ihnen. Doch hinter ihnen, am weitesten entfernt, stand Kathy – beziehungsweise Dr. Flemyn. Er musste sich wohl daran gewöhnen, sie in Gedanken so zu nennen. Ihre Blicke trafen sich, aber er entdeckte kein Zeichen des Wiedererkennens an ihr. Ihre Augen wirkten seltsam leer und niedergeschlagen.

»Sie erkennen sie doch, oder, Charlie? Sagen Sie es mir.«

»Natürlich erkenne ich sie«, antwortete Charlie, ohne nachzudenken. Erst dann ging ihm auf, was geschehen war. Er hatte gesprochen! Seine Lippen hatten Worte geformt – wunderbare, befreiende Worte!

Er sah an sich hinunter. Diesmal entdeckte er keinen silbernen Raumanzug, keine Kabel und keinen Helm. Stattdessen trug er eine Art Krankenhauskittel, unter dem seine Arme und Beine hervorschauten. Kein Fell. Seine Beine sahen menschlich aus.

Der Mann, der gesprochen hatte, hielt etwas hoch. Charlie drehte den Kopf und blickte in einen Spiegel: Er war wieder er selbst. Er war ein Mensch.

»Sie sind's, Charlie. Das hier sind Sie wirklich.«

»Aber wie... warum... warum all diese...?« Ihm fehlten die Worte, und seine Stimme verklang kraftlos. Der Mann reichte einem seiner Kollegen den Spiegel und beugte sich über Charlie wie ein Arzt, der seinen Patienten über die Behandlung aufklärt.

»Alles zu seiner Zeit, Charlie. Hier geht es um mehr, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Also entspannen Sie sich, und mit der Zeit wird Ihnen alles klar werden. Mein Name ist übrigens Latimer West. Dr. Latimer West.«

Charlie wollte sich aufsetzen, spürte jedoch, wie etwas unter seinem Kittel ihn zurückhielt. West hob warnend eine Hand.

»Geduld, Charlie. Sie sind festgeschnallt – nicht, um Sie zu fesseln. Es ist Ihr Versorgungssystem. Sie waren ein paar Tage hier, und man hat Ihnen Infusionen und Katheter angelegt. Aber Sie befinden sich in ausgezeichneter Verfassung. Sie werden feststellen, dass Ihre Muskeln kein bisschen erschlafft sind.«

Zwei Techniker machten sich schnell an die Arbeit. Kurz darauf hatte man ihn von den Infusionen befreit sowie von dem stromlinienförmigen Ding, das an seinem Unterleib festgeklemmt war und wie eine Mischung aus Keuschheitsgürtel und Babywindel aussah.

»Das Szenario, dass Sie gerade erlebt haben, ist beinahe in Realzeit abgelaufen«, erklärte West. »Wir verkürzten einige der Schlafperioden, wodurch wir einen Tag gewonnen haben. Wie dem auch sei, Sie haben eine ganze Zeit lang hier ausgestreckt gelegen. Wir haben versucht, es Ihnen so bequem wie möglich zu machen.«

Charlie sah ihn mit gerunzelter Stirn an. »Okay«, sagte er, und

seine Stimme klang plötzlich drohend, »wenn das alles nur virtuelle Realität war, dann zeigen Sie mir, wie Sie das fertig gebracht haben.«

West blickte zu Susan hinüber und bedeutete ihr, näher zu treten. Sie kam, doch sie erschien Charlie wie eine Marionette, und auch ihr Gesicht zeigte keinerlei Regung.

»Demonstrieren Sie es ihm, Dr. Flemyn. Zeigen Sie ihm, wie es funktioniert.«

Charlie versuchte ihr in die Augen zu sehen, aber sie wandte den Blick ab und griff nach einem Gegenstand hinter ihm. Es handelte sich um ein seltsam aussehendes, gabelförmiges Instrument, an dem ein Kabel angebracht war. Die einzelnen Zinken, fünf an der Zahl, waren schlank, schwarz und so gebogen, dass sie leicht auf den Schädel eines Menschen passten. Sie setzte es nun auf Charlies Kopf. Es war so leicht, dass Charlie es kaum spürte.

»Dieses Instrument beeinflusst Ihr gesamtes sinnliches Wahrnehmungsvermögen«, erklärte sie, wobei sie noch immer vermied, ihm in die Augen zu sehen. »Wir brauchen es nur anzuschalten, und der Effekt setzt augenblicklich ein.«

»Zeigen Sie es mir«, sagte Charlie.

Sie sah ihn zum ersten Mal direkt an. »Sind Sie sicher, dass Sie bereit dafür sind? Es ist ein ziemlicher Schock.«

Charlie nickte kurz. Was konnte wohl noch schlimmer sein als das, was er bereits durchgemacht hatte?

»In Ordnung – machen Sie sich bereit.«

Sie langte zur Kontrolltafel hinüber, legte zwei Schalter um und schließlich einen dritten. In Charlies Kopf gab es eine lautlose Explosion. Sie entsprang dem nicht greifbaren Zentrum seines Bewusstseins, breitete sich wie eine Feuerkugel aus und erfüllte schließlich sein ganzes Universum. Charlie befand sich übergangslos wieder im Körper des Schimpansen und schrie vor

Schmerz, als die Zähne seines Gegners sich in seine Flanke gruben. Er wirbelte herum, packte den Arm des anderen Affen und warf diesen flach auf den Rücken, um ihn mit Fußtritten zu bearbeiten. Doch nun griffen ihn einige andere Männchen von hinten mit Bissen und Schlägen an. Sie waren keine Kämpfertypen, und Charlie hatte keine Mühe, sie zu vertreiben, aber das verschaffte seinem ursprünglichen Gegner Zeit zu entkommen und eine der drei hohen Eichen zu erklimmen, die völlig entlaubt waren und sich durch ständige Benutzung in natürlich gewachsene Klettergerüste verwandelt hatten.

Charlie war dabei, dem in Panik geratenen Schimpansen auf den Baum nachzujagen, als er plötzlich innehielt. Das Gefühl des Déjà-vu war überwältigend. Was geschah, geschah wirklich, das stand außer Zweifel. Das Gefühl, die Gerüche, die Geräusche – all das konnte kein Traum, keine Halluzination sein, das war die Realität.

Und dennoch wusste Charlie, dass es nicht Wirklichkeit sein konnte, denn es war genauso schon einmal geschehen. Derselbe Vorfall, dieselben Details. Selbst das seltsame Gefühl des Unbeteiligtseins, das ihn jetzt überkam, da er innegehalten hatte, um nachzudenken, selbst dieses Gefühl war ihm nicht fremd. Er erinnerte sich, dass ihm das letzte Mal mitten im Kampf auf eben jenem Baum, zu dem er jetzt hochschaute, der Gedanke durch den Kopf geschossen war, eine Figur in einem Computerspiel zu sein. Dabei hatte er seine Konzentration verloren und war verletzt worden.

Aaaarghh!

Charlie wurde von etwas im Rücken getroffen, das sich wie eine ganze Steinmauer anfühlte, die über ihm einstürzte. Er war schon wieder unkonzentriert gewesen, nur dass es diesmal nicht auf dem Baum, sondern am Boden geschehen war. Drei starke Männchen, so stellte er jetzt fest, hatten sich von hinten an ihn

herangeschlichen und traten und schlugen nun mit aller Kraft auf ihn ein. Verschwommen sah er aus den Augenwinkeln, wie das vierte Männchen den Baum wieder herunterkletterte, um seine drei Peiniger zu unterstützen.

Charlie versuchte, sich zu wehren, wieder auf die Füße zu kommen, doch seine Gegner waren in der Überzahl und viel zu schwer. Auch das geschah wie alles andere, was ihm zuvor widerfahren war, wirklich – nur dass es diesmal schlimmer war. Viel schlimmer. Dieses Mal würde er verlieren. Dieses Mal würde er, wenn niemand eingriff, sterben, oder sie würden ihn zum Krüppel schlagen.

So abrupt, wie es begonnen hatte, endete es auch wieder. Die Wucht, mit der Charlie in seine alte Umgebung zurückgerissen wurde, war fast härter als die Prügel, die er eingesteckt hatte. Die Frau, die Charlie als Dr. Flemyngh kennen gelernt hatte, nahm ihre Hand von dem Schalter, den sie gerade eben erst umgelegt hatte.

»Wie Sie sehen, Charlie«, erklärte West, »ist das Programm variabel, je nachdem, wie Sie reagieren.«

Charlie stellte fest, dass er außer Atem war und sein Herz wie rasend schlug – was im Grunde unsinnig war, sagte er sich, hatte er doch nichts weiter getan, als hier zu liegen, während all die künstlich erzeugten Bilder durch seinen Kopf gejagt waren.

»Ich hatte keine Ahnung, dass die VR-Technik inzwischen so fortgeschritten ist.«

West schmunzelte erneut auf seine typisch arrogante Weise. »Wir sind nicht unbedingt daran interessiert, dass alle Welt etwas davon erfährt. Es gibt eine Menge Dinge, die die Welt unserer Meinung nach nicht erfahren sollte.«

»Aber was ist mit meinem... wie sieht mein...?«

Charlie hielt inne und schüttelte den Kopf. Er war nicht fähig, die Frage, die ihn beschäftigte, in Worte zu kleiden und sich den

Abgründen zu stellen, die sich dahinter auftaten, der Realität, die er zu erahnen begann.

»Was ist mit dem Rest Ihres Lebens, Charlie? Wollten Sie das fragen?«

Charlie nickte. Ja, West hatte Recht – das war es, was er wissen wollte.

»Ihre Kindheit, alles bis zu der Zeit, als Sie auf die Farm kamen...«

West hielt inne und gab Charlie Zeit, sich auf die Ungeheuerlichkeit dessen vorzubereiten, was er nun erfahren würde.

»Zeigen Sie es ihm, Dr. Flemyng.«

Susan legte einen weiteren Schalter um, wobei sie es weiterhin vermied, Charlie in die Augen zu sehen.

Der Lärm war unbeschreiblich. Charlie glaubte, das Trommelfell müsse ihm platzen. Es war das laute Klinnen von Stahl, begleitet vom dumpfen Hämmern einer großen Dieselmaschine. Charlie wusste sofort, wo er sich befand. Genauso war es gewesen: der Rangierbahnhof, der Güterzug, auf den er und Kathy aufzuspringen versuchten, verfolgt von den beiden Polizisten.

Charlie packte einen der Türgriffe, schwang seine Füße auf das schmale Trittbrett und zerrte die Waggontür auf. Dann beugte er sich zu Kathy hinunter, streckte ihr eine Hand entgegen, um sie hochzuziehen, bevor sie stolperte und hinfiel – oder auch einfach nur den Versuch aufgab, mit dem immer schneller werdenden Zug Schritt zu halten. Er konnte deutlich ihr Gesicht sehen, als sie zu ihm aufschaute – bleich, schwitzend, verzweifelt – und sich bemühte, seine Hand zu packen. Charlie fiel in diesem Augenblick ein, dass er früher einmal – irgendwann in der Zukunft? – Schwierigkeiten gehabt hatte, sich an Kathys Gesicht zu erinnern. Doch nun war es ein Teil seiner Welt, ebenso wirklich wie alles

andere um ihn herum. Etwas, von dem er sich nicht vorstellen konnte, es jemals zu vergessen:

Kathy, fast noch ein Kind, schlicht gekleidet, verängstigt und nur ihm vertrauend...

Der Schlagstock eines der Polizisten traf seine Finger mit knochenbrechender Wucht. Es war die Hand, mit der Charlie sich an der Waggontür festhielt. Er ließ nicht los, vielmehr verlor er jedes Gefühl, und seine Hand gehorchte ihm einfach nicht mehr – so war es damals gewesen, und so war es auch jetzt.

Dennoch hatte er sich das letzte Mal gewehrt, hatte ihnen einen Kampf geliefert, von dem er annahm, dass er ihm auch nun wieder bevorstand.

Charlie landete hart auf dem Schlackenboden, nur wenige Zentimeter von den malmenden Rädern des Zuges entfernt, die sich donnernd drehten. Trotzdem konnte er noch Kathys Schreie hören...

Und dann schnitt plötzlich Stille wie ein scharfes Messer in das Tosen. Charlie lag wieder auf dem Operationstisch, und die selben Gesichter blickten auf ihn herab, einschließlich Kathys – nur dass es jetzt das von Dr. Flemyng war, noch immer mit jenem seltsam abgestumpften Ausdruck.

Unfähig, seine Verzweiflung und seine Verwirrung länger zu unterdrücken, stieß Charlie einen lauten Wutschrei aus und stürzte sich auf seinen Hauptpeiniger, auf den Mann, der behauptete, sein Name sei West.

von ihnen die schwere Stahltür aufgeschlossen hatte. Er nickte, um erneut zu bekräftigen, was er ihnen bereits gesagt hatte, nämlich dass er alleine hineingehen wollte. Dann betrat er die Zelle und wartete, bis die Tür hinter ihm wieder verriegelt worden war.

Die Zelle war von angemessener Größe, viel größer als eine Gefängniszelle, das heißt mindestens fünf Quadratmeter. Die Wände waren weiß gestrichen, es gab einen Tisch, einen Stuhl, ein Waschbecken, ein Klosett und, an einer der Wände angebracht, ein einzelnes Bett. Charlie, in Trainingsanzug und weißen Turnschuhen, saß auf dem Rand dieses Bettes, als die Tür sich öffnete. Er erhob sich, als er sah, wer der Besucher war.

»Guten Morgen, Charlie«, grüßte Control.

»Guten Morgen, Sir«, erwiederte Charlie förmlich.

»Setzen Sie sich, und entspannen Sie sich. Erzählen Sie mir, was vorgefallen ist.«

Während Control sprach, zog er sich den Stuhl heran und drehte ihn so, dass er Charlie, der sich bereits wieder auf die Bettkante gesetzt hatte, beobachten konnte.

»Wäre es nicht an der Zeit, dass Sie *mir* sagen, was hier vor sich geht?«, entgegnete Charlie mit einem Anflug von Widerspruchsgeist in der Stimme, den er sich Control gegenüber normalerweise nicht herausnahm.

Control musterte ihn aus halb geschlossenen Augen. Seine Mundwinkel zuckten, doch es war kein Lächeln, vielmehr nahm er damit Charlies Stimmung zur Kenntnis.

»Ich stelle die Fragen, Charlie, und Sie antworten. Ist das klar?«

Er wartete, verlangte nach einer Antwort, bevor er fortfahren würde.

»Jawohl, Sir«, murmelte Charlie gehorsam, wenn auch widerwillig.

»Man hat mir erzählt, dass Sie Dr. West angegriffen haben.«

»Angriff ist, denke ich, zu viel gesagt. Ich schätze, ich habe ihn am Kragen gepackt, ohne wirklich darüber nachzudenken, was ich tue.«

»Und...?«

»Ich wurde ohnmächtig, und als ich wieder zu mir kam, war ich hier.«

Control nickte, als bestätigten Charlies Worte, was er bereits wusste; er hatte nur noch einmal Charlies Version der Geschichte hören wollen. Bedächtig griff er in seine Jackentasche und beförderte ein kleines schwarzes Gerät zu Tage.

»Jemand hat eins dieser Dinger bei Ihnen eingesetzt.«

Charlie erkannte das Gerät sofort. Es war nicht länger als fünf Zentimeter, kaum breiter als zweieinhalf und etwa einen halben Zentimeter dick.

»Kathy hatte eins dieser Dinger in ihrem Apartment, damals, in der Nacht, als ich bei ihr eingestiegen bin. Was ist das?«

»Man hat Ihnen hier etwas eingepflanzt, Charlie«, erklärte Control und deutete vage auf seine eigene Brust. »Auf ein Signal von diesem Gerät hin werden Sie augenblicklich außer Gefecht gesetzt.«

Charlie hob unwillkürlich die Hand und fuhr über seinen Oberkörper, als könne er darin den Fremdkörper fühlen, den Control beschrieben hatte.

Control hatte das kleine schwarze Gerät noch immer auf seiner Handfläche liegen. »Natürlich besitzen nicht viele Leute ein solches Ding – aus verständlichen Gründen.«

»Der Kerl in der Stadt hatte eins«, sagte Charlie, und vor seinem inneren Auge sah er erneut den Mann im Hemd mit dem Marihuana-Muster, wie dieser inmitten des Verkehrs stand und ein kleines Objekt auf ihn richtete. »Zumindest glaube ich das. Er hat etwas auf mich gerichtet, daraufhin bin ich im Taxi

ohnmächtig geworden, allerdings nicht für lange. Ein Truck hat sich zwischen uns geschoben und möglicherweise das Signal unterbrochen.«

Control nickte. »Ich schätze, so war es. Das war eine üble Geschichte, Charlie«, fügte er, nun ernster geworden, hinzu, »einfach so abzuhauen.«

»Abzuhauen?«

»Wie würden Sie es nennen?«

Charlie zuckte mit den Schultern. Wenn er so darüber nachdachte, wusste er in der Tat nicht, wie er seine Handlungen anders beschreiben sollte.

»Wir wussten, dass Sie uns belogen haben, Charlie. Sie haben uns erzählt, Sie hätten die Frau am Strand nie zuvor gesehen. In Wahrheit kannten Sie sie natürlich tatsächlich nicht, aber Sie dachten es. Beweis genug war es, dass Sie bei der ersten sich bietenden Möglichkeit loszogen, sie zu suchen. Uns hat es gezeigt, dass wir ihr Bild erfolgreich in Ihrem Gedächtnis verankert hatten, und das war gut so; allerdings hat sich herausgestellt, dass diese Erinnerung so übermächtig war, dass Sie sich dieser Frau gegenüber loyaler verhielten als uns gegenüber, und das war schlecht. Wir müssen uns Ihrer hundertprozentig sicher sein, Charlie, wenn Sie weiter für uns von Nutzen sein sollen.«

Charlie schaute ihn mit einem Ausdruck von Misstrauen an, der bereits an Feindseligkeit grenzte. »Wo sind wir? Immer noch auf dem Gelände, zu dem ich Fry gefolgt bin?«

»Exakt. Und hier werden Sie auch bleiben – bis wir sicher sind, dass Sie sich wieder auf dem richtigen Weg befinden.«

»Wieder auf dem richtigen Weg?«, wiederholte Charlie. »Und wie soll all dieses Schimpansen-Zeugs mich wieder ›auf den richtigen Weg‹ bringen?«

Control lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander,

sodass sein Fußknöchel auf dem Knie des anderen Beins zu liegen kam. Er war kein junger Mann mehr, besaß aber immer noch etwas von der Agilität eines durchtrainierten Athleten.

»Ich will Ihnen etwas über Sie selbst erzählen, Charlie. Sie erinnern sich an die Geschichte, die Sie gehört haben, als Sie ein Schimpanse waren: die Geschichte von der Erschaffung eines Superhelden, der schneller und stärker ist als jeder andere Mensch auf Erden. Nun, es ist nicht bloß eine Theorie, Charlie. Nicht mal mehr ein Plan. Es ist bereits vollbracht, Charlie. Und Sie sind der Prototyp. Was Ihre Einsätze betrifft, so sind Sie absolute Spitzenklasse, sogar noch besser, als wir uns erhofften. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was Sie alles geleistet haben und wozu Sie fähig sind. Sie haben einige schwierige und gefährliche Aufträge ausgeführt, und wir sind uns dessen wohl bewusst.«

Charlie starrte ihn an. »Wollen Sie damit sagen«, meinte er schließlich nach einer ganzen Weile, »dass ich in Wahrheit ein Schimpanse bin?«

»Genau das will ich damit sagen, Charlie. Mutiert, aber noch immer ein Schimpanse.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort.«

Ein müdes Lächeln huschte über Controls Gesicht. »Das ganze VR-Programm – die ›Affen-Geschichte‹, wie Sie es nennen – hätte bei niemand anderem funktioniert, zumindest nicht so gut. Das Programm basiert darauf, dass Sie entsprechend genetisch vorprogrammiert sind und die Erfahrungen, die das Szenario bot, tatsächlich nachvollziehen konnten.«

»Ich sehe noch immer nicht, worauf das Ganze...«

»Das Ganze sollte darauf hinauslaufen«, unterbrach ihn Control, »herauszufinden, als was Sie sich letztendlich fühlen. Wenn Ihnen jegliche Bestätigung von außen fehlt – Sie keinen menschlichen Körper mehr besitzen, ihre Lebensumstände sich völlig geändert

haben -, als was würden Sie sich im Geiste sehen?« Er hielt inne und musterte Charlie mit einem fast liebevollen Blick. »Interessant, dass Sie sich offensichtlich stets an den Gedanken geklammert haben, ein Mensch zu sein, oder?«

Charlie nickte. »Ja, das habe ich wohl.«

Er vergaß keine Sekunde, dass Control, obwohl er sich ganz entspannt gab, noch immer das kleine schwarze Gerät, den »Zapper«, in der Hand hielt. Zweifellos besaßen auch die Wachen solche Waffen. Charlie wusste, dass physische Gewalt ihm hier nicht weiterhelfen würde.

»Ich brauche einen Beweis. Bevor ich Ihnen glaube, dass ich ein Schimpanse bin, müssen Sie mir einen Beweis liefern.«

Control sah ihn eine Weile stumm an, noch immer mit unerwarteter Zuneigung im Blick, aber auch, als versuche er, aus ihm schlau zu werden. Schließlich traf er eine Entscheidung.

»Charlie, ich denke, ich sollte Sie mit jemandem bekannt machen. Kommen Sie!«

Control stand auf, klopfte an die Tür, die daraufhin geöffnet wurde, und bedeutete Charlie, ihm zu folgen.

## 43

Sie folgten einem langen, fensterlosen Gang. Charlie vermutete, dass er unterirdisch verlief, doch nichts wies darauf hin, wie tief unter der Erde sie sich befanden. Es gab auch keinerlei Hinweise, ob Tag oder Nacht herrschte.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, dass Sie Ihre Eltern kennen lernen, Charlie«, sagte Control.

Die Vorstellung, seinen Eltern zu begegnen, traf Charlie wie ein

Schlag. Nichts hätte ihm einen größeren Schock versetzen können, selbst in seinem jetzigen Zustand nicht, da er schon lange nicht mehr wusste, was Realität war und was nicht. Der Gedanke daran verletzte ihn auf eine Art und Weise, die ihn selbst erstaunte.

»Eltern? Ich habe keine Eltern«, erwiderte er scharf.

»O doch, das haben Sie. Ihre Eltern leben, und es geht ihnen gut.«

Sie bogen in einen weiteren Korridor, und schließlich drückte Control eine Tür auf, in die eine kleine Fensterscheibe eingelassen war. Der Raum, den sie betraten, war unbeleuchtet, dennoch konnte Charlie an einem Ende die Gitterstäbe eines Käfigs ausmachen. Er hörte, wie sich etwas bewegte, und sah, wie sich eine dunkle Gestalt vom Käfigboden erhob. Dann hatte Control endlich den Lichtschalter gefunden, und über ihnen flammten einige Neonröhren auf. Charlie stand tatsächlich vor einem Käfig. Durch die Gitterstäbe hindurch starrte er auf ein ausgewachsenes Schimpansenpaar.

»Das ist die Wirklichkeit, Charlie, keine virtuelle Realität«, mahnte Control, »also seien Sie vorsichtig, und lassen Sie sich nicht die Hand abbeißen – die beiden erkennen Sie ebenso wenig wie Sie sie.«

Charlie trat langsam näher an den Käfig heran, ohne dabei die beiden Kreaturen aus den Augen zu lassen. Beide starrten unsicher zurück. Und plötzlich überkam Charlie ein Gefühl, das er nicht kannte und nicht einzuordnen vermochte. Vielleicht, so dachte er, war er nur überwältigt von der Unwahrscheinlichkeit dessen, was ihm hier weisgemacht werden sollte. Oder vielleicht beeindruckte alleine die emotionale Kraft des Wortes »Eltern« jemanden wie ihn, der nie welche gekannt hatte. Doch ganz tief in seinem Innern dämmerte die Erkenntnis, dass das hier die Wahrheit war, dass er tatsächlich seinem eigenen Fleisch und Blut

gegenüberstand.

Die beiden Schimpansen wichen zuerst vor ihm zurück, wobei sie mehr Anzeichen von Misstrauen als von Feindseligkeit an den Tag legten. Aber dann wagte sich das Weibchen trotz aufgeregten, warnenden Schnatterns des Männchens einige Schritte vorwärts, um Charlie besser in Augenschein nehmen zu können. Die Schimpansin neigte den Kopf leicht zur Seite, und aus ihrem Blick sprach sowohl Intelligenz als auch intensive Neugier, als wecke der Anblick dieses menschenähnlichen Fremden irgendeine Erinnerung in ihr. Sie begegnete Charlies Blick, kam bis ganz nach vorne ans Gitter und packte die Stäbe mit ihren langen schwarzen Fingern.

Auch Charlie ging näher heran, ohne den Blickkontakt aufzugeben. Langsam, ganz langsam löste sie eine Hand von den Stäben und streckte sie Charlie entgegen. Es war eine zögerliche Geste, keinesfalls bedrohlich, und als er nicht zurückwich, begann sie ganz sanft die glatte Haut seines Gesichts mit ihren rauen Fingern zu streicheln. Hinter sich hörte Charlie, wie Control leise den Atem einsog.

»Ist das nicht erstaunlich? Ich kann kaum glauben, dass sie Sie erkennt. Und doch... schauen Sie sich das an!«

Es dauerte eine Weile, bis Charlie seinen Blick abwandte und sich zu Control umdrehte. Tränen standen ihm in den Augen. »Was haben Sie getan?«, fragte er mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war. »Was haben Sie nur getan?«

»Etwas, das die Evolution, hätte man sie ihrem natürlichen Gang überlassen, vielleicht in einer Million Jahre geschafft hätte«, antwortete Control ruhig. »Sie sind nach speziellen Anforderungen erschaffen worden, Charlie. Sie sind ein Held für unsere Zeit. Das Problem mit James Bond und den anderen Superhelden ist, dass sie nur in Büchern und Filmen existieren.

Wir brauchen sie hier und jetzt, in der realen Welt, um das zu tun, was kein gewöhnlicher Sterblicher zu tun vermag.«

»Aber nur, wenn ich dabei keine Fragen stelle. Befehle ausführe, ohne viel darüber nachzudenken – richtig?«

Control neigte den Kopf zur Seite. Schuldig im Sinne der Anklage, deutete er damit an, ein offenes Eingeständnis ohne böse Gefühle. »Richtig, Charlie. Wir wollen, dass Sie Ihren Verstand einsetzen, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Diesen Grad genau zu definieren stellt sich als ein wenig schwierig heraus. Sie sind bereits ein oder zwei Schritte weiter, als wir es für wünschenswert erachten.«

Charlie sah ihn eine Weile lang stumm an, erstaunt, wie wenig er über diesen Mann wusste. Und möglicherweise über alle anderen Menschen. Schließlich fragte er: »Bin ich der Einzige?«

»Im Augenblick ja. Wie ich bereits sagte, sind Sie der Prototyp. Wir sind erst im Anfangsstadium.«

Sie hatten den Käfig und seine Insassen völlig vergessen. Charlie hatte sich umgedreht, war aber nicht von den Gitterstäben weggetreten. Plötzlich und ohne Warnung stieß das Männchen – Charlies Vater, wenn man Controls Worten Glauben schenken wollte – das Weibchen zur Seite und zielte mit einem gewaltigen Schlag nach Charlies Kopf. Nur ein übermenschlich schneller Reflex rettete Charlie davor, getroffen zu werden, und im gleichen Moment erkannte er, dass Control tatsächlich die Wahrheit gesagt hatte: Er, Charlie, war kein Mensch; er konnte es gar nicht sein. Er sprang zur Seite, eher schockiert von dem, was er gerade über sich selbst erfahren hatte, als von der Bösartigkeit des Angriffs.

Das Affenmännchen spürte, dass es eine Art Sieg errungen hatte, begann kreischend auf und ab zu springen und sich schließlich in wildem Macho-Gehabe von Gitterstab zu Gitterstab zu schwingen.

Charlie beobachtete den Schimpanse gleichermaßen erschreckt

und fasziniert. Dann hörte er hinter sich Control sagen: »Kommen Sie, Charlie.« Und in seiner Stimme lag jetzt ein Anflug von Mitgefühl. »Ich glaube, Sie haben genug gesehen. Lassen Sie uns gehen.«

Fünf Minuten später saßen sie wieder in Charlies Zelle, jeder an seinem alten Platz.

»Wie lange werden Sie mich hier behalten?«, fragte Charlie.

»Nicht lange, hoffe ich. Ich muss nur einige Leute davon überzeugen, dass Sie sich vernünftig verhalten werden, wenn wir Sie hinauslassen. Das verstehen Sie sicher.«

»Solange Sie diesen Zapper haben, habe ich wohl keine andere Wahl, oder?«

Control schenkte ihm erneut ein gezwungenes Lächeln und schlug die Beine in gewohnter Weise übereinander: den Fußknöchel auf dem Knie des anderen Beines. »Nein, das haben Sie wohl nicht. Aber uns wäre es lieber, Sie würden sich freiwillig gut benehmen. Das können Sie doch verstehen, oder?«

Charlie erhob sich und stieß ein bitteres Lachen aus. »Verstehen!« Er begann auf und ab zu gehen, wobei er sich unablässig mit der Hand durchs Haar fuhr, als hoffe er, dadurch klarer denken zu können. »Sie erzählen mir, dass meine gesamte Kindheit nie... stattgefunden hat. Das Waisenhaus. Nichts, gar nichts. Bis zu der Farm.«

»Das ist richtig, Charlie.«

»Aber wo war ich all die Zeit?«

»In einem Labor. In diesem Gebäude, um genau zu sein. In einem eigens angefertigten Tank, einer Weiterentwicklung der so genannten ›Skinner-Box‹, die der amerikanische Psychologe B.F. Skinner vor zirka einem halben Jahrhundert konstruiert hat. In diesem Tank konnten Sie sich körperlich ganz normal entwickeln

und heranwachsen – eigentlich sogar besser als normal. Gleichzeitig haben wir Ihnen mithilfe der Ihnen inzwischen vertrauten VR-Technik eine sorgfältig konstruierte Lebenserfahrung verschafft, die Sie auf die Zukunft, die wir für Sie geplant hatten, vorbereiten sollte. Ein ganzes Team von Psychologen hat jedes Detail genau ausgearbeitet.«

»Um einen Psychopathen zu schaffen.«

»Um *Sie* zu schaffen, Charlie. Halten Sie sich denn selbst für einen Psychopathen?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt noch etwas denke.«

»Oh, Ihr Verstand funktioniert bestens. Daran hat nie ein Zweifel bestanden. Sie sind eine hochintelligente Person. Nur mit Ihrem visuellen Gedächtnis hatten wir Schwierigkeiten. Wir haben Informationen in Ihr Gehirn eingespeist – über Leute, Orte und Ereignisse –, aber wir konnten sie nicht mit Bildern verbinden. Dieses Problem mussten wir lösen – nicht weil es in Ihrem Fall wichtig war, denn Sie funktionierten ja bereits, sondern weil wir wussten, dass wir es für die Zukunft benötigen. Wie gesagt, Sie sind der Prototyp.«

Charlie blieb stehen und drehte sich um, um Control anzusehen, der sich gelassen zurücklehnte und zu Charlie aufblickte. Charlie bemerkte, dass Control mit einer Hand locker seinen Fußknöchel umfasst hielt, während er die andere in die Tasche gesteckt hatte, in der sich der Zapper befand.

»Dr. Flemynghatte einige interessante Techniken in der Behandlung hirngeschädigter Patienten entwickelt«, fuhr Control in demselben freundlich-sachlichen Ton fort, den er schon die ganze Zeit an den Tag legte. »Techniken, die auch uns über die Jahre hinweg sehr nützlich waren. Wir konnten Dr. Flemyngh schließlich davon überzeugen, enger mit uns

zusammenzuarbeiten. Sie war es, die Ihrer Erinnerung an Kathy ein Gesicht gegeben hat. Das war ein großer Fortschritt.«

Charlie war verwirrt. »Aber sie hat Kathy ihr eigenes Gesicht gegeben.«

Control zuckte mit den Schultern. »Das war ihre Entscheidung. Kathy gehörte offensichtlich zu jenen Menschen, denen Sie unbedingt begegnen mussten, und ich schätze, dass Dr. Flemynge glaubte, Ihre Reaktionen selbst besser beobachten zu können als irgendjemand sonst.«

Charlie fuhr sich mit der Hand über die Schläfe bis in den Nacken, als versuche er nun, nachdem er seine Gedanken geordnet hatte, das Gehörte auch zu begreifen. Control veränderte seine Sitzposition leicht, entfaltete die Beine und schlug sie gleich wieder übereinander, diesmal Knie über Knie. Seine Hand ließ er jedoch in der Jackentasche stecken.

»Was wir nicht vorausgesehen haben, Charlie«, fuhr er schließlich fort, »war, dass sich Ihre Loyalität verlagern würde. Aber selbst das hat uns nützliche Informationen gebracht. Wir wussten ja bereits, dass Sie in Einsätzen zuverlässig funktionieren. Die Frage war nun, wie weit diese Zuverlässigkeit reichen würde, bevor sie ins Wanken geriet. Wir wussten, dass Sie unter physischem Druck nicht zusammenbrechen würden – jedenfalls würden Sie dem sehr viel länger standhalten als irgendein menschlicher Agent. Aber wir wussten nicht, wie Sie unter emotionalem Stress reagieren würden.«

Charlie ging unablässig auf und ab und massierte sich dabei immer noch den Nacken.

»Aber sie ist zurückgekommen.«

Control runzelte verwirrt die Stirn. »Zurückgekommen? Was meinen Sie damit?«

»Kathy. Dr. Flemynge. Als ich in dem Programm steckte und

glaubte, ein Schimpanse zu sein, da kam sie zurück, redete mit mir, erklärte mir, was vor sich ging, als ob sie...«

Er brach ab. Control ließ ihn keine Sekunde aus den Augen und wartete darauf, dass er die Mosaiksteinchen zusammensetzte. Charlie begann zu nicken, als vor seinem inneren Auge langsam ein vollständiges Bild entstand.

»Als ich in dem Affenkäfig steckte, war auch sie Teil der virtuellen Realität...«

Control lächelte ihm anerkennend zu. Charlie hatte offensichtlich die richtige Schlussfolgerung gezogen. »Authentizität, Charlie. Ihr Bild war das Verbindungsglied zwischen Ihren beiden Welten. Dr. Flemyng war in beiden Welten ein und dieselbe – außer dass sie in der einen real und in der anderen virtuell erzeugt war.«

Charlie setzte sich wieder auf die Bettkante, beugte sich vor und fasste sich mit beiden Händen an den Kopf. »Ich glaube, ich werde verrückt.«

»Sie sind nicht verrückt, Charlie. Sie sind nur dabei zu begreifen, wie die Welt funktioniert. Was getan werden kann, das wird auch getan. Die Menschen streiten sich darüber, was man tun sollte und was besser nicht, aber das spielt letztendlich keine Rolle. Wenn es getan werden kann, dann wird es getan.«

Charlie schwieg eine Weile, dann sagte er: »All die Frauen um mich... Verraten Sie mir eins: Haben Sie auch das alles arrangiert?«

Controls Kopfnicken war kurz und knapp. »Die meisten standen auf unserer Gehaltsliste. Sie wussten nichts über Sie – für sie waren Sie einfach nur ein weiterer Kunde.«

»Die meisten?«

Erneut huschte ein schwaches Lächeln über Controls Gesicht. »Um ehrlich zu sein, einige der Bekanntschaften gingen allein auf Ihr Konto. Sie sind ein gut aussehender Bursche, Charlie – schauen

Sie in den Spiegel! Viele Männer beneiden Sie um Ihr Aussehen.«

Über dem Waschbecken war ein kleiner, unzerbrechlicher Spiegel in die Wand eingelassen, doch Charlie warf nicht einmal einen Blick in die Richtung. Eitelkeit, was sein Aussehen betraf, verspürte er schon lange nicht mehr. Stattdessen ließ er Control nicht aus den Augen, während er angestrengt versuchte, die Scherben seines zerbrochenen Universums irgendwie wieder zusammenzusetzen.

»Also, warum werde ich dann trotz allem, was Sie sagen, das Gefühl nicht los, dass Dr. Flemyn nicht ganz dazugehört?«

Control sah ihn an, und seinem Gesicht war ein Interesse abzulesen, das Charlie schon früher an ihm bemerkt hatte, immer dann, wenn er, Charlie, etwas sagte, was Control nicht vorausgeahnt hatte.

»Ist das Ihr Eindruck?«

»Der Eindruck, dass sie das alles nur widerwillig tut? Ja, absolut.«

»Sehr scharfsinnig von Ihnen, Charlie. Sie verstehen die Körpersprache besser als irgendjemand sonst, den ich kenne. Das ist eine der Entdeckungen, die wir bei Schimpansen gemacht haben: diese von der rechten Hirnhälfte gesteuerte Intuition.«

»Also habe ich Recht?«

Control seufzte und erhob sich. Charlie sah zu, wie er zur Tür ging und klopfte, damit ihm geöffnet wurde. Offensichtlich war ihr Gespräch beendet.

»Dr. Flemyn ist eine brillante und sehr engagierte Frau«, sagte Control und drehte sich noch einmal zu Charlie um. »Sie hat ihre Gründe für das, was sie tut.«

Und damit trat er in den Korridor hinaus. Hinter ihm fiel die Tür wieder ins Schloss.

Vor Charlies Zelle befand sich ein Vorraum mit einem weiteren schweren Tor, das von einer Wache auf der anderen Seite bedient wurde. Control durchschritt die Sicherheitsschleuse und betrat einen Raum, in dem drei weitere Wachen auf bequemen Stühlen saßen, Karten spielten, Kaffee tranken und fernsahen. Auf einem eigenen Schirm war Charlies Zelle zu sehen, aufgenommen von einer Kamera in der Decke. Control blieb stehen, um einen Blick darauf zu werfen, und sah, dass Charlie völlig bewegungslos dastand und ins Nichts starrte.

Latimer West stand in der Tür am anderen Ende des Zimmers. Er erwartete Control mit unterwürfiger Geduld, die keinen Zweifel daran ließ, wer von beiden der Ranghöhere war. Als Control sich schließlich von dem Monitor abwandte, trat West zur Seite, um ihn durch die Tür zu lassen und ihm dann zu folgen.

»Nun, Sir«, sagte er, nachdem sie eine Zeit lang schweigend nebeneinanderher gegangen waren, »was halten Sie von der Sache?«

»Er leidet, Latimer. Mehr, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Seine Intelligenz ist ein echtes Problem.«

»Ich stimme Ihnen zu. Es ist eine Frage der Feinabstimmung. Es ist schwer, das rechte Maß zu finden, obwohl wir, wenn wir es erst einmal geschafft haben, in der Lage sein werden, den Prozess beliebig oft zu wiederholen.«

Für eine Weile schritten sie stumm weiter.

»In diesem Gemütszustand kommt er für Einsätze nicht in Frage«, sagte Control schließlich. In seiner Stimme lag eine Spur von Ungeduld. »Wir könnten uns nicht darauf verlassen, dass er voll konzentriert ist und unseren Befehlen bedingungslos gehorcht. Und was noch schwerer wiegt: Er weiß inzwischen zu

viel.«

Control ließ den Satz so im Raum stehen, ohne auszusprechen, was er implizierte, jedoch wohl wissend, dass West ihn verstand.

Sie erreichten einen einzelnen Fahrstuhl. West berührte einen Knopf, und die Türen öffneten sich augenblicklich. Das Innere des Fahrstuhls war in schlichtem Grau gehalten, ohne Spiegel oder irgendein Dekor. West berührte einen anderen Knopf, und sie glitten lautlos und ohne zu rucken nach oben.

»Die Frage stellt sich also«, fuhr Control fort, »was wir nun mit ihm anfangen.«

West zuckte in einer Geste, die alles oder nichts bedeuten konnte, mit den Schultern. »Wie Sie bereits sagten, für Einsätze ist er nicht länger von Nutzen für uns. Wissenschaftlich gesehen können wir jedoch noch eine Menge von ihm lernen.«

Control warf dem kleineren Mann einen Seitenblick zu. »Sie wollen sagen, dass Sie ihn für weitere Experimente benutzen möchten?«

»Es gibt da ein paar Dinge, die ich gerne ausprobieren möchte. Immerhin«, fügte er hinzu, als er Controls zweifelnden Gesichtsausdruck bemerkte, »sind unsere Möglichkeiten stark beschränkt. Wir können ihn nicht freilassen, also müssen wir ihn eingesperrt halten oder... ruhig stellen. Oder wir benutzen ihn im Labor. Streng genommen ist er noch immer nichts weiter als ein Versuchstier.«

Control sog tief die Luft ein, bevor er sie mit einem langen Seufzer wieder ausstieß. »Ich nehme an, Sie haben Recht. Wenn wir noch etwas lernen können, dann haben wir auch die Verpflichtung dazu, es zu lernen.«

West antwortete nicht sofort. Er versuchte abzuschätzen, wie offen er den Gedanken formulieren konnte, der ihn am meisten beschäftigte. Schließlich meinte er vorsichtig: »Dr. Flemyngs

weitere Mitarbeit wäre von größter Bedeutung. Ob sich das wohl einrichten lässt? Ich fürchte nur, dass ich selbst kaum eine Chance habe, sie zu mehr zu überreden, als sie bisher zu tun bereit war.«

Control räusperte sich und bestätigte damit wortlos, dass das Problem Dr. Flemyngh in der Tat äußerst prekär war. »Bis heute bedauere ich am meisten«, sagte er, »dass wir sie überhaupt so eng an das Projekt binden mussten.«

»Da kann ich Ihnen nur zustimmen, Sir«, meinte West rasch.

»Allerdings hatten wir, wie Sie richtig bemerkt haben, unter den gegebenen Umständen keine andere Wahl. Und vergessen Sie nicht, was sie vorhatte.«

Der Fahrstuhl kam langsam zum Halt. Control erwiderte nichts, sondern wartete nur stumm darauf, dass die Tür sich öffnete. Die beiden Männer betraten einen hellen Korridor, der sich über die ganze Länge eines leicht gekrümmten Gebäudes zog. Die Außenwand bestand vollständig aus getöntem Glas und bot einen spektakulären Blick über den Irvine-Spectrum-Komplex. Die Sonne stand tief im Osten; es war früher Morgen.

Nach etwa dreißig Metern blieben sie vor einer von mehreren Türen stehen. West wandte sich an seinen Vorgesetzten: »Werden Sie mit Dr. Flemyngh reden, Sir? So, wie wir es besprochen haben?«

Control nickte ernst. Das war keine Aufgabe, auf die er sich freute.

West öffnete die Tür, durchschritt sie jedoch nicht. Stattdessen zeigte er Control den Weg. »Dort hinunter, so weit Sie kommen, dann links, und dann sehen Sie eine blaue Tür. Ich bin in meinem Büro, falls Sie mich brauchen. Viel Glück, Sir.«

Control nickte stumm und machte sich auf den Weg. Kurz darauf stand er vor der blauen Tür, zögerte jedoch, bevor er sie öffnete. Schließlich drehte er den Türgriff und betrat den dahinter liegenden Konferenzraum. In der Mitte stand ein langer Tisch mit

Stühlen auf jeder Seite, an den Wänden hing moderne Kunst. Die gegenüberliegende Wand bestand wie der Korridor, den er gerade verlassen hatte, aus getöntem Glas. Niemand hielt sich in dem Raum auf bis auf Susan, die ihm den Rücken zugewandt hatte und die Aussicht betrachtete. Als sie die Tür hörte, drehte sie sich um.

Ihre Augen weiteten sich erstaunt, und sie stieß vor Überraschung und vor Freude hörbar den Atem aus. Sie rannte ihm entgegen und umarmte ihn, vor Erleichterung gleichzeitig lachend und weinend.

»Daddy! Gott sei Dank, du lebst! Ich dachte schon... Ich dachte, sie hätten dich...«

Amery Hyde hielt sie fest in den Armen und streichelte ihr übers Haar.

»Schon gut, mein Schatz. Beruhige dich. Alles wird gut.«

## ***VIERTER TEIL***

Sie saßen an einem Ende des langen Tisches und hielten sich an den Händen.

»Ich glaube nicht, dass sie jemals vorhatten, mich zu töten«, erklärte Amery Hyde. »Oder Christopher. Sie mussten nur irgendwie sicherstellen, dass du den Mund hältst, und uns beide zu bedrohen war der einzige Weg dazu.«

»Aber sie hätten dich getötet, wenn es nötig gewesen wäre. Diese Leute scheuen vor nichts zurück.«

»Vielleicht. Ich kann nur sagen, dass sie bisher keinen von uns getötet haben, und sie scheinen es auch nicht unbedingt darauf anzulegen, wenn es sich vermeiden lässt.«

Susan warf ihm einen seltsam fragenden Blick zu. »Ist das wirklich dein Eindruck?«

Amery erkannte, dass er vorsichtig sein musste, doch Vorsicht war ihm im Laufe seines Lebens zur zweiten Natur geworden. Er sah sein Verhalten gerne als eine Art Respekt vor den Gefühlen und Empfindlichkeiten anderer Menschen an. Nicht jeder war in der Lage, den harten Realitäten des Lebens ins Auge zu blicken, und zweifellos gehörte seine Tochter zu diesen Menschen. West hatte ihr, wie er wusste, vorgeworfen, im Elfenbeinturm zu leben, und nach Amerys Ansicht war das nicht ganz falsch. Dennoch tat er, wie eben jetzt, alles in seiner Macht Stehende, um zu verhindern, dass man seine Tochter aus ihrer behüteten, realitätsfernen Welt riss, bevor sie bereit dazu war. Er wusste, dass einige Leute weder willens noch in der Lage waren, sich jemals der ganzen brutalen Realität zu stellen. Und er hatte sich schon lange eingestehen müssen, dass Susan trotz all ihrer Brillanz

möglichsterweise zu diesen Leuten gehörte.

Andererseits glaubte er, als er ihr zuhörte, eine Veränderung an ihr wahrzunehmen, eine Art Perspektivenwechsel; und zum ersten Mal seit vielen Wochen wagte er zu hoffen, dass alles, wofür er so hart – und manchmal verzweifelt – gekämpft hatte, nun endlich zum Greifen nah war.

Susan sprach ruhig, doch mit einer Bestimmtheit, die darauf hindeutete, dass sie lange und gründlich über alles nachgedacht hatte. Die Entscheidung, zu der sie gelangt war, ließ sich in wenigen Worten ausdrücken. Doch sie legte Wert darauf, dass ihr Vater den Entwicklungsprozess verstand, der sie zu dieser Entscheidung geführt hatte.

Amery hörte ihr aufmerksam zu und ließ sie nur dann kurze Zeit aus den Augen, wenn er hin und wieder ernst und zustimmend nickte.

»Ich habe meine Ansicht über Latimer West nicht geändert«, erklärte sie ihm, »und ich nehme kein einziges Wort zurück, das ich über ihn oder die Stiftung gesagt habe. Dennoch, jetzt, da ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, muss ich zugeben, dass er in einigen Dingen durchaus Recht hatte und es für das Handeln der Pilgrim-Foundation eine gewisse Rechtfertigung gibt. Es ist richtig, dass das, was getan werden *kann*, auch getan werden *wird*. Das ist unvermeidlich, eine Art Naturgesetz, und Kategorien wie Richtig oder Falsch sind da kaum angebracht. Moralische Debatten sind letzten Endes nicht mehr als eine Fußnote ganz am Schluss. Moral kontrolliert die Entwicklung nicht, beeinflusst sie nicht einmal wesentlich. Ich habe inzwischen eingesehen, dass dieses ganze Programm weiterbetrieben worden wäre, mit oder ohne meine Beteiligung. Es hat nun einmal mich getroffen, meine Arbeit kam zufälligerweise zur rechten Zeit. Andernfalls hätte es irgendjemand anderen getroffen.«

Sie hielt inne und hob den Blick, um ihrem Vater in die Augen zu sehen, leicht stockend angesichts dessen, was sie als Nächstes sagen wollte. Amery wusste, wie wichtig ihr seine Meinung war. In Augenblicken wie diesen fragte er sich, wie er das Spiel so ausdauernd hatte spielen können, das er all sein Leben als Erwachsener betrieben hatte – ein Leben im Dienste des höchsten Geheimdienstes seines Landes, und das auf allerhöchster Führungsebene. Er hatte vieles getan, was sein Gewissen belastete, und dazu gehörte nicht zuletzt die Tatsache, dass er seine Frau bis zu ihrem Tode und seine Tochter bis heute belogen hatte. Er liebte beide, wie ein Mann seine Familie nur lieben konnte, das war seine feste Überzeugung. Verschwiegenheit gehörte zu seinem Job, doch niemals hatte er es zugelassen, dass sie einen Keil zwischen ihn und seine Familie trieb. Niemals war er Kompromisse eingegangen, die das Vertrauen zwischen Mann und Frau oder Vater und Tochter in irgendeiner Weise zerstört hätten. Wie seine Frau reagiert hätte, hätte sie die Wahrheit gewusst, dessen war er sich nie sicher gewesen; er wusste jedoch, dass Susan ihn niemals verstanden hätte. Sie hatte schon immer ein instinktives Misstrauen Autoritäten gegenüber empfunden, auch wenn er sich nicht erklären konnte, warum. Sie war keine Anarchistin oder geborene Rebellin, sie war einfach nur der festen Überzeugung, dass Macht korrumpt und man ihr daher stets mit Misstrauen und Vorsicht begegnen sollte. Amery hatte Susans Ansichten immer respektiert und nur selten mit ihr darüber diskutiert. Er selbst war grundsätzlich liberal eingestellt, doch er war auch ein Realist, der wusste, dass die Freiheit des Schutzes bedurfte – und dass man dazu oft schwierige, manchmal sogar abstoßende Dinge tun musste. Im Großen und Ganzen jedoch hielt Amery Hyde den Betrug an seiner Tochter – der weniger in direkten Lügen als im Verschweigen von Wahrheiten bestand – für gerechtfertigt. Seine

Pflicht als Vater bestand darin, die Rolle zu spielen, in der sie ihn am nötigsten brauchte; und das tat er mit ganzem Herzen.

»West hat noch etwas anderes gesagt.« Susans Stimme zitterte leicht bei diesen Worten. »Etwas, wofür ich ihn hasse. Ihn hasse, weil es wahr ist. Er hatte Recht mit seiner Behauptung, ein Teil von mir wäre trotz all meiner Bedenken von diesem Projekt fasziniert – nämlich die Wissenschaftlerin in mir.«

»Nun, du *bist* eine Wissenschaftlerin, warum sollte das also nicht zutreffen?«

»Aber Denken und Handeln sind zweierlei. Niemand, der bei klarem Verstand ist, würde Leute für das verurteilen, was sie denken. Es kommt auf das an, was man tut. Und ich arbeite mit den Leuten zusammen, die meinen Mann ermordet haben.«

»Du rettest das Leben deines Sohnes.«

»Und deines. Und ich würde es jederzeit wieder tun, um einen von euch beiden zu retten. Was ich sagen will...«

Sie hielt erneut inne und versuchte Worte für etwas zu finden, das sie selbst nur teilweise verstand.

»...Was ich sagen will, ist Folgendes: Ich tue es nicht allein, um euch zu schützen. Nicht mehr. Ich bin inzwischen zu sehr in diese Forschungsarbeit involviert. Intellektuell, meine ich. Es hat mich... gepackt.«

Sie blickte zu ihm auf, suchte in seinen Augen nach Verständnis. »Ist das falsch? Hat Mengele sich so gefühlt, als er an all den armen Kindern im Konzentrationslager Experimente durchführte?«

Amerys Antwort darauf war unerwartet scharf. Beinahe überraschte ihn seine eigene Wut. »Schluss damit! Das ist ein vollkommen unpassender Vergleich, und du weißt das!«

»Aber du verstehst, was ich meine, nicht wahr, Daddy?« Er drückte ihre Hände noch ein wenig fester. »Du tust, was du tun

musst. Im Augenblick darfst du einfach nicht weiter denken. Später, wenn wir das hier hinter uns haben, können wir uns über alles Übrige unterhalten.«

Und das würden sie mit Sicherheit tun, in aller Ausführlichkeit. Wenn er sie recht verstanden hatte, entwickelte sie langsam eine Sicht der Dinge, die ihm das Leben bedeutend leichter machen würde. Er würde ihr niemals die ganze Wahrheit sagen können: dafür gab es zu viele Jahre voller Lügen und zu viele Geheimnisse, die niemals aufgedeckt werden durften. Niemals würde er ihr sagen können, dass er, obwohl er den Tod ihres Mannes nicht persönlich angeordnet hatte, Mitglied der geheimen Führungsebene war, die dafür die Verantwortung trug. Oder dass der Plan, ihren Sohn zu entführen, um sie dazu zu zwingen, mit den Mördern ihres Mannes zusammenzuarbeiten, von ihm stammte. Ebenso wie die Idee, sie dadurch zu maßregeln, dass man sie glauben ließ, er, Amery, wäre wegen ihres leichtfertigen Ungehorsams umgebracht worden. Er würde es ihr nie sagen können, weil sie ihm nie würde vergeben können, selbst wenn sie die einzige Alternative gekannt hätte: Um Schaden von der Organisation abzuwenden, hatten die, die noch mächtiger und kompromissloser waren als er, vorgeschlagen, Susan zu töten. Er hatte ihr das Leben gerettet, aber es war ein grausamer Gnadenakt gewesen, für den er keinen Dank erwartete. Alles, was er sich erhoffte, war, dass man sie verschonen und ihr und Christopher erlauben würde, wieder ein Leben zu führen, das sich nicht allzu sehr von ihrem früheren Leben unterschied. Und das würde nur möglich sein, wenn sie durch irgendein Zeichen zu erkennen gab, dass sie ihr kategorisches Schwarz-Weiß-Bild aufzugeben bereit war.

Wenn Amery ihre Worte richtig interpretierte, waren die ersten Anzeichen einer solchen Bereitschaft endlich zu erkennen. Und

zum ersten Mal seit Wochen bestimmte nicht mehr blanke Furcht seinen Blick in die Zukunft.

»Glauben Sie, sie wusste, dass der Raum abgehört wurde?«

»Die Vermutung liegt auf der Hand – ich an ihrer Stelle hätte es jedenfalls angenommen.«

»Gut, nehmen wir an, sie wusste es. Wie viel von dem, was sie sagte, können wir glauben?«

Aller Augen richteten sich auf Amery Hyde. Er konnte sich nicht vorstellen, warum sie annahmen, dass er mehr als sie wusste, aber er konnte verstehen, warum sie ihn fragten. Er war Susans Vater; von ihm erwartete man, dass er beurteilen konnte, was sie dachte, dass er sofort erkannte, wann sie die Wahrheit sagte und wann nicht. Amery räusperte sich – und verfluchte sich augenblicklich für diesen Fehler: Es war ein Zeichen dafür, dass er zweifelte, ein Eingeständnis, dass er sich alles andere als sicher war. »Ich glaube«, begann er, »dass sie die Wahrheit gesagt hat. Immerhin: Warum sollte sie lügen? Sie will zu ihrem normalen Leben zurückkehren – und zu ihrem Sohn. Und sie wird auf jeden Handel eingehen, der dazu erforderlich ist.«

Dabei ließ er es bewenden. Diesen Leuten sagte man besser zu wenig als zu viel. Nur selten kam es vor, dass Amery Hyde sich eingeschüchtert fühlte, doch diesem Gremium gegenüber war es geradezu unvermeidlich. Es bestand aus fünf Mitgliedern im Alter zwischen dreißig und knapp über siebzig. Auch im Aussehen unterschieden sie sich stark: Einer von ihnen sah wie ein Anwalt aus, ein anderer wie ein Professor im zerknitterten Tweed-Anzug, mit wirrem, rotem Haar; der dritte – der, der über siebzig war – legte das vornehme Auftreten eines Diplomaten an den Tag und fungierte inoffiziell als Vorsitzender der Gruppe. Der vierte Mann war Mitte bis Ende vierzig und kam Amery wie ein Beamter vor,

der die Diskussion zwar nicht leitete, jedoch dafür verantwortlich zu sein schien, dass man zu einem Konsens kam.

Das fünfte Mitglied, die einzige Frau, war Amery Hyde ein Rätsel. Ihren unvoreingenommenen, präzisen Fragen nach hätte sie Wissenschaftlerin sein können; doch mit ihrem breiten, rotwangigen Gesicht und dem seltsam zögerlichen Lächeln glich sie eher einer Pfadfinderin, wie man sie auf einer Bergtour inmitten einer Gruppe Gleichgesinnter antreffen mochte.

Amery kannte keines der Mitglieder persönlich und wusste nur, dass sie von niemandem gewählt wurden und niemandem gegenüber Rechenschaft schuldig waren. Das bedeutete, dass sie über uneingeschränkte Macht verfügten. Dies waren die Leute, die das Undenkbare dachten und dann entschieden, was zu tun war. Menschen wie sie existierten in jeder Gesellschaft, es hatte sie immer gegeben, und es würde sie immer geben, obwohl keine Gesellschaft es je offen zugeben würde.

»Und sie will es auch Ihnen zurückgeben.«

Die Frau hatte gesprochen. Amery sah sie verständnislos an, überrascht, als die Stille nach so langem Schweigen gebrochen wurde.

»Ihr Leben«, erklärte die Frau und schenkte ihm ihr seltsames, beinahe orientalisch-unergründliches Lächeln. »Es geht Dr. Flemyng auch um Ihr Leben.«

»Ja, natürlich. Aus ihrer Perspektive gehört auch mein Leben zu Ihrem alten Leben.«

Die Frau wandte sich an den Mann links von ihr, dann an den vornehmen Diplomaten zu ihrer Rechten. Was immer auch wortlos zwischen ihnen abgestimmt wurde, es schien alle drei zufrieden zu stellen. Die beiden Übrigen signalisierten ihre Zustimmung durch ihr Schweigen.

»Nun gut«, sagte der Diplomat, »lassen Sie uns für den

Augenblick auf dieser Grundlage weitermachen. Wir gehen davon aus, Mr. Hyde, dass Sie uns umgehend darüber informieren, sobald die Lage sich irgendwie verändert. Ich bin sicher, Sie stimmen uns zu, dass das zurzeit der vernünftigste Kurs ist.«

Es waren höfliche, beinahe beruhigende Worte. Nichts an der Art, wie sie ausgesprochen wurden, deutete auf eine Drohung hin. Doch Amery wusste, dass Menschen, die wahre Macht besaßen, niemals Drohungen ausstießen.

Sie hatten es nicht nötig.

## 46

Außer Charlie und Dr. Flemyngh befanden sich zwei Wachmänner im Labor. Sie saßen in verschiedenen Ecken, und jeder von ihnen hielt eines der kleinen schwarzen Geräte in Händen, das Charlie auf den leichtesten Knopfdruck hin augenblicklich außer Gefecht setzen würde. Charlie wusste, dass auch Dr. Flemyngh einen solchen Zapper besaß, doch sie war zu sehr mit den Geräten vor sich beschäftigt, um es im Notfall schnell genug einsetzen zu können. Also saßen die Wachen da wie zwei Teenager vor einem Computerspiel in einer Spielhalle, die Augen fest auf die Szene vor sich gerichtet, bereit, den Knopf zu drücken, wenn ihr Einsatz kam.

»Schauen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an, Charlie«, sagte Dr. Flemyngh.

Charlie blinzelte. Er war sich nicht bewusst gewesen, sie in irgendeiner besonderen Art und Weise angestarrt zu haben. Er ließ einfach alles über sich ergehen, tat, was sie ihm sagte, weil er keine andere Wahl hatte, drehte sich mal in diese Richtung, mal in

die andere, hielt den Atem an, als eine glänzende Metallröhre – eine Art Scanner, wie er annahm – über ihn glitt und ihm ein helmähnliches Gerät auf den Kopf gesetzt wurde, das ein elektrisches Brummen aussandte und seinen Schädel prickeln ließ.

»Okay, Charlie«, sagte Susan nach etwa fünf Minuten, »das war nur ein Test; gleich wird es ernst werden. Ich habe das noch nie zuvor gemacht – eigentlich hat es bisher noch niemand gemacht, und ich habe keine Ahnung, ob es funktionieren wird oder nicht.«

»Sollten Sie sich vorher nicht ein Ersatz-Versuchskaninchen beschaffen, für den Fall, dass Sie diesem hier aus Versehen den Garaus machen?«

Der wütende Blick, den sie ihm angesichts des kalten Zynismus in seiner Stimme zuwarf, befriedigte ihn.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Charlie. Ich werde Sie nicht töten – dafür sind Sie zu wertvoll. Und nun bleiben Sie einfach ruhig liegen, während ich diese Elektroden befestige. Es sind dieselben wie vorhin, Sie brauchen also keine Angst zu haben.«

»Hey, über das Stadium der Angst bin ich schon lange hinaus. Um ehrlich zu sein: Auch die Panik habe ich hinter mir gelassen. Nichts von dem, was Sie mir noch antun können, wird mir auch nur die geringste Sorge bereiten.«

Natürlich war das reine Prahlgerei. Charlie konnte in ihrem Gesicht ablesen, dass sie es wusste, aber sie sagte nichts dazu. Das machte sie ihm fast sympathisch. Seltsam, dachte er, jemanden fast gern zu haben, den er einmal geliebt hatte – oder den er einmal zu lieben geglaubt hatte.

Sie griff hinter Charlie und zog das fünffingrige Gerät hervor, das sie benutzt hatte, um ihn die außergewöhnliche virtuelle Erfahrung als Schimpanse durchleben zu lassen. Sie setzte es ihm auf den Kopf, veränderte einige Einstellungen und trat schließlich einen Schritt zurück.

»Ich werde Ihnen nicht erzählen, was passieren wird, Charlie, außer dass es anders als beim letzten Mal sein wird. Ich möchte, dass Sie ganz spontan reagieren und nicht durch irgendwelche Erwartungen beeinflusst werden. Es wird eine Weile dauern, und am Anfang werden Sie sich etwas seltsam fühlen. Okay, und los geht's! Ich drücke den Knopf... jetzt!«

Charlie sah noch, wie sie die Hand in Richtung Kontrollpult streckte, und dann umfing ihn tiefe Schwärze.

Als er die Augen wieder öffnete, wusste er nicht, wie lange er bewusstlos gewesen war. Er blickte sich um und stellte fest, dass er sich wieder in der Zelle befand, die ihm seit seinem Angriff auf Latimer West als Unterkunft diente. Er vermutete, dass es Nacht war, da die Lampen abgedimmt waren und ihm nur genügend Licht ließen, um den Weg zur Toilette zu finden. An der Wand glühte in greifbarer Nähe ein Schalter. Wenn er lesen, umherwandern oder die Fernbedienung für den Fernseher, den sie ihm gebracht hatten, suchen wollte, dann brauchte er diesen Schalter nur zu benutzen. Doch Charlie rührte sich nicht. Er blieb im Halbdunkel liegen und starnte zu der Kamera an der Decke empor, die, wie er wusste, jede seiner Bewegungen aufzeichnete.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Es hörte sich wie das Schloss seiner Zellentür an, gefolgt vom Klang gut geölter Stahlscharniere. Charlie setzte sich auf. Eine schattenhafte Gestalt näherte sich seiner Koje. Er erkannte Susan Flemyng. Als er seinen Mund öffnen wollte, um etwas zu sagen, legte sie warnend den Finger auf ihre Lippen.

»Ziehen Sie sich an, Charlie«, flüsterte sie. »Schnell, wir haben nicht viel Zeit.«

Charlie regte sich nicht. »Was geht hier vor?«, fragte er. »Was ist geschehen? Hat mich wieder jemand ausgeschaltet?«

»Niemand hat Sie ausgeschaltet, Charlie. Das Experiment hat nie stattgefunden. Hätten wir es durchgeführt, wäre Ihr Gehirn wahrscheinlich gebrillt worden, und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen. Aber ich musste für die beiden Gorillas in den Ecken so tun als ob. Und natürlich ist das ganze Labor verwanzt. Jedes Wort von mir ist aufgezeichnet worden.«

»Und jetzt? Wollen Sie damit sagen, dass es hier anders ist?«

Erneut sah er nach oben zu der Kamera an der Decke. Sie folgte seinem Blick und verstand seine Sorge.

»Keine Angst, Charlie, im Augenblick beobachtet uns niemand. Es wird zwar alles aufgezeichnet, aber bis sich jemand das Videoband ansieht, wird es bereits zu spät sein.«

»Zu spät wofür? Woher wissen Sie, dass uns niemand beobachtet? Was soll das Ganze?«

»Später, Charlie. Und für den Fall, dass Sie zu ungeduldig werden – vergessen Sie nicht, dass ich immer noch das hier habe.«

Charlie brauchte nicht hinzusehen, um zu wissen, was sie in der Hand hielt. Er hob die Hände in gespielter Kapitulation. »Ich werde Ihnen keinen Ärger machen. Sagen Sie mir nur, was Sie von mir wollen, und ich gehorche.«

»Ich möchte, dass Sie mit mir kommen und genau das tun, was ich Ihnen sage.«

»Zu Befehl.«

Sie drehte sich nicht um, als er nach seinen Kleidern griff, um sich anzuziehen. Also wandte er ihr den Rücken zu. Als er fertig war, bedeutete sie ihm mit einem Nicken, dass er ihr voran durch die Tür gehen sollte. Charlie betrat den engen Vorraum und anschließend den Raum, in dem drei Posten Tag und Nacht Wache hielten. Auch jetzt waren sie da – und schliefen alle drei: zwei von ihnen zusammengesunken auf ihren Stühlen, der dritte mit dem Gesicht nach unten auf dem Schreibtisch, wo er offensichtlich nach

dem Telefon hatte greifen wollen, bevor er das Bewusstsein verlor.

»Ich bin auf einen Kaffee vorbeigekommen«, erklärte Susan, »und habe angeboten, frischen zu kochen.«

Auf dem Boden lagen drei Pappbecher, die Reste ihres Inhalts waren von dem schlichten grauen Teppich aufgesaugt worden. Charlie warf Susan einen fragenden Blick zu, den sie mit der Andeutung eines Lächelns auf den Lippen erwiderete. »Leider hatte ich keine Zeit, auch einen Schluck zu trinken.«

Sie öffnete die Tür am anderen Ende des Raums. »Gehen Sie vor«, sagte sie und deutete in den Korridor hinein. »Ich folge Ihnen.«

Nach ein paar Metern befahl sie ihm, stehen zu bleiben und eine Tür zu seiner Rechten zu öffnen. Charlie tat, wie ihm geheißen. Eine Betontreppe führte nach unten in die Dunkelheit. »Links von Ihnen befindet sich ein Lichtschalter«, erklärte Susan. »Drücken Sie ihn!«

Licht durchflutete den Treppenschacht. Charlie begann den Abstieg, Susan folgte ihm. Sie erreichten ein Kellergeschoss mit Heizungsrohren, die unter der niedrigen Decke entlangliefen, und dicken Kabelsträngen mit Elektroleitungen an den Wänden. Susan hatte das Gelände offensichtlich sorgfältig sondiert und gab immer wieder knappe Anweisungen, nach links oder rechts abzubiegen. Auf diese Weise wanden sie sich durch das unterirdische Labyrinth von Gängen, bis Susan Charlie schließlich befahl, stehen zu bleiben.

»Stopp! Die Tür vor Ihnen führt zu einer weiteren Treppe, die uns ins Freie bringen wird. Dort werden wir wahrscheinlich ein oder zwei Wachen begegnen, bevor wir dahin gelangen, wo ich hin will. Keine dieser Wachen hat einen Zapper, weil diese nur an Leute ausgegeben werden, die in näheren Kontakt mit Ihnen kommen. Aber sie sind alle bewaffnet, und sie werden Sie

erschießen, wenn es sein muss. Seien Sie vorsichtig, tun Sie, was Sie tun müssen, aber töten Sie niemanden. Es sind nur einfache Menschen, die den Job tun, für den sie bezahlt werden, und keiner von ihnen weiß genau, was hier vor sich geht. Haben Sie mich verstanden?«

Charlie drehte sich zu ihr um, um sie anzusehen, und nickte bedächtig. »Ich verstehe«, sagte er, »aber bevor wir weitergehen, werden Sie mir eine Frage beantworten müssen, oder ich bewege mich keinen Zentimeter weiter.«

Susans Gesicht verzog sich vor Ärger, aber nach kurzem Zögern sagte sie: »Okay, was wollen Sie wissen?«

»Ich will wissen, warum Sie das tun. Was wird hier gespielt?«

»Es ist kein Spiel, Charlie. Ich wollte nie an diesem Projekt mitarbeiten. Man hat mich dazu gezwungen, und das gefällt mir nicht.«

»Und deshalb helfen Sie mir zu entkommen?«

»Genau deshalb. Aber ich habe eine Bedingung.«

»Welche?«

»Ich brauche Ihre Hilfe.«

Charlie runzelte die Stirn. »Ich soll Ihnen helfen? Wie?«

»Mein Sohn und mein Vater werden als Geiseln gefangen gehalten, damit man sich meiner Verschwiegenheit sicher sein kann. Ich möchte, dass Sie die beiden befreien.«

»Wo sind sie?«

»Bis heute wurde mein Sohn auf einer Ranch festgehalten, viel zu weit von hier entfernt, um etwas unternehmen zu können. Mein Vater hat etwas mehr Bewegungsfreiheit, aber sie würden ihn töten, wenn sie es für nötig hielten.«

»Sie sagten bis heute – Ihr Sohn.«

»Ich habe ihnen einen Handel vorgeschlagen. Ich habe sie davon überzeugt, dass ich freiwillig mit ihnen zusammenarbeiten würde,

wenn sie uns alle drei zu einem halbwegs normalen Leben zurückkehren ließen. Sie haben mir so weit geglaubt, dass sie meinen Vater zurück zur Ranch geschickt haben, damit er meinen Sohn zu einem Besuch hierher bringen kann. Sie sind in einem Hotel, das nur fünfzehn Minuten von hier entfernt liegt. Ich habe heute Nachmittag eine Stunde mit den beiden verbracht. Sie werden nicht sehr streng bewacht. Sie können sie da rausholen, Charlie. Es ist ihre einzige Chance.« Susan verstummte und suchte in seinem Gesicht nach einer Antwort. »Das ist alles. Werden Sie mir helfen?«

Er sah sie eine Weile regungslos an, dann erwiderete er: »Nun, ich habe wohl keine große Wahl, jedenfalls nicht, wenn ich hier rauswill. Okay, lassen Sie uns gehen!«

Susan reagierte nicht sofort. Irgendetwas in ihren Augen verriet Charlie, dass sie mit seiner Antwort nicht ganz zufrieden war und überlegte, ob sie nachhaken sollte, doch am Ende ließ sie es dabei bewenden. »Okay«, sagte sie. »Gehen Sie voran. Da lang!«

Sie traten durch die Tür, stiegen die Treppe hoch und erreichten schließlich eine Doppeltür. »Vorsicht!«, warnte Susan. »Wir könnten genau einer Patrouille in die Arme laufen.«

Charlie blickte über die Schulter und wies auf einen Schalter an der Wand hinter Susan. »Machen Sie das Licht aus«, befahl er. Sie gehorchte, und Charlie drückte eine der Türhälften auf. Susan zuckte zusammen bei dem Geräusch, das ertönte, doch Charlie schlüpfte schnell durch die Tür und bedeutete ihr, ihm zu folgen.

Sie fanden sich auf einem betonierten Pfad wieder, der an einer L-förmigen, kahlen Backsteinmauer entlangführte. Auf der anderen Seite des Pfades verließ eine brusthohe Staudenhecke. Die Nacht war stockfinster, der Himmel wolkenverhangen, und obwohl das gesamte Gelände gut ausgeleuchtet war, fiel auf die Stelle, an der sie standen, kein Licht.

»Hier entlang«, flüsterte Susan und deutete nach rechts. »Und denken Sie daran: Die Patrouillen sind sowohl zu Fuß als auch im Wagen unterwegs.«

»Bleiben Sie ganz locker«, erwiderete Charlie. »Ich bin für solche Einsätze ausgebildet worden.«

»Ich weiß, wofür Sie ausgebildet wurden, Charlie. Deshalb habe ich Sie gebeten, mit den Männern schonend umzugehen.«

»Bleiben Sie nur dicht bei mir.«

»Keine Sorge, das werde ich.«

Das Licht wurde heller, je weiter sie sich der Mauerecke näherten. Charlie gab Susan ein Zeichen, sich hinter die Hecke zu ducken. So verharrten sie eine Weile, während Charlie auf Geräusche lauschte; dann spähte er vorsichtig nach rechts und links, um sich einen möglichst guten Überblick über ihre Umgebung zu verschaffen.

Irgendwo in der Nähe schlug eine Tür zu. Susan stöhnte auf. Charlie hielt erneut die Hand hoch, um ihr zu bedeuten, still zu sein. Sie beobachteten, wie einige Meter entfernt eine Wache auftauchte, sich gegen die Mauer lehnte und eine Zigarette anzündete. Der Mann rauchte genüsslich ein paar Züge und schlenderte dann davon.

»Wie geht es von hier aus weiter?«, flüsterte Charlie.

Susan wies zu einem Gebäude, das etwa fünfzig Meter entfernt auf der anderen Seite einer offenen Rasenfläche lag. »Sehen Sie die Glastür? Dort müssen wir rein und dann hinunter zur Parkgarage, wo ein Wagen für uns bereitsteht.«

Charlie ließ den Blick über die Rasenfläche schweifen, die unter anderem von einem Gebäude eingesehen werden konnte, dessen eine Wand fast vollständig aus getöntem Glas bestand. In vielen der Räume und Büros brannte noch Licht, obwohl Charlie keine Bewegung hinter den Fenstern erkennen konnte.

»Kommen Sie«, sagte er und fasste Susan unter dem Ellbogen. »Schauen Sie nicht nach oben, tun Sie so, als würden wir uns unterhalten. Lassen Sie sich nicht anmerken, dass Sie Angst haben, gesehen zu werden.«

Sie marschierten zügig über den Rasen und taten dabei so, als unterhielten sie sich angeregt. Niemand sprach sie an oder hielt sie auf. Schließlich erreichten sie die Glastür, Charlie drückte sie auf, und Susan führte ihn am Fahrstuhl vorbei zu den Treppen. Sie stiegen eine Etage tiefer bis zu einer feuergesicherten Tür. Charlie stieß auch diese auf, und kurz darauf standen sie in der Tiefgarage.

»Hier rüber«, sagte Susan, wobei sie unwillkürlich flüsterte.

Charlie folgte ihr. Das Auto, zu dem sie ihn führte, war ein dunkelblauer Honda.

»Ich habe keine Schlüssel. Sie müssen den Wagen also aufbrechen und irgendwie starten – ich bin sicher, Sie haben so etwas während Ihrer Ausbildung gelernt.«

Charlie fasste nach dem Griff der Fahrertür und versuchte sein Glück. Der Wagen war nicht abgeschlossen. »Lektion eins«, sagte er und schenkte ihr ein trockenes Lächeln, »übersehen Sie niemals das Naheliegende.«

»Nicht schlecht. Jetzt sagen Sie mir nur noch, dass der Schlüssel im Zündschloss steckt.«

Charlie sah nach. Diesmal hatten sie Pech. »Am leichtesten geht es, wenn ich die Motorhaube öffne«, meinte er, suchte nach dem entsprechenden Hebel und fand ihn. Dann ging er zur Vorderseite des Wagens und beugte sich über den Motor.

Ein Geräusch hinter ihnen ließ Susan hörbar einatmen. Sie drehte sich um. Eine Tür hatte sich geöffnet und war wieder zugefallen, eine wie die, durch die sie selbst gerade getreten waren. Es war niemand zu sehen, doch auf dem Betonboden hallten Schritte.

Charlie rührte sich nicht und ließ den Kopf unten, spähte jedoch vorsichtig durch den Spalt zwischen der geöffneten Motorhaube und der Karosserie des Wagens. Ein Wachposten kam in Sicht, der mit den Autoschlüsseln in seiner Hand klimperte und leise vor sich hin pfiff, in Vorfreude auf den Feierabend. Dann entdeckte er Susan und Charlie und blieb stehen. »Haben Sie ein Problem da drüber? Brauchen Sie Hilfe?«

»Nein... nein danke«, antwortete Susan. »Es geht schon, vielen Dank.«

Charlie konnte hören, wie sie sich darum bemühte, ruhig zu sprechen. Es gelang ihr nicht besonders gut. Er sah, wie der Wachmann die Stirn runzelte. Nun war sein Misstrauen geweckt. »Warten Sie mal... Sind Sie nicht Dr. Flemyng?«

»Wir haben hier wirklich alles im Griff«, sagte Susan und klang dabei noch nervöser. »Wir haben uns schon um alles gekümmert. Danke.«

Der Wachmann schritt bereits auf sie zu. Er hatte die Schlüssel wieder in die Tasche gesteckt, sodass seine Hände frei waren. Charlie bemerkte, dass seine Rechte dabei gefährlich nahe an der .38er lag, die er im Gürtel stecken hatte. Das Gesicht des Mannes kam ihm unbekannt vor, also konnte es niemand aus der Mannschaft sein, die ihn bewacht hatte – was bedeutete, dass er möglicherweise nicht mit einem Zapper ausgerüstet war. Diese Chance musste Charlie nutzen.

»Um ehrlich zu sein, wäre ich froh, wenn Sie hier mal einen Blick drauf werfen könnten«, sagte er unter der Motorhaube hervor. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Sache alleine hinkriege.«

Der Wachmann schlug einen kleinen Bogen, um zu sehen, wer sich unter der Motorhaube verbarg, bevor er zu nahe herantrat. Charlie wartete, bis er hörte, dass der andere stehen geblieben war, und drehte sich dann um.

Obwohl Charlie sich nicht erinnern konnte, den Mann jemals zuvor gesehen zu haben, erkannte dieser ihn offensichtlich sofort. Seine Augen weiteten sich, und seine Hand fuhr zu der Waffe an seinem Gürtel. Charlie hatte ihn erreicht, bevor die Waffe aus dem Halfter war. Er schlug ihn mit einem harten Faustschlag in den Solar Plexus, gefolgt von einem Handkantenschlag in den Nacken, k.o. Er hatte sogar Zeit, den Wachmann aufzufangen, bevor dieser auf dem Boden aufschlug.

»Töten Sie ihn nicht!«, wiederholte Susan. »Töten Sie ihn nicht! Sie brauchen ihn nicht zu töten.«

»Ich habe ihn nicht getötet«, entgegnete Charlie. »In ein paar Minuten ist er wieder auf dem Damm.«

»Wir brauchen mehr als ein paar Minuten.«

Charlie packte den Wachmann unter den Armen und schleifte ihn über den Boden. Es war ein großer Mann, aber Charlie verfuhr mit ihm, als wäre er so leicht wie ein Kind. Sie fanden eine kleine Abstellkammer voller Eimer, Besen und anderer Reinigungsgeräte. Charlie fesselte den Bewusstlosen und knebelte ihn mit einem alten Handtuch. Susan befahl ihm, die Waffe des Mannes zu nehmen und sie ihr auszuhändigen, was Charlie auch tat. Sie steckte sie in ihre Manteltasche und warf ihm einen Blick zu, der die Frage, was sie damit zu tun gedachte, geradezu herausforderte. Charlie schwieg.

Es dauerte nur ein paar Sekunden, den Motor anzulassen. Susan erklärte Charlie, dass der Wagen einer der Assistentinnen von Latimer West gehörte, die oft noch sehr spät arbeitete. Sie vermutete, dass die junge Frau und West eine Affäre hatten.

Charlie kletterte in den Kofferraum, während Susan ihr Haar zurückband und eine Brille aufsetzte. Wenn die Wachen am Tor nicht allzu genau hinsahen, erklärte sie, würde man sie für Wests Geliebte halten und sie passieren lassen.

Charlie hielt in der Dunkelheit den Atem an, als Susan losfuhr. Er spürte, wie der Wagen am Tor langsamer wurde, und hörte Stimmen, dann beschleunigte der Wagen wieder, und schließlich waren sie draußen. Zehn Minuten später hielt Susan an. Sie stieg aus, öffnete den Kofferraum und ließ Charlie heraus.

Sie befanden sich auf dem Parkplatz eines »Holiday Inn« oder eines ähnlichen Hotels, der vom glasigen Licht der Straßenlampen beleuchtet wurde. Es war niemand zu sehen, nur Reihen um Reihen geparkter Autos, und außer den Verkehrsgeräuschen der naheliegenden Straße war nichts zu hören. Charlie streckte sich und ließ seine Schultern kreisen. Susan trat einen weiteren Schritt zurück und hielt sicheren Abstand von ihm. Sie ließ die Hände in den Manteltaschen stecken, und Charlie zweifelte nicht daran, dass sie in der einen den Zapper und in der anderen die Pistole hielt. Er sah sie an, wartete darauf, dass sie ihm sagte, was er als Nächstes tun sollte.

»Sie haben mir keine richtige Antwort auf meinen Vorschlag gegeben«, sagte sie, »also frage ich noch einmal: Gilt unser Handel? Werden Sie mir helfen?«

Er zuckte leicht, beinahe gleichgültig mit den Schultern. »Ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass ich wohl keine andere Wahl habe, oder?«

»Die Entscheidung steht Ihnen sehr wohl frei, Charlie. Wenn Sie mir nicht freiwillig helfen wollen, kann ich Sie nicht gebrauchen. Wie entscheiden Sie sich?«

Beinahe musste er laut lachen. Was war das für ein verdamter Blödsinn! Wen glaubte sie, vor sich zu haben? »Und wenn ich ablehne, was dann? ›Schalten‹ Sie mich dann einfach aus und bringen mich zurück?«

Sie schüttelte den Kopf. »Was würde mir das nutzen? Ich kann jetzt wohl kaum noch dorthin zurück, oder?«

Er zuckte erneut mit den Schultern. »Okay, also werden Sie mich nicht zurückbringen. Sie können mich lahm legen und mir eine Kugel durch den Kopf jagen – wie auch immer, wir verhandeln hier wohl nicht als gleichberechtigte Partner.«

»Genau das tun wir. Ich sage es noch einmal – entweder Sie helfen mir freiwillig, oder Sie lassen es und gehen, wohin Sie wollen. Gehen Sie einfach. Ich werde Sie nicht aufhalten. Sie haben mich bis hierher gebracht, und wenn damit für Sie Schluss ist – gut. Ich werde dann alleine weitermachen. Immerhin habe ich jetzt eine Waffe.«

Charlie kniff misstrauisch die Augen zusammen. »Sind Sie so verrückt, wie Sie sich anhören? Wollen Sie damit sagen, dass Sie mich einfach ziehen lassen, wenn ich es will?«

»Genau das will ich damit sagen.«

Er starre sie einen weiteren Augenblick an. Ihm war klar, dass er die Probe aufs Exempel machen musste.

»Okay«, sagte er daher, so beiläufig er konnte, »dann werde ich gehen.« Er drehte sich um und überquerte langsam den Parkplatz in Richtung Straße.

Seine Schritte hallten deutlich vernehmbar vom Asphalt wider, unerwartet klar vor der Geräuschkulisse der nächtlichen Stadt. Charlie rechnete jeden Augenblick damit, dass sich alles in nichts auflösen oder ein Schuss ertönen und er plötzlich einen beißenden Schmerz im Rücken verspüren würde. Trotzdem ging er weiter – und noch immer geschah nichts. Als er die Straße erreichte, hielt er an und blickte zurück. Er konnte Susan in der Ferne sehen, eine einsame Gestalt im diesigen Kunstlicht. Sie stand noch immer da, wo er sie verlassen hatte. Sie schien ihn zu beobachten, aber er konnte ihren Gesichtsausdruck nicht erkennen. So standen sie für eine Weile beide da, und jeder wartete darauf, dass der andere den ersten Schritt tat. Schließlich drehte Susan sich um und

marschierte in Richtung Hotel davon.

Charlie wusste, was sie vorhatte. Die Entschlossenheit ihrer Schritte verriet ihm, dass sie keine leere Behauptung aufgestellt hatte, als sie sagte, sie würde die Sache alleine in die Hand nehmen. Doch das war Wahnsinn! Er musste sie aufhalten. Sie würde vielleicht sterben, und er wäre dafür verantwortlich.

Oder doch nicht? Nein, er war für nichts verantwortlich. Es war ihre Entscheidung, nicht seine. Er hatte sie zu nichts gezwungen. Wie konnte er sich überhaupt sicher sein, dass sie ihn, was ihren Sohn und ihren Vater betraf, nicht belogen hatte? Es wäre das erste Mal gewesen, dass sie ihm gegenüber die Wahrheit gesagt hätte.

Welches Spiel trieb sie also diesmal? Und was ging es ihn überhaupt an? Sollte er nicht einfach den Weg in die Freiheit nutzen, solange sich ihm die Möglichkeit dazu noch bot?

Freiheit bedeutete, dass er tun konnte, was er wollte, nicht, was er musste oder sollte. Doch was wollte er? Kaum hatte er sich diese Frage gestellt, wusste er, dass er ihr hinterhergehen musste. Er wollte sein Versprechen halten, ihr zu helfen. Das Einzige, was ihn noch zurückhielt, war die Frage, warum er das eigentlich wollte. Das Gefühl war mit Sicherheit eine Folge der Programmierung, die man an ihm vorgenommen hatte. Warum konnte er nicht akzeptieren, dass nichts von dem, was er für Susan empfunden hatte – oder was er glaubte, das sie für ihn empfunden hatte –, je real gewesen war?

Allerdings war das, was er jetzt fühlte, mit Sicherheit real. Ein Gefühl, eine Regung, ob Liebe, Hass oder Furcht, war per Definition real, oder nicht? Die Methoden, mit denen diese Gefühle hervorgerufen wurden, konnten hinterfragt werden und sich als zweifelhaft herausstellen, nicht jedoch das Gefühl selbst. Sollte er also aufgrund dessen handeln, was er fühlte, oder aufgrund dessen, was er als fragwürdigen Ursprung dieses

Gefühls vermutete?

Charlie sollte nie einen Weg aus diesem Dilemma finden. Er rannte einfach los. Als Susan seine Schritte hinter sich hörte, blieb sie stehen und drehte sich um. Diesmal bemühte sie sich nicht, sicheren Abstand zu ihm zu halten. Sie sah einfach zu ihm auf, mit offener, erwartungsvoller Miene, und wartete darauf, dass er etwas sagte.

»Ich musste sichergehen«, erklärte Charlie. »Es hatte keinen Zweck, bevor ich nicht wusste, dass Sie es wirklich ernst meinen.« Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, aber Charlie glaubte zu bemerken, wie ihre Muskeln sich entspannten. Eine Art Erleichterung? Vielleicht bildete er es sich aber auch nur ein. Susan nickte bloß ganz leicht und sagte einfach: »Danke, Charlie.«

Charlie blickte an der anonymen Fassade des Hotels mit den symmetrisch angeordneten Balkons vor jedem Zimmer empor. »Ihr Sohn und Ihr Vater – in welchem Stock sind sie?«

»Im siebten.«

»Wie viele Leute sind bei ihnen?«

»Ich weiß nicht.«

»Es wird eine kleine Armee sein, wenn sie festgestellt haben, dass wir entwischt sind.«

Susan blickte auf die Uhr. »Wir sind erst zwanzig Minuten weg. Möglich, dass sie es noch gar nicht bemerkt haben.«

»Nun, das wird sich bald ändern. Wir müssen uns beeilen.« Er sah ihr fest in die Augen. »Ich bin auf Ihrer Seite. Aber ich habe eine Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Ich würde mich sehr viel wohler fühlen, wenn dieser Zapper sich in meiner Tasche statt in Ihrer befände.«

Sie zögerte nur kurz, dann griff sie in ihren Mantel. »Hier. Viel Vergnügen damit.« Sie hielt ihm das Gerät hin. »Obwohl es Ihnen

nicht viel nützen wird.«

»Es geht mir eher darum, dass es mir nicht schaden wird.« Charlie nahm ihr den Zapper vorsichtig aus der ausgestreckten Hand.

»Es wird Ihnen auch nicht schaden. Probieren Sie es aus.«

Er sah sie verwirrt an. Sein Blick glitt von dem winzigen Gerät in seiner Hand zu ihrem Gesicht und dann wieder zurück. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Nur zu – drücken Sie darauf!«

Charlie starrte sie ungläubig an. Sie schenkte ihm ein leichtes, ermutigendes Lächeln. »Vertrauen Sie mir. Nichts wird geschehen. Ich würde doch jetzt nicht riskieren, dass Sie sich selbst außer Gefecht setzen, oder?«

Behutsam nahm Charlie das schmale, viereckige Gerät zwischen Daumen und Zeigefinger – und drückte zu. Kein schwarzer Vorhang fiel. Es war genauso, wie Susan gesagt hatte: Nichts geschah.

Dann spürte er plötzlich, dass doch etwas geschah, etwas ganz anderes als das, was er erwartet hatte. Als er Susan ansah, musste er den Blick heben, immer weiter. Denn sie schwebte direkt vor ihm in der Luft – zwei Meter zuerst, dann drei über dem schwarzen Teer des Parkplatzes.

Sprachlos öffnete Charlie den Mund. Er konnte nicht glauben, was er sah. Irgendwo im Hintergrund gingen zwei Leute zu ihrem Wagen und stiegen ein, ohne auch nur einen Blick auf das unglaubliche Phänomen zu werfen, das sich vor ihren Augen abspielte. Ihre Gleichgültigkeit, das Geräusch des startenden Motors, das Licht der Scheinwerfer, das über die ganze Szenerie glitt, all das trug nur noch zu Charlies betäubendem Gefühl der Unwirklichkeit bei.

Und da erkannte er plötzlich, was hier vor sich ging – natürlich!

Ein tiefes Stöhnen der Resignation entrang sich seiner Kehle. Er schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, hatte sich die Szenerie nicht verändert; die Rücklichter des Wagens verschwanden eben in der Ferne, und Susan schwebte noch immer vor ihm in der Luft und blickte auf ihn herab.

»Es tut mir so leid, Charlie«, sagte sie, und in ihrer Stimme schwang echtes Bedauern mit, »aber ich musste ganz sichergehen. Und das ist unsere einzige Form der Kommunikation, die sie nicht überwachen können. Wenn du aufwachst, sag einfach, dass du dich an nichts erinnerst. Ich werde dir helfen zu fliehen, und du wirst mir helfen, meinen Vater und meinen Sohn zu befreien, wenn auch auf ganz andere Weise als in diesem Programm. Aber wir werden es tun. Und dann werden wir die Hurensöhne, die hinter all dem stecken, für das büßen lassen, was sie uns angetan haben!«

Charlie war nicht sicher, ob er die Augen geöffnet hatte oder ob sie die ganze Zeit über offen gewesen waren. Wie auch immer, er fand sich plötzlich im Labor wieder, und Susan war gerade damit beschäftigt, das fünffingrige Gerät von seinem Kopf zu entfernen. Ein ähnliches Gerät saß auf ihrem Kopf. So funktionierte es also, dachte Charlie: eine direkte Verbindung.

Die beiden Wachen saßen wie zuvor in ihren jeweiligen Ecken. Charlie warf einen Blick auf die Uhr an der Wand zu seiner Rechten. Es war weniger als eine halbe Stunde vergangen. Interessant, dachte er: Die ganze Illusion war in Realzeit abgelaufen – vorausgesetzt, die Uhr ging richtig und war nicht nur ein weiterer Teil eines Täuschungsmanövers.

»Okay, Charlie«, sagte Susan aufgeräumt, »erinnern Sie sich an mich?«

Er runzelte die Stirn. »Natürlich erinnere ich mich an Sie.«

Susan stieß die Luft hörbar durch die Nase aus, als wäre das

nicht ganz die Antwort, die sie erwartet hatte. »Hm. Erinnern Sie sich an das, was gerade geschehen ist?«

Ihre Blicke trafen sich kurz. Charlie machte das Spiel mit und sah weiterhin verwirrt drein. »Was meinen Sie mit ›was gerade geschehen ist‹? Nichts ist geschehen. Sie haben mir bloß dieses Ding auf den Kopf gesetzt, und jetzt haben Sie es wieder abgenommen.«

Susan antwortete nicht und sah ihn verärgert an. Charlie vermutete, dass es nur gespielt war.

»Okay, Sie können ihn zurückbringen«, sagte sie, an die beiden Wachen gewandt. »Sieht so aus, als läge noch eine Menge Arbeit vor mir.«

47

Susan belog ihren Vater nicht gerne, aber sie hatte keine andere Wahl. Genau genommen war es weniger eine direkte Lüge als vielmehr ein sparsamer Umgang mit der Wahrheit. Sie wusste, dass jedes Wort, das sie innerhalb des Gebäudes sprachen, aufgezeichnet und abgehört wurde; selbst draußen im Freien konnte sie nicht sicher sein, dass ihnen niemand mit einem Richtmikrofon folgte. Also erzählte sie ihm erneut, wie sie es schon mehrfach getan hatte, dass sie ihre Einstellung geändert habe.

Sie sei nun bereit, Kompromisse einzugehen und sogar freiwillig am Projekt mitzuarbeiten. Am Anfang war sie ein wenig bestürzt über die Art gewesen, in der er ihr zugestimmt und sie in ihrem Sinneswandel ermutigt hatte, doch dann war ihr klar geworden, dass er nur an ihr und Christophers Wohl dachte. Alles, was dazu

beitrug, dass sie am Leben blieben und dieses Leben in einigermaßen normalen Bahnen führen konnten, wurde von ihm gutgeheißen: Amery Hyde war sowohl ein Pragmatiker als auch ein Mann mit Prinzipien, und sie liebte ihn dafür.

Immerhin, wenn sie ihren Vater hinters Licht führen konnte, dann gelang ihr das wahrscheinlich auch bei Latimer West und all den anderen, wer immer und wo immer sie auch sein mochten. Ihr einziges Ziel war es, das Misstrauen, das man ihr entgegenbrachte, zu zerstreuen, die anderen davon zu überzeugen, dass sie nicht länger aktiv gegen sie arbeitete. Trotz all der vagen Versprechungen war noch immer keine Entscheidung gefällt worden, wann sie und Christopher tatsächlich nach Hause zurückkehren konnten, und in Susan erhärtete sich der Verdacht, dass das auch nie geschehen würde. Wenn sie sich in Wests Lage versetzte und in die der Leute, die hinter ihm standen, war ihr klar, dass sie das Risiko nicht eingehen konnten, sie bei all dem, was sie wusste, freizulassen. Sehr viel wahrscheinlicher war Susans Ansicht nach, dass die Foundation sie bis zum Letzten ausbeuten und dann umbringen würde. Und natürlich würde sie auch ihren Vater töten müssen. Und Christopher? Aber Susan konnte sich selbst bei diesen Leuten nur schwer vorstellen, dass sie dazu fähig waren, ein unschuldiges Kind kaltblütig zu ermorden. Es war die Morddrohung, die ihnen Macht verlieh. Sie wussten, dass sie sich auf Susan verlassen konnten, solange sich Christopher in ihrer Gewalt befand. Doch das beabsichtigte sie zu ändern – mit Charlies Hilfe. Und wenn sie scheiterte, wenn sie und vielleicht sogar Charlie bei dem Versuch starben, dann hätten ihre Gegner keinerlei Grund mehr, Christopher zu töten oder auch ihren Vater. Das war Susans letzte Hoffnung.

Es war Donnerstag, der Tag ihres Testversuches mit Charlie. Susan arbeitete in dieser Nacht bis in die frühen Morgenstunden

durch. Sie programmierte den gigantischen Computer immer wieder aufs Neue, der sowohl die virtuelle Umgebung schuf als auch die Laborgeräte kontrollierte, die sie für ihre laufende Reihe von Gedächtnisexperimenten benötigte – Experimente, die sie angeblich an Charlie durchführte. Niemand, der ihre Arbeit kontrollierte, hätte Verdacht geschöpft und in Frage gestellt, was sie da eigentlich tat. Das war Susans einziger Vorteil gegenüber der mächtigen Foundation: die Tatsache, dass sie, Susan, die Expertin war, im Gegensatz zu ihnen. Auf ihrem Fachgebiet war sie ihnen meilenweit überlegen. Nur wenn sie einen weiteren Experten hinzugezogen hätten, der jede ihrer Handlungen genau beobachtete, hätten sie sie kontrollieren können. Aber sie hatten keinen anderen Spezialisten, zumindest niemanden, der Susans Niveau entsprach. Sonst wären sie ja auf Susans Mitarbeit nicht angewiesen gewesen.

Susan blickte auf die Uhr, nachdem sie mit der Arbeit fertig war, und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück, die Tastatur vor sich. Es war kurz nach drei Uhr nachts. In sechs Stunden würde sie mit Charlie wieder im Labor sein und sein Gehirn mit dem Programm füttern, das sie gerade geschrieben hatte. So würde er erfahren, dass sie am Samstagmorgen zur Ranch fliegen würde, um dort das Wochenende mit Christopher und ihrem Vater zu verbringen.

Er würde auch erfahren – nun, da sie sich seiner so sicher war, wie unter den gegebenen Umständen möglich –, wie er von diesem Ort entkommen und zu ihr stoßen konnte.

»Zhuangzi war ein chinesischer Weiser, der vor zweieinhalb Jahrtausenden lebte. Er erzählte einmal davon, wie er geträumt hatte, er sei ein Schmetterling. Und als er aufwachte, wusste er nicht, ob er ein Mensch war, der geträumt hatte, ein Schmetterling zu sein, oder ein Schmetterling, der nun träumte, ein Mensch zu

sein. Diese Geschichte wurde immer wieder erzählt und weitergegeben, denn sie umschreibt etwas, das die Menschheit instinktiv schon immer wusste – nämlich dass wir uns nie sicher sein können, ob die Außenwelt mit dem Bild, das wir uns von ihr machen, tatsächlich übereinstimmt. Wir können uns nicht einmal sicher sein, ob die Außenwelt tatsächlich existiert. Nach allem, was wir wissen, könnte sie auch bloße Einbildung sein. Wir können weder das eine noch das andere beweisen. Und letztendlich spielt es keine Rolle. Es spielt deshalb keine Rolle, weil unsere Erfahrungen dieselben sind, ob sie nun zu uns oder von uns kommen. Sie sind da, und nur das zählt.«

Charlie verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und hörte aufmerksam zu.

»Wichtig ist, dass du Folgendes begreifst, Charlie: *Jede* Realität ist virtuelle Realität. Eine andere gibt es nicht.«

Susan hielt eine rote Rose hoch. Charlie wusste nicht, wo sie sie herhatte, sie erschien einfach in ihrer Hand. Doch an solche Tricks hatte er sich inzwischen gewöhnt.

»Du nimmst doch sicher nicht an, dass diese Rose tatsächlich rot ist, oder?«

Inzwischen hatte er auch seine Erfahrungen mit ihren rhetorischen Fragen gemacht. Susan wollte auf etwas Bestimmtes hinaus, und er unterbrach sie nicht mit einer Antwort.

»Farben entstehen – wie alles andere auch – in deinem Kopf. Licht wirkt auf die Nerven hinter deinen Augen und sendet eine Serie elektrischer Impulse in dein Gehirn, das diese Impulse in Kategorien wie Form, Größe, Perspektive und Farbe umwandelt. Doch es entsteht nur ein inneres Abbild von dem, was draußen ist, und du kannst dir nie sicher sein, dass deine Kamera dir keinen Streich spielt – wie jetzt zum Beispiel.«

Sie standen beide auf dem Mond – oder genauer: auf einer

überzeugenden Simulation desselben. Keiner von ihnen trug einen Raumanzug, und die Schwerkraft war beziehungsweise schien dieselbe zu sein wie auf der Erde. Das konnte jedoch schnell geändert werden; Charlie hatte bereits mehrere angenehme Momente damit verbracht, zehn Meter in die Luft (Luft?) zu springen und sanft wieder zu Boden zu schweben.

»Okay, Charlie«, fuhr Susan fort. »Genug der Theorie. Worauf ich hinaus will, ist Folgendes: Du sollst wissen, dass wir uns in einer virtuellen Umgebung befinden, dass du dir dessen aber erst sicher sein kannst, wenn etwas scheinbar Unmögliches geschieht.«

»Wenn du mich mit einer virtuellen Kugel erschießen würdest, würde ich sterben?«

»Ich könnte dich das glauben lassen.«

Er erinnerte sich daran, wie er gedacht hatte, er würde ertrinken, und nickte.

»Charlie«, fuhr sie fort, »du wirst aus deinem Gefängnis nicht entkommen, indem ich den Wachen unbemerkt etwas in den Kaffee schütte. Zum einen würde das beweisen, dass wir beide zusammenarbeiten, und das sollen sie nicht unbedingt erfahren – zumindest nicht so schnell. Also habe ich den Empfänger in deinem Brustkorb außer Gefecht gesetzt. Ich habe es mithilfe des großen Scanners schon eine ganze Weile versucht, aber erst gestern ist es mir gelungen. Das bedeutet, dass man dich nicht mehr ausschalten kann. Ich habe den Zapper in den letzten vierundzwanzig Stunden mehrmals gegen dich eingesetzt, und du hast es nicht einmal bemerkt.«

Charlie spürte, wie sein Herz schneller schlug. Das, so wusste er, war keine virtuelle Reaktion, das war echt – und zum Teufel mit all den verdrehten Definitionen von »echt«, die Susan ihm geliefert hatte.

»Ganz ruhig«, sagte sie, »reg dich nicht auf. Ich kann deine

Reaktionen sehen, sie werden vom Kurvenleser aufgezeichnet. Alles, was ich dir jetzt sage, gilt unter dem Vorbehalt, dass du dein Versprechen, mir zu helfen, hältst, wenn du hier rauskommst. Trotz all der Technologie kann ich eins noch immer nicht tun, Charlie: deine Gedanken lesen. Ich weiß nur das, was du beschließt, mir mitzuteilen. Ob du es mir sagst oder ich es an deinen Gehirnaktivitäten ablese, spielt dabei keine Rolle. Vielleicht werden wir in dieser Beziehung bald Fortschritte machen, aber noch sind wir nicht so weit.«

»Vertrau mir.«

»Das tue ich, Charlie. Hast du das noch nicht bemerkt?«

Charlie musterte sie, wie sie nur ein paar Schritte von ihm entfernt inmitten der völlig realistischen und dennoch unwirklichen Mondlandschaft stand, und er fragte sich, ob ihr nachdenkliches Lächeln etwas zu bedeuten hatte. War es nur eine computererzeugte Reaktion? Oder spiegelte es ihre wahren Gefühle? Fand ein tatsächlicher Austausch zwischen ihnen statt, oder warfen sie einander hinter ihren elektronischen Masken nur leere Worte zu? Und was das betraf: Gab es überhaupt einen Unterschied zwischen elektronischen Masken und solchen, die aus Fleisch und Blut bestanden?

»Und nun«, sagte sie und klang plötzlich ganz geschäftsmäßig, »sollten wir zu den Einzelheiten kommen...«

Der Übergang war nahtlos, und er raubte Charlie wieder einmal den Atem. Eben noch hatte er auf dem Mond gestanden, mit einer spektakulären Aussicht auf die weit entfernte Erde, und nun fand er sich plötzlich auf einem steinigen Hügel unter einem blau-weißen Himmel wieder, mit Blick auf einen Mischwald sowie einen See.

»Das ist eine Simulation, zusammengesetzt aus meiner Erinnerung und aus Vermutungen. Ich habe keinen Zugang zu

Landkarten oder Fotos, also kann das nur eine computerunterstützte Annäherung an die Wirklichkeit sein. Es sieht echt aus, aber die Details stimmen nicht hundertprozentig. Du wirst jedoch alle nötigen Bezugspunkte finden.«

Sie begannen den Hügel hinabzusteigen, während Susan Charlie auf verschiedene Landschaftsmerkmale aufmerksam machte, die ihm bei der Orientierung helfen konnten. »Ich habe das alles nur von oben gesehen, als ich zur Ranch geflogen bin«, erklärte sie, »aber dort drüben führt ein Highway nach Süden – den sollten wir uns näher anschauen.«

Die Welt um sie herum löste sich auf, dann fügte sie sich wieder zusammen, diesmal zu einem sechsspurigen Highway. Sie standen auf dem Mittelstreifen, und Fahrzeuge brausten in beide Richtungen an ihnen vorbei. Charlie reagierte instinktiv und ergriff Susan am Arm, um sich zusammen mit ihr in Sicherheit zu bringen.

»Schon gut, Charlie«, sagte sie. »Wir sind nicht hier, um mit dem Verkehr zu spielen. Ich werde dir zeigen, wozu wir hier sind. Pass auf deinen Magen auf!«

Charlie war sich nicht sicher, ob der Boden sich absenkte oder sie sich in die Luft erhoben. Er merkte nur, wie sich sein Blickwinkel abrupt änderte und er den Highway mitsamt seiner baumbedeckten, hügeligen Umgebung plötzlich aus der Vogelperspektive sah. Er schluckte, und obwohl er wusste, dass er sich in Wirklichkeit nicht bewegt hatte, spürte er, wie sich ihm der Magen umdrehte.

»Entschuldige, wenn das etwas zu schnell ging«, sagte Susan, die neben ihm in der Luft schwebte, »aber du musst dir einen Überblick über das Gelände verschaffen. So sehe ich es, wenn ich darüber hinwegfliege.«

Sie begannen sich mit der Geschwindigkeit eines landenden

Flugzeuges zu bewegen – nur dass es kein Flugzeug gab, kein Fenster, durch das sie spähten, bloß offenes Gelände unter ihnen, über das sie hinwegzogen wie Peter Pan und Wendy, an unsichtbaren Fäden aufgehängt.

»Da ist die Ranch«, meinte Susan und deutete nach vorne auf eine Ansammlung von Gebäuden. »Wir machen einen Augenblick Halt, damit du dir einen Überblick verschaffen kannst.«

Sie erstarrten mitten in der Luft, begannen sich dann langsam zu drehen, während Susan ihm zeigte, was er im Gedächtnis behalten musste. Eine Umgehungsstraße wand sich vom Highway durch den Wald und tauchte nicht weit vom Begrenzungszaun der Ranch wieder auf.

»Soweit ich weiß«, sagte Susan, »ist das die einzige befestigte Straße, die dort hinaufführt. Aber es gibt auch eine Hand voll Trampelpfade, die ich aus der Luft entdeckt habe.«

Sie bewegten sich hierhin und dorthin – oder vielmehr bewegte sich die Erde unter ihnen. Nur einer der Wege sah so aus, als sei er breit genug für ein Fahrzeug. Er führte an einer anderen Stelle des Begrenzungszauns aus einem dichten Wäldchen heraus, fiel dann steil nach unten ab und erreichte schließlich eine kleine Straße, die vermutlich zum Highway führte.

»Da drüben«, fuhr Susan fort und deutete in eine andere Richtung, »kannst du die Landebahn sehen.«

Charlie blickte hinüber. An einem Ende der Bahn parkte eine Privatmaschine, die wie ein Spielzeug wirkte. Nicht weit davon entfernt stand ein ebenfalls winziger Helikopter. Nachdem Charlie sich alles angesehen hatte, begaben sie sich an eine Stelle direkt über dem Hauptgebäude mit dem angrenzenden Pool, dem Tennisplatz, den Scheunen und Ställen.

»Okay«, meinte Susan, als Charlie sich alles eingeprägt hatte, was aus diesem Blickwinkel erkennbar war, »und nun gehen wir

runter und schreiten das Gelände ab.«

Erneut löste sich die Welt um sie herum auf und setzte sich in einer neuen Perspektive wieder zusammen. Charlie begann sich an diese seltsamen Sprünge durch Raum und Zeit zu gewöhnen: Es war, als befände er sich mitten in einem Film, statt nur unbeteiligter Zuschauer zu sein. Er stand nun vor einem langen, zweistöckigen Gebäude mit einer Veranda, die an zwei Seiten des Hauses entlanglief.

»Das ist das Hauptwohngebäude«, erklärte Susan. »Wir werden es nur kurz anschauen, da du wahrscheinlich nicht viel darüber wissen musst.«

Sie wanderten durch die Räume, nicht in Schrittgeschwindigkeit, sondern mit der Schnelligkeit eines Videobandes, das man beschleunigt ablaufen lässt. Bei diesem Tempo hatte Charlie nicht das Gefühl, wirklich dort zu sein; er war ein körperloser Besucher, der durch das Haus jagte. Bei zwei, drei Gelegenheiten jedoch hielten sie an, um sich Details anzusehen, und dabei lief die Zeit wieder normal.

Normal. Charlie lachte still in sich hinein, als er über das Wort nachdachte. Dann lachte er erneut, als er überlegte, was er mit »in sich hinein« meinte. Was bedeutete das eigentlich? Wo genau war das? Konnte man immer tiefer und tiefer in sich hinein reisen? Konnte man implodieren? War der Mensch vielleicht eine Art Schwarzes Loch? Oder fühlte nur er, Charlie, sich so – der Mutant?

Susans Stimme unterbrach seine Überlegungen – oder genauer gesagt, so verbesserte er sich: ihre Gedankenstimme in ihm.

»Ich möchte dir Christopher zeigen«, sagte sie, »damit du weißt, wie er aussieht.«

Sie rasten ein paar Meter vorwärts und kamen auf der Vorderveranda des Hauptgebäudes zum Stehen, die auf einen großen freien Platz hinausging. Plötzlich materialisierte sich in

einer Entfernung von etwa fünfzehn Metern ein Kind auf einem Pferd aus dem Nichts heraus. Ein junger Mann schien ihm Anweisungen zu geben und half ihm dann vom Pferd, als wäre die Reitstunde beendet. Das Kind rannte mit ausgestreckten Armen auf sie zu, außer sich vor Freude, sie zu sehen. Für Charlie war es ein seltsames Gefühl, dieses unbekannte Kind auf sich zukommen zu sehen, als wäre er ein Verwandter oder ein geliebter Freund. Er spürte Unbehagen in sich aufwallen und fragte sich, wie er reagieren sollte, falls das Kind in seine Arme springen würde, was es offensichtlich vorhatte. Doch in letzter Sekunde erstarrte das Bild.

»Es ist kein genaues Abbild«, erklärte Susan. »Ich musste ihn von einem Foto generieren. Aber das ist Christopher.«

Charlie musterte ihn eine Zeit lang und prägte sich die feinen Gesichtszüge ein.

»Und dann ist da natürlich noch mein Vater«, fuhr Susan fort.  
»Du musst auch wissen, wie er aussieht.«

Hinter ihnen erklang das Geräusch einer sich öffnenden Tür.

Charlie drehte sich um – und der Atem stockte ihm. Der silberhaarige Mann, der vor dem dunklen Hintergrund des Hausinneren in der Tür stand, ein leichtes Lächeln auf den Lippen und die Augen unverwandt auf Charlie gerichtet, war Control.

»Das ist mein Vater. Sein Name ist Amery Hyde«, sagte Susan.  
»Ich habe ihn von einem alten Foto generiert, das ich noch in meiner Tasche hatte. Deshalb sieht er ein wenig wie eine Wachsfigur aus. Aber wenigstens wirst du ihn wiedererkennen, wenn du ihm begegnest – alles klar, Charlie?«

Sie sah ihn an, wartete auf eine Antwort. Doch Charlie war wie betäubt; er konnte kaum atmen. Einen verrückten Augenblick lang dachte er, er würde ohnmächtig werden oder sogar auf der Stelle tot umfallen, sich innerhalb dieses künstlichen Universums

auflösen und zu einem bloßen Behälter wirrer elektrischer Impulse werden.

»Charlie?«, hörte er Susan sagen. Er glaubte, einen Anflug von Besorgnis in ihrer Stimme zu entdecken, ohne sagen zu können, ob diese Besorgnis real oder nur ein weiterer Teil der virtuellen Welt war, in der er sich befand – oder einfach nur ein Produkt seiner Einbildung. Nein, in diesem Augenblick konnte er gar nichts sagen. Er war sich nicht einmal sicher, ob er etwas denken konnte. Nicht nur die Worte fehlten ihm, auch die Gedanken.

»Charlie, ist alles in Ordnung? Ich registriere bei dir eine sehr seltsame Reaktion.«

Nur mit Mühe konnte er seinen Blick von dem erstarnten Abbild Controls losreißen und auf das lebendige Bild von Susan richten.

»Was ist los, Charlie? Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Ob etwas nicht in Ordnung ist?«, wiederholte er ungläubig. Seine Stimme schien durch verschiedene Ebenen zu schwingen, als hätte sich sein Schädel in einen Hohlraum mit Echo verwandelt. »Weißt du nicht, wer das ist?«

»Das habe ich doch schon gesagt – das ist mein Vater.«

Charlie blickte erneut zu der großen, aristokratischen Gestalt im Türrahmen hinüber. »Ist das eine Art Test?«, fragte er.

»Nein, warum?«

Charlie antwortete nicht. Er konnte die Intensität, mit der Susan ihn musterte, spüren, ohne sie anzusehen.

»Charlie?«

Er gab noch immer keine Antwort. Seine Gedanken überschlugen sich.

»Charlie!«, wiederholte Susan, diesmal mit noch mehr Nachdruck in der Stimme. »Sag mir, was in deinem Kopf vorgeht! Ich muss wissen, was das alles bedeutet.«

»Das ist der Mann, den ich Control nenne«, erwiderte er.

Diesmal war sie es, die schwieg. Charlie drehte sich zu ihrem Abbild um. Susan stand wie erstarrt da, auf ihrem Gesicht zeigte sich keinerlei Regung. Dennoch lag Betroffenheit in ihrem Schweigen. Möglicherweise aber empfing er dieses Gefühl auch über das Verbindungsgerät im Labor direkt von ihrem Gehirn.

»Du irrst dich«, sagte sie schließlich, und ein seltsamer Ton schwang in ihrer Stimme – ihrer elektronisch erzeugten, künstlichen Stimme. Ein Ton, den er zuvor noch nicht an ihr gehört hatte und daher nur unzureichend zu interpretieren vermochte. »Du musst dich irren!«

»Ich fürchte, nicht.«

## 48

Sie waren fast augenblicklich zurück im Labor. Die Zeit war vorbei, das Programm beendet. Die beiden Wachen saßen wie gewöhnlich in ihren Ecken, und Susan war dabei, Charlie den Kopfhörer abzunehmen und ihn neben ihren zu legen, den sie selbst gerade erst abgesetzt hatte. Sie wirkte äußerst angespannt. Charlie konnte es in ihrem Gesicht sehen und spürte es förmlich in den Schwingungen, die von ihr ausgingen.

»So, Charlie«, sagte sie, »an wie viel von dem, was gerade geschehen ist, können Sie sich erinnern?«

Er erinnerte sich natürlich an alles, und das wusste sie auch. Frage und Antwort, die sie geprobt hatten, waren alleine für die Aufnahmegeräte im Labor bestimmt. Susan wollte jeden glauben lassen, dass die Experimente, die sie durchführte, langsam Ergebnisse zeigten. Sie hatte behauptet, eine Methode perfektionieren zu wollen, mit deren Hilfe man Erinnerungen

nach Belieben erzeugen oder löschen konnte; letzten Endes, so hatte sie gesagt, würde sie dazu in der Lage sein, Charlies Gehirn so leicht wie einen Computer zu programmieren.

Charlie runzelte die Stirn und hielt sich an die Vereinbarung.

»Nicht viel«, antwortete er. »Um ehrlich zu sein, jetzt, wo Sie nachfragen, erinnere ich mich an gar nichts. Habe ich geschlafen?«

Susan antwortete nicht sofort, genau wie abgesprochen.

»Erinnern Sie sich an mich?«, fragte sie. »Erinnern Sie sich daran, wer ich bin?«

Er gab vor, ihr Gesicht zu studieren, als würde ihn die Frage überraschen. »Nein«, erwiderte er. »Sollte ich das? Ich glaube nicht, dass ich Sie je zuvor gesehen habe.«

Susan nickte kurz, als wäre das die Antwort, die sie erwartet hatte. »Sie können ihn jetzt in seine Zelle zurückbringen«, sagte sie, und die beiden Wachen erhoben sich und bedeuteten Charlie, dasselbe zu tun.

Charlie hielt Susans Blick einen Moment lang gefangen, und jeder wusste, was der andere dachte. Log Charlie, oder irrte er sich nur? Oder wusste Susan tatsächlich nicht, wer dieser Mann, den sie ihren Vater nannte, in Wirklichkeit war?

Der Ranghöhere der beiden Wachmänner befahl Charlie, sich in Bewegung zu setzen. Auf dem Rückweg in seine Zelle erlag Charlie beinahe der Versuchung, herauszufinden, ob Susans Behauptung tatsächlich zutraf und sie das Implantat in seiner Brust neutralisiert hatte. Das Verlangen, den beiden Gorillas die Überraschung ihres Lebens zu bereiten, war fast überwältigend. Er hätte auf der Stelle, hier und jetzt, entkommen können – wenn das, was Susan ihm gesagt hatte, der Wahrheit entsprach. Wie auch immer: Es gab wenig zu verlieren und viel zu gewinnen. Wenn sie gelogen hatte und das Implantat noch immer funktionierte, war das Schlimmste, was ihm passieren konnte, eine Weile das

Bewusstsein zu verlieren; wenn sie die Wahrheit gesagt hatte, war er frei.

Dennoch beschloss er, sich zu gedulden und längerfristig zu denken; jedenfalls weit über das spontane Vergnügen hinaus, die beiden Burschen auseinander zu nehmen. Er erinnerte sich daran, dass Susan ihn davor gewarnt hatte, Gewalt anzuwenden, und sie hatte Recht. Wenn das alles hier vorüber war, sollten die Leute mehr in ihm sehen als bloß eine Kampfmaschine. Er hatte bereits getötet – oft sogar –, doch es hatte ihm nie besondere Befriedigung verschafft. Es war einfach eine Tätigkeit, für die er ausgebildet worden war. Für die er erschaffen worden war.

Die Vorstellung war eigenartig, dass all die mächtigen Einflüsse, die ihn zu dem gemacht hatten, der er war – die schwere Kindheit, die Prügel und all die Wut –, nicht mehr als bloße Illusionen gewesen waren. Doch warum nannte er sie bloße Illusionen? Auch das hatte Susan ihn gelehrt: Am Ende musste man das Wort *virtuell aus* dem Begriff »Virtuelle Realität« streichen, denn letztendlich bestand zwischen virtuell und real kein Unterschied.

Zu wissen, dass er ein Mutant war – weder ganz Schimpanse noch ganz Mensch –, machte jedoch sehr wohl einen Unterschied. Seltsamerweise fühlte er sich, sofern er überhaupt etwas fühlte, weniger von der übrigen Menschheit isoliert als zuvor. Nun wusste er, dass die Welt, in der er lebte, ganz allein seine war; er konnte sie nicht mit anderen seiner Art teilen, denn es gab keine anderen. Diese Erkenntnis hatte die Art und Weise, wie er die übrigen Menschen sah, verändert. Er fühlte sich ihnen weniger überlegen. Nein, er war nichts Besonderes, er war einfach nur anders.

Wohin, so fragte Charlie sich, würde ihn das führen?

Auch Susan schlief in dieser Nacht nicht sehr viel. Sie verspürte das unwiderstehliche Bedürfnis, aufzustehen und umherzugehen,

sich einen Drink zu mixen, eine Zigarette zu rauchen – wenn es nur half, den nagenden Zweifel und all die Fragen, die ihr durch den Kopf gingen, zu verdrängen. Doch sie fürchtete sich vor den unsichtbaren Kameras und Abhörgeräten, die mit Sicherheit überall angebracht worden waren. Sie durfte sich ihre Unruhe auf keinen Fall anmerken lassen.

Veranstaltete Charlie irgendwelche Spielchen mit ihr? Wollte er sich auf diese Art rächen? Das war genauso unwahrscheinlich wie die Vorstellung, dass ihr Vater derjenige war, der zu sein Charlie ihm vorwarf. Zumindest das stand vollkommen außer Frage. Oder?

Als sie so im Dunkeln lag, dachte sie an ihr Leben zurück und an die Rolle, die ihr Vater darin gespielt hatte. Er war stets ein dominanter Faktor gewesen, wenn auch oft nur aus der Ferne. Seine Bedürfnisse hatten in der Familie Vorrang gehabt, und die Richtung, in die sich ihr Leben entwickelt hatte, war letztendlich immer von ihm bestimmt worden, und sei es auch nur indirekt. Aber sie waren eine glückliche Familie gewesen. Susans frühe Erinnerungen an ihn waren, verglichen mit denen an ihre Mutter, nur vage. Später hatte sie begriffen, dass er in dieser Zeit sehr hart gearbeitet und eine Karriere aufgebaut hatte, die ihn schnell im Außenministerium hatte aufsteigen lassen und schließlich zu einer ganzen Reihe von Regierungsaufträgen führte, zu Verpflichtungen als Sonderberater und Gastprofessor. Aber er hatte stets Zeit für sie gehabt, wenn sie ihn brauchte, und er hatte sie von Kindesbeinen an dazu ermutigt, Fragen zu stellen und sich eine eigene Meinung zu bilden. Und als ihr intellektuelles Potential zu Tage getreten war und sie davon gesprochen hatte, zu promovieren, hatte er sie erneut unterstützt. Sie brauchte seine Hilfe nicht, um von den besten Schulen angenommen zu werden. Ihre Fähigkeiten waren Referenz genug. Aber als es darum ging,

Geldmittel zu bekommen und Kontakte herzustellen, hatte es ihr nicht geschadet, einen Vater zu haben, der eine solch einflussreiche Position innehatte wie Amery Hyde. Dabei schien ihr Vater selbst über relativ wenige Kontakte zu verfügen. Es war Susan immer so vorgekommen, als kenne er bloß jemanden, der seinerseits die entsprechenden Beziehungen hatte.

Kurz stieg Unbehagen in ihr auf, als sie sich daran erinnerte, dass er die Pilgrim-Foundation für sie überprüft und ihre Mitglieder als anständige Philanthropen bezeichnet hatte, denen sie unbesorgt vertrauen konnte. Es wäre ihm leicht gefallen, sie zu belügen, wusste er doch, dass seine Tochter bedingungslos alles glauben würde, was er ihr sagte. Augenblicklich schämte sie sich jedoch für diesen Gedanken und den Verdacht, der damit einherging. Etwas in ihr schien ihren Vater schuldig sprechen zu wollen, bevor sie überhaupt einen handfesten Beweis in der Hand hatte. Was war los mit ihr?

Es war richtig, dass er stets sehr distanziert gewirkt hatte; er war nun einmal ein ausgesprochen in sich gekehrter Mensch. Doch wenn er sich dann zu etwas äußerte, hatte es Hand und Fuß. Und meist waren es gemäßigte Ansichten. Amery Hyde war kein Mann der Extreme. Susan hatte immer akzeptiert, dass es Dinge gab, über die er nicht reden konnte, Geheimnisse, die er wahren musste; es war für sie zur Selbstverständlichkeit geworden. Doch konnten diese Geheimnisse tatsächlich jene sein, die Charlie mit seiner Behauptung meinte? War ihr Vater zu solch einer Täuschung fähig, ganz zu schweigen von der Skrupellosigkeit, die eine solche Täuschung voraussetzte?

Ganz unwillkürlich, als handele es sich um eine Kraft, der sie nichts entgegenzusetzen hatte, wurde Susan von diesen Gedanken abgestoßen. Doch sie wollten einfach nicht aus ihrem Kopf verschwinden.

Sie dachte an ihren ersten Impuls unmittelbar nach Charlies Behauptung; den Impuls, ihren Fluchtplan fallen zu lassen. Die Vorstellung, dass ihr Vater in die ganze Sache verwickelt sein könnte, hatte alle Pläne durcheinander gebracht, und sie wusste nicht, wie sie damit umgehen sollte. Sie fühlte sich vollkommen verunsichert, ihre Entschlossenheit war ins Wanken geraten. Es war Charlie gewesen, der nein gesagt hatte. Das sei nun seine Entscheidung. Es war Charlie, der Antworten wollte, und er würde sie nur bekommen, wenn sie ihren Plan bis zum Ende ausführten.

Natürlich konnte sie ihn aufhalten; aber dazu hätte sie West ihren Verrat gestehen müssen. Und Charlie glaubte nicht, dass sie das tun würde.

Natürlich hatte er Recht.

## 49

Das Wochenende begann für Susan am darauf folgenden Nachmittag, einem Freitag. Die Privatmaschine brachte sie zur Ranch, wo sie rechtzeitig genug eintraf, um mit Christopher zu Abend zu essen. Danach spielten sie Karten und sahen ein wenig fern.

Susans Vater sollte am nächsten Morgen mit einer Linienmaschine aus Washington eintreffen, wo er die letzten Tage geschäftlich unterwegs gewesen war. Die Leichtigkeit, mit der er zu seinem normalen Leben zurückgekehrt war, war ein weiterer Faktor, der den schrecklichen Verdacht, der an Susan nagte, noch verstärkte. Um ihn zum Verstummen zu bringen, zwang sie sich, an andere Dinge zu denken, vor allem an den Plan, auf den sie

und Charlie sich geeinigt hatten. Doch nun wagte Susan es nicht mehr, ihn ihrem Vater zu unterbreiten.

Am Samstag stand Susan nach einer weiteren schlaflosen Nacht früh auf. Sie sah aus dem Fenster in einen klaren Herbstmorgen hinaus. Ihr fiel auf, dass der größte Unterschied zwischen der Simulation, die sie Charlie gezeigt hatte, und der Wirklichkeit die Farbe der Blätter war; sie hatte ganz vergessen, wie schnell die Jahreszeiten wechselten. Doch das würde Charlie sicher keine Probleme bereiten – vorausgesetzt, er schaffte es so weit. Natürlich bestand noch immer die Gefahr, dass er es sich anders überlegte und sich einfach davonmachte. In diesem Fall würde sie die Wahrheit über ihren Vater vielleicht nie erfahren, und das wäre möglicherweise sogar ein Segen.

Doch tief im Herzen wusste sie, dass ein solcher Verdacht, sobald er einmal aufgetaucht war, nie wieder verschwinden würde oder verdrängt werden könnte. Wenn sie ehrlich war, verspürte sie Erleichterung darüber, dass es nun Charlies Entscheidung war, ob die Integrität ihres Vaters infrage gestellt wurde – und damit auch eine der Grundfesten ihres Lebens.

Susan nahm zusammen mit Christopher ein schnelles Frühstück ein. Sie hatte ihm versprochen, danach mit ihm auszureiten. Ihren Einwand, dass sie seit Jahren auf keinem Pferd mehr gesessen hätte, hatte er damit entkräftet, dass sie ja die gutmütige alte Stute ausprobieren könne, die Michael für sie ausgewählt hatte. Und außerdem würde Michael sie begleiten, was also konnte schon schief gehen? Susans größte Befürchtung (dass die Dinge ins Rollen kommen könnten, während sie und Christopher zu weit von der Ranch entfernt waren) blieb notgedrungen unausgesprochen. Dann überschlug sie jedoch schnell im Kopf, wann Charlie frühestens bei ihnen eintreffen konnte – vorausgesetzt, alles ging nach Plan –, und befand, dass ein kurzer

Ausritt früh am Morgen kein Problem darstellen würde.

Buzz musste dazu überredet werden, im Haus zu bleiben. Er gehorchte nur widerstrebend, doch ein kurzer Abstecher in Mrs. Hathaways Küche und ein großer Knochen zeigten schließlich die gewünschte Wirkung. Der Ritt war angenehm, die Luft klar und erfrischend. Susan genoss das Naturerlebnis intensiver als erwartet, dankbar für die Ablenkung von dem düsteren Gedanken daran, was in den nächsten Stunden alles geschehen konnte. Es war eine Erleichterung, nicht viel reden zu müssen, außer Christopher immer wieder zu bestätigen, dass das eine großartige Idee gewesen sei; und ja, das Pferd sei genauso gutmütig und leicht zu handhaben, wie Michael es versprochen hatte; und ja, Christopher könne schon viel besser reiten als beim letzten Mal. Ebenso überrascht stellte sie fest, dass sie mehr als einmal laut lachen musste und für einen kurzen Augenblick die fürchterliche Bedrohung vergaß, die über ihnen schwebte.

Michael begleitete sie, hielt aber respektvollen Abstand und sprach im Großen und Ganzen nur dann, wenn er gefragt wurde. Dennoch hatte Susan den Eindruck, dass sie von einem bewaffneten Aufpasser begleitet wurden, auch wenn sie mit bloßem Auge keine Waffe an ihm entdecken konnte; doch etwas in seinem Verhalten, die Wachsamkeit, die sie in seinen blassblauen, jungenhaften Augen las, das Handy, das wie eine Pistole an seinen Gürtel geschnallt war, all das erinnerte sie daran, dass sie und Christopher trotz der oberflächlich entspannten Atmosphäre, die an diesem Ort herrschte, noch immer Gefangene waren.

Ein hohes Sirren, gefolgt von einem dumpfen Dröhnen, durchbrach die Stille. In der Ferne erhob sich der Helikopter über die Bäume, schwebte eine Weile auf der Stelle, kippte dann zur Seite und flog in Richtung Flughafen davon.

»Das ist Joe. Er holt Opa ab«, erklärte Christopher mit der

Autorität desjenigen, der bestens über alles informiert ist. Er winkte der davonfliegenden Maschine hinterher.

Auch Susan starnte dem Helikopter hinterher, als trüge er auf unerklärliche Weise all ihre Hoffnungen mit sich – nicht nur die Hoffnung auf Flucht, sondern auch darauf, Geheimnisse zu entschlüsseln, die so tief verborgen lagen, dass sie bis heute nicht einmal etwas von ihrer Existenz geahnt hatte.

Latimer West nahm das Frühstück in seinem Apartment ein. Es lag hinter dem Büro, in dem er Susan Flemyng oft ausgefragt, mit ihr gestritten und neuerdings immer häufiger eine Art Einvernehmen erreicht hatte. Das Apartment war wie sein Büro bequem und geräumig, ein Penthouse, das über zwei Drittel der Länge des Hauptgebäudes lief, mit einer breiten Terrasse auf zwei Seiten.

Das erste Anzeichen von Unannehmlichkeiten deutete sich an, als West von unten Stimmen hörte: Männer, die sich aufgeregt etwas zuriefen. Dann ertönte der Alarm. West erhob sich langsam, wischte sich die Mundwinkel sorgfältig mit der weißen Leinenserviette ab und öffnete die Glastür zu seiner Terrasse. Als er nach unten blickte, entdeckte er dort hektisch umherlaufende Wachen. Ein Wagen des Sicherheitsdienstes raste um die Ecke und kam mit quietschenden Reifen zum Stehen. Immer mehr Männer schwärzten aus. Bevor West erkennen konnte, was da vor sich ging, klingelte das Telefon in seinem Apartment. Er ging ins Zimmer zurück, ließ die Glastür aber offen.

Der Anruf kam von Morris, dem Sicherheitschef. »Monk ist ausgebrochen. Ist über den Zaun, bevor wir etwas unternehmen konnten.«

West spürte, wie ihm ein eisiger Schauer den Rücken hinunterlief. »Wie zum Teufel konnte das geschehen? Wie konnte

er entkommen?« Seine Stimme war plötzlich um eine Oktave höher als sonst, sein Herz schlug rasend schnell.

»Sie haben ihn zur Sporthalle begleitet, zur Morgengymnastik. Drei Männer waren bei ihm, zwei weitere im Korridor. Es gibt 'ne Stelle dort, die fast 'n toter Winkel ist. Teilweise sehen wir sie aber per Kamera ein. Er hat sie einfach alle auseinander genommen, und zwar schneller, als man zusehen kann. Niemand ist tot, es gab nur ein paar Knochenbrüche.«

»Fünf Männer? Warum hat ihn niemand aufgehalten?«

»Fehlfunktion im elektronischen Überwachungssystem. Hab mit ein paar der Männer gesprochen – sie haben mehrfach versucht, ihn mit dem Zapper auszuschalten. Hat aber nicht funktioniert.«

»Zum Teufel, sie waren bewaffnet.«

»So, wie der Bursche sich bewegt, hat niemand 'ne Chance, die Waffe zu ziehen, geschweige denn einen Schuss abzufeuern.«

»Dann hätten Sie zehn Leute da unten haben müssen! Das ist unentschuldbar!«

West schrie inzwischen. Der Sicherheitschef fuhr mit seinem Bericht in ruhigem Tonfall fort und ließ die Wut seines Vorgesetzten an sich abprallen. Er wusste genau, was West bereits die ganze Zeit fürchtete, nämlich dass allein er, West, für diese Panne verantwortlich gemacht werden würde.

»Er hat sich zwei Waffen und ein Ersatzmagazin geschnappt, drei Überwachungskameras zerschossen, sodass wir ihn aus den Augen verloren. Haben aber die Stelle gefunden, wo er über den Zaun gestiegen ist. Dort hat er nämlich eine der Waffen verloren.«

»Wie lang ist er schon weg?«

»Drei Minuten – fast vier.«

West stöhnte gequält.

Der Sicherheitschef fuhr fort: »Alle verfügbaren Wagen und Männer sind in die Umgebung ausgeschwärmt. Ich brauche aber

Ihr Okay, die Polizei zu alarmieren.«

»Noch nicht. Das muss ich erst abklären. Ich werde mich bei Ihnen melden, wenn wir die Polizei einschalten.«

West legte auf. Durch die offene Terrassentür konnte er draußen noch mehr aufgeregtes Stimmengewirr und heftig beschleunigende Fahrzeuge hören. Dann herrschte Stille. West blieb einen Augenblick still sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben, bemüht, das ganze Ausmaß dieser Katastrophe zu erfassen und die Frage zu klären, wie er seinen Vorgesetzten Bericht erstatten konnte: auf eine Art, die ihn möglichst entlastete oder zumindest seine Verantwortung verringerte.

Plötzlich spürte er etwas auf seiner Schulter, eine ganz leichte Berührung nur, kaum mehr als ein darüber streifender Luftzug. Nur dass das Gefühl nicht verging, sondern anhielt. West gefror das Blut in den Adern, als er Charlies Stimme unmittelbar neben seinem Ohr vernahm.

»Okay, bleiben Sie ganz ruhig. Ich werde Ihnen ganz genau sagen, was wir tun werden...«

Amery Hyde saß im Helikopter und war noch etwa zehn Minuten von der Ranch entfernt, als sein Handy klingelte. Joe, sein Pilot, konnte das Gespräch durch den Lärm des Motors und die Kopfhörer, die er trug, nicht hören. Aber er sah, wie alle Farbe aus dem Gesicht des alten Mannes wich. Kein Zweifel: Es musste sich um schlechte Nachrichten handeln.

Als ältestes und langsamstes Mitglied des Sicherheitsdienstes war Barney Cole nicht in die Gruppen eingeteilt worden, die draußen Jagd auf Charlie machten. Man hatte ihn als Wache am Tor zurückgelassen, weil dieser Posten besetzt bleiben musste, auch wenn es jetzt, da Charlie fort war, keinen Grund mehr für die konsequent durchgeführte Kontrolle jedes durchfahrenden

Wagens gab. Als Dr. West daher persönlich anrief und ihm mitteilte, dass er zum Flughafen fahren müsse und keine Zeit verschwenden wolle, sorgte Barney natürlich dafür, dass das Tor offen stand. Der Wagen war auch pfeilschnell hindurch, mit West selbst am Steuer, der Barney dankend zuwinkte.

Charlie erhob sich nach etwa fünfzig Metern vom Boden. West spürte, wie der Druck des Pistolenlaufes gegen seine rechte Niere schwächer wurde – nicht dass West sich irgendwelche Illusionen machte. Er wusste, dass Charlie keine Waffe brauchte, um es ihn schwer bereuen zu lassen, wenn er nicht genau das tat, was von ihm verlangt wurde.

»So weit, so gut«, sagte Charlie, setzte sich auf den Beifahrersitz und schnallte sich an. »Wenn Sie weiter so mitspielen, kommen Sie aus der ganzen Sache lebend heraus. Und was noch besser ist: lebend und vielleicht auch noch imstande, zu gehen, zu reden, zu sehen und zu hören.«

Charlie sah, wie West zusammenzuckte, und hatte erhebliche Mühe, ein amüsiertes Lächeln zu unterdrücken. Es war so leicht, die Leute in Angst und Schrecken zu versetzen. Natürlich half es, wenn sie wussten, dass man durchaus in der Lage war, das Angedrohte auch wahr zu machen. Leere Drohungen waren nutzlos. Doch niemand, einschließlich Charlie selbst, zweifelte daran, dass seine Drohungen ernst gemeint waren.

»Auf Sie wartet noch eine große Überraschung, wenn wir erst einmal angekommen sind. Eine größere, als Sie sich vorstellen können, Charlie«, sagte West, und das Zittern in seiner Stimme raubte den trotzigen Worten viel von ihrer Wirkung.

»Meine Überraschung dürfte wohl kaum größer sein als die von Amery Hyde«, entgegnete Charlie wie beiläufig und mit dem Anflug eines Lächelns.

Es war eine Bemerkung, die Latimer West beinahe die Augen aus

dem Kopf treten ließ.

## 50

Gerade als sie einen leichten Galopp einschlugen, klingelte Michaels Handy. Er zügelte sein Pferd und nahm dabei den Anruf entgegen. Susan warf einen Blick zurück und sah, wie sich seine Gesichtszüge verhärteten. Sie zweifelte keine Sekunde daran, dass die Nachricht, die er empfing, Charlies Flucht betraf, und dass sie im Zuge der Sicherheitsvorkehrungen zurück zur Ranch beordert wurden.

Zur gleichen Zeit hörten sie das Dröhnen des zurückkehrenden Hubschraubers. Susan blickte nach oben und sah ihn in der Ferne, wie er sich langsam hinter die Bäume senkte. Sie hätte viel darum gegeben, zu erfahren, ob Michaels Anruf aus dem Helikopter kam oder nicht. Wie um ihren Verdacht zu bestätigen, gab Michael ihr ein Zeichen, langsamer zu werden und umzukehren. Susan rief nach Christopher, und zusammen ritten sie im kurzen Galopp zurück zu Michael, der das Handy wieder an den Gürtel gesteckt hatte und mit ernster Miene auf sie wartete.

»Tut mir leid, Chris – Befehle«, war alles, was er sagte, als Christopher sich über die frühzeitige Umkehr beklagte.

»Aber warum?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Chris, weil ich es nicht weiß. Tante May sagt, dass wir auf der Stelle zurückkommen sollen, also müssen wir das auch tun.«

Mrs. Hathaway?, fragte sich Susan. Oder Amery Hyde? Sie schloss die Augen, um den Schmerz zu mildern, den dieser Verdacht in ihr hervorrief, öffnete sie aber wieder, als sie hörte,

wie Christopher sich an sie wandte.

»Sag's ihm, Mama. Sag Michael, dass du noch nicht zurück willst.«

»Mach jetzt keinen Ärger, Schatz«, erwiderte sie sanft. »Wenn Mrs. Hathaway sagt, dass wir zurück müssen, dann gibt es dafür sicher einen guten Grund.«

»Du hörst besser auf deine Mama, Chris. Los!«

Auf dem Rückweg musterte Susan Michael mit beinahe klinischem Interesse. Als Christopher zu diskutieren begonnen hatte, hatte etwas an Michaels Reaktion sie an ihre früheren Arbeiten erinnert. Vor Jahren hatte sie Menschen behandelt, die in die Fänge von Sekten geraten waren. Viele von ihnen hatten ein ganz spezielles Persönlichkeitsbild gezeigt – die gleiche Offenheit, der gleiche oberflächliche Charme, den sie auch bei Michael feststellte. Doch sobald man diese Menschen herausforderte oder sie irgendwie verärgerte, verschlossen sie sich sofort gegen ihre Umwelt. Susan konnte es an Michaels Gesicht ablesen, an seiner ganzen Körperhaltung. Menschen wie er waren darauf programmiert, zu gehorchen. Wie Charlie.

Nur dass Charlie kein Mensch im eigentlichen Sinne war. Und außerdem stellte sich nun heraus, dass er durchaus einen eigenen Kopf besaß und diesen auch benutzte, was man von den meisten Sektenmitgliedern nicht behaupten konnte. Oder, wie Susan vermutete, von diesen sich so unmenschlich verhaltenden Leuten hier auf der Ranch.

Amery Hyde wartete auf der Veranda auf sie, als Susan und Christopher vom Pferd stiegen. Er sah angespannt aus, nahm sich aber zusammen, umarmte Christopher zur Begrüßung heftig und versprach ihm, später mit ihm zu spielen. Dann nahm er Susan in den Arm. Sie konnte die Anspannung seiner Muskeln spüren und hoffte, diese würde ihre eigene Anspannung überdecken.

»Lass uns spazieren gehen«, sagte er und bedeutete ihr mit einem Blick, dass er aus Christophers Hörweite wollte. Glücklicherweise war der Hund aus dem Haus gesprungen, um die Rückkehr seines jungen Herrchens zu begrüßen, und die beiden waren gleich in ein Spiel vertieft.

»Es ist etwas passiert«, fuhr Amery fort und fasste seine Tochter am Ellbogen, als wäre er der Überbringer schlechter Neuigkeiten und fürchte, er müsse Susan stützen. »Man wird uns von hier wegbringen, sobald das Flugzeug eintrifft.«

Sie blickte ihm zum ersten Mal direkt in die Augen. »Von hier wegbringen? Wohin? Und warum?«

Er hielt ihrem Blick stand. »Ich weiß es nicht. Ich habe überlegt, ob du vielleicht eine Vermutung hast.«

Es war ein albtraumhafter Augenblick. Susan war in heller Aufregung, und ihr Herz schlug so laut, dass sie sicher war, ihr Vater müsse es hören. Sie schüttelte den Kopf, eine Geste, die ihr linkisch und unnatürlich schien. Ihr war, als befände sie sich auf einer Bühne und Hunderte von Augen wären auf sie gerichtet; ein Gefühl, das sie in einem Zustand sprachloser Verlegenheit erstarren ließ. Natürlich blickten sie nur ein Paar Augen an – die ihres Vaters. Aber das war noch schlimmer. Er kannte sie zu gut. Jede falsche Bewegung würde er sofort erkennen, jede Lüge durchschauen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, warum«, sagte sie und räusperte sich, da ihre Kehle plötzlich vollkommen ausgetrocknet war. »Mir fällt kein Grund ein. Wer hat es dir gesagt?«

»Diese Mrs. Hathaway, sobald ich hier eintraf.«

»Es muss etwas geschehen sein. Als wir nach dem Frühstück aufbrachen, war noch keine Rede vom Umziehen. Hat sie dir nicht gesagt, warum?«

»Nein. Nur dass das Flugzeug kommt und uns abholt.«

Susan zuckte mit den Schultern und wandte sich ab, bemüht, verwirrt dreinzublicken. Sie glaubte, dass ihr Vater sie durchschaut hatte. Er musste sie durchschaut haben. Aber sie konnte sich nicht sicher sein. Genauso, wie sie sich nicht ganz sicher sein konnte, dass sie ihn wirklich durchschaut hatte. Hatte sie den größeren Betrug begangen? War ihr wahnwitziger Verdacht der einzige Betrug zwischen Vater und Tochter?

Zu ihrer eigenen Überraschung verspürte Susan große Erleichterung, als sie Mrs. Hathaway erblickte, die lässig auf sie zugeschlendert kam. Sie hasste diese Frau auf eine merkwürdige Art und Weise, die sich nur dadurch erklärte, dass Susan ihr Verhalten nicht einmal ansatzweise verstand. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals einen Menschen getroffen zu haben, dessen Innenleben ihr derart verschlossen blieb.

»Ich bin dabei, Christophers Sachen zu packen«, sagte Mrs. Hathaway, als sie sie erreicht hatte. »Ich dachte, vielleicht möchten Sie...«

»Ja, natürlich. Ich komme am besten sofort mit.«

Amery Hyde sah den beiden Frauen nach, wie sie zum Haus zurückgingen und darin verschwanden. Er war zutiefst beunruhigt über die Nachricht von Charlies Flucht, die er von West erhalten hatte; vor allem anderen fürchtete er, dass seine Tochter irgendwie darin verwickelt sein könnte. Falls dem so war, wusste er nicht, wie er sie weiterhin beschützen sollte. Der einzige Ausweg war, Charlie so schnell wie möglich zu finden und ihn am besten zu töten. Er hatte sich zu einer viel zu großen Bedrohung entwickelt; er durfte nicht länger am Leben bleiben. Das elektronische Implantat, das – wie man ihm und West versichert hatte – unfehlbar und so sicher wie ein stählerner Käfig sein sollte, hatte versagt. Es war an der Zeit, den Schaden zu begrenzen und weitere Verluste zu vermeiden. Doch zuerst mussten sie Charlie

finden.

Amery schlenderte zu einem Winkel, von dem er wusste, dass er vom Haus aus nicht eingesehen werden konnte. Eine vage Idee war ihm die letzten Minuten durch den Kopf gegangen, und plötzlich wusste er, was es war. Dieser Schiller und sein Schmierblatt – wie hieß es noch gleich? Egal, das Komitee hatte ja alle Unterlagen. Er, Amery, hatte alles weitergegeben, was Susan ihm gesagt hatte, als sie ihn darum bat, die Postkarte an Schiller zu schicken. Susans Plan hatte darin bestanden, dass Amery Schiller auf jenem Flug nach Great Falls treffen und ihm die ganze Geschichte erzählen sollte. Und die List hätte möglicherweise Erfolg gehabt, wäre Amery nicht verpflichtet gewesen, das Vertrauen seiner Tochter zu missbrauchen. Doch es war nur zu ihrem Besten gewesen. Alles war nur zu ihrem Besten gewesen, einschließlich seines vorgetäuschten Verschwindens nach der missglückten Kontaktaufnahme, das als eine Art Bestrafung Susans gedacht war. Ihre Erleichterung, nachdem sie festgestellt hatte, dass er gesund und munter war, war in seinen Augen ein Anfang gewesen: Er hatte geglaubt, ihre Einstellung hätte sich damit wirklich zu verändern begonnen. Inzwischen war er unsicher, ob er sich nicht getäuscht hatte. Er befürchtete sogar, dass seine Tochter ihn durchschaut hatte und nun als »den Feind« betrachtete.

Natürlich irrte sie sich. Er würde niemals ihr Feind sein. Niemals! Wenn sie nur wüsste, was er alles auf sich genommen hatte – und noch immer auf sich nehmen musste –, um sie zu beschützen!

Amery wählte die Notrufnummer, die er sich eingeprägt hatte. Obwohl es Samstag war, hatte er den Mann, den er sprechen wollte, innerhalb weniger Sekunden am Apparat.

»Es geht um die Flucht«, sagte Amery. Er wollte vorschlagen,

Schiller rund um die Uhr überwachen zu lassen und sein Telefon abzuhören. Es bestand zumindest die entfernte Chance, dass Susan, falls sie wirklich in die Sache verwickelt war, Charlie geraten hatte, mit Schiller in Kontakt zu treten.

»Welche Flucht?«

»Epsilon.«

Ein Mitglied des Komitees, offensichtlich humanistisch gebildet, hatte diesen Codenamen ausgesucht, weil Charlie technisch gesehen die fünfte Generation der Mutanten war – und die erste, die auch nur ansatzweise Erfolg versprach. Nicht dass der Name »Charlie Monk« irgendjemandem, der ihn zufällig hörte, etwas gesagt hätte. Und außerdem sorgte mit Sicherheit eine ausgefeilte mikroelektronische Schaltung dafür, dass dieser Anruf, auch wenn er von einem Handy aus getätigt wurde, abhörsicher verschlüsselt wurde.

»Darüber hat man mich nicht informiert.« Die Worte wirkten abgehackt und wohlüberlegt. Ein leises Misstrauen lag darin.

Amery spürte, wie ihm ein kalter Schauder den Rücken hinunterlief. Das konnte nicht sein!

»Ich verstehe nicht.«

»Wo sind Sie?«

»Tara«, antwortete Amery. Noch so ein Codename, diesmal offensichtlich von einem Film-Freak gewählt. »Everest hat mir vor vierzig Minuten mitgeteilt, dass er Sie informiert habe und Sie ihm wiederum Anweisungen gegeben hätten, sofort hierher zu fliegen.«

Everest war Wests Codename – seine eigene Wahl, zumindest hatte Amery das immer angenommen.

»Niemand, weder Everest noch sonst jemand, hat einen Bericht über Epsilon erstattet.«

Amery schwieg, seine Gedanken rasten. Plötzlich fiel jedes

Puzzleteil an seinen Platz und offenbarte ein Muster von bestechender Logik.

»Sind Sie noch da?«, fragte die Stimme.

»Ich muss etwas überprüfen«, erwiderte Amery. »Ich rufe Sie zurück.«

Er unterbrach die Verbindung und wählte augenblicklich eine neue Nummer. Sekunden später hatte er den John-Wayne-Airport am Apparat und die Bestätigung, dass West vor zwanzig Minuten gestartet war, offensichtlich in großer Eile und nur mit einem Piloten an Bord statt der üblichen zwei.

Abgesehen davon befand sich nur noch ein anderer Mann in Wests Begleitung – jemand, dessen Namen man Amery nicht nennen konnte.

Doch das war auch nicht nötig.

## 51

»Aber warum müssen wir denn weg?«

Christophers Stimme nahm einen jammernden Tonfall an.

»Schatz, ich habe dir doch bereits gesagt, dass ich es nicht weiß.«

»Wo fahren wir denn hin?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Fahren wir nach Hause?«

»Noch nicht. Bald.«

Das hatte sie eigentlich nicht sagen wollen: »bald«. Sie hätte es nicht tun *dürfen*. Susan hatte sich nie für abergläubisch gehalten, doch im Augenblick wollte sie das Schicksal lieber nicht herausfordern.

»Kommen wir hierher zurück?«

»Auch das weiß ich nicht. Lass uns einfach packen und sehen, was passiert, wie Großvater gesagt hat. Vielleicht macht es Spaß.«

Spaß? Um die ganze unerträgliche Situation zu beenden, hatte sie alles auf eine Karte gesetzt: Charlie Monk. Wenn er scheiterte, konnte sie nur noch darauf hoffen, dass man ihr wenigstens keine Beteiligung an der Sache nachweisen konnte. Nicht dass die Foundation einen Beweis gebraucht hätte: Das war schließlich kein ordentlicher Gerichtshof; der Verdacht alleine würde ausreichen.

Aber was konnten sie Susan schon antun – sie umbringen?

Sie hatte bereits entschieden, dass alles besser war, als tatenlos auf den Zeitpunkt zu warten, da sie nicht mehr gebraucht und damit überflüssig wurde. Nein, etwas anderes stand auf dem Spiel: Christophers Leben. Ihm durfte nichts geschehen. Ebenso wenig wie ihrem Vater, falls sich herausstellen sollte, dass er so unschuldig war, wie sie inständig hoffte. Vielleicht war es ein Risiko, das einzugehen sie kein Recht hatte. Dieser Gedanke hatte sie unablässig gequält. Dennoch blieb sie tief in ihrem Innern davon überzeugt, dass das ihre einzige Chance war.

»Buzz – komm zurück! Buzz! Guter Hund, komm her, komm...!«

Christophers Stimme riss sie aus ihren wirren Gedankengängen. Susan blickte rechtzeitig genug auf, um ihren Sohn durch die Tür verschwinden und hinter dem kleinen Hund herlaufen zu sehen, der einen seiner gelegentlichen »Freiheitsausbrüche« unternahm, wie John sie immer scherhaft genannt hatte. Es war ein Spiel, das der kleine Hund gerne mit Christopher spielte: eine atemlose Jagd, ein Versteckspiel rund ums Haus. Natürlich wählte er wie alle Hunde meistens den ungünstigsten Zeitpunkt für seine Eskapaden – zum Beispiel wenn sie irgendwohin aufbrechen wollten, sowieso schon zu spät waren und nun auch noch den Hund einfangen mussten. Aber nie zuvor, so fand Susan, als sie nun den beiden durch den Flur hinterherlief, hatte Buzz sich einen ungeeigneteren

Augenblick ausgesucht. Wenn er jetzt verschwand, würde sie Christopher höchstens mit Gewalt von hier fortbringen. Und Gewalt war das Letzte, das sie anwenden wollte.

»Christopher, komm zurück! Wir haben keine Zeit! Buzz!«

Der Hund verschwand um eine Biegung, Christopher hinterher. Weder der eine noch der andere schenkte Susan auch nur die leiseste Beachtung. Sie jagte den beiden nach, bog um die Ecke und lief einen zweiten, noch längeren Flur hinunter. Der Hund hatte inzwischen die Nase dicht am Boden, als folge er einer Fährte. Am Ende des Flurs konnte Susan eine offene Tür und Tageslicht sehen und betete, dass etwas geschehen würde, bevor Buzz dorthin gelangte. Aber es geschah kein Wunder, niemand trat aus dem Schatten und versperrte dem kleinen Hund den Weg, kein Luftzug ließ die Tür im allerletzten Moment zuschlagen.

Plötzlich waren sie draußen, rannten an der Rückseite des Hauses entlang, dann auf die Ställe und verschiedene andere Nebengebäude zu und schließlich – dahinter – auf eine Scheune. Buzz hielt auf eine kleine Seitentür zu, die geschlossen war, sprang daran hoch und versuchte, sie zu öffnen, blieb jedoch erfolglos. Dann stellte er fest, dass Christopher ihn beinahe erreicht hatte und dabei war, ihn zu fangen, also schlug er einen scharfen Haken nach links. Eine schlechte Entscheidung, denn nach wenigen Metern wurde ihm der Weg von einem Zaun versperrt. Susan und Christopher kamen näher und kreisten ihn ein. Buzz gab ohne Gegenwehr auf, wie er es am Ende seiner kleinen Eskapaden immer machte, zufrieden, seinen Spaß gehabt zu haben, und nicht daran interessiert, dass irgendjemand wirklich böse auf ihn wurde.

Susan hob ihn auf den Arm und bestand trotz Christophers Protesten darauf, den Hund selbst zu tragen. Und in diesem Augenblick sah sie plötzlich etwas, nur ganz kurz, eine flüchtige

Silhouette hinter einem schmutzigen Fenster weiter hinten in der Scheune: Es war ihr Vater. Er hatte sie nicht gesehen, da war sie sich sicher. Er schien sich aufgereggt mit jemandem zu unterhalten und gestikulierte heftig mit den Armen. Susan konnte nicht sehen, wer bei ihm war, aber sie wusste sofort, dass etwas nicht stimmte, sein Verhalten nicht mehr zu der Rolle passte, die er bis jetzt gespielt hatte. Er sah nicht länger wie ein Mann aus, der gefangen gehalten wurde. Etwas, das sie selbst bei dem kurzen Blick auf ihn registriert hatte, etwas in der Art, wie er sich bewegte, wie er redete, suggerierte Autorität. Er war dabei, Anweisungen, Befehle zu geben, Leuten zu sagen, was sie zu tun hatten.

Kalte Furcht griff nach ihrem Herzen, wie damals, als Charlie ihr gegenüber zum ersten Mal behauptete, ihr Vater sei nicht der, der er zu sein vorgab. Alles in ihr sträubte sich gegen diese Erkenntnis; und doch, wenn es zutraf, musste sie sich der Wahrheit stellen – und am besten sofort.

»Okay, nimm du ihn«, sagte sie und reichte den Hund an Christopher weiter. »Aber pass auf, dass er nicht wieder davonläuft.«

»Klar!«

Christopher nahm den Hund freudig entgegen und drückte ihn fest an sich, während Buzz ihm über das Gesicht leckte.

»Bring ihn zurück auf dein Zimmer, und sorge dafür, dass er dort bleibt. Ich komme in einer Minute nach.«

Sie sah dem Jungen nach, bis er mit dem Hund im Haus verschwunden war, und drehte sich dann zur Scheune um. Der Zaun hatte ein kleines Tor, das sie vorsichtig öffnete, ohne das Fenster, hinter dem sie ihren Vater gesehen hatte, aus den Augen zu lassen. Sie entdeckte ihn jedoch erst wieder, als sie sehr viel näher heran war, und da stand er weiter entfernt, im Gegenlicht, das durch die geöffneten Scheunentore in der gegenüberliegenden

Wand fiel. Er redete noch immer, gab Befehle an Menschen weiter, die Susan nicht sehen konnte. Sie duckte sich, um unbemerkt am Fenster vorbeizukommen, und schlich sich zur nächsten Ecke. Ihr Herz schlug wild, und sie bemerkte, wie sie sich so heftig auf die Unterlippe biss, dass diese beinahe blutete. Es war eine Angewohnheit aus Kindertagen, wenn sie sich unter Druck gefühlt oder befürchtet hatte, bei etwas Verbotenem erwischt zu werden.

Doch diesmal war nicht sie es, die ertappt wurde. Sie fürchtete sich vielmehr vor dem, was sie gleich herausfinden würde. Und ihre größte Furcht bestand darin, dass sie es vielleicht sogar schon wusste.

Susan konnte jetzt die Stimme ihres Vaters hören. Sie blieb stehen und lauschte.

»Denken Sie daran – seine Reaktionszeit ist nur halb so lang wie Ihre. Sobald er einmal auf freiem Gelände ist, ist er am gefährlichsten.«

Eine zweite Person sprach, doch Susan konnte nichts verstehen. Es musste eine Frage gewesen sein, denn die Antwort ihres Vaters war so klar und deutlich zu vernehmen wie zuvor: »Nein, Sie warten, bis ich Ihnen das Zeichen gebe. Haben Sie alles verstanden?«

Zustimmendes Gemurmel erklang. Dann wieder die Stimme ihres Vaters, fest und bestimmt, die Stimme eines Mannes, der die Befehlsgewalt hatte: »Okay, jeder auf seinen Posten! Sie landen in zwanzig Minuten.«

Susan zog sich hinter die Ecke zurück, sodass die Männer sie nicht entdeckten, als sie ausschwärmteten. Sie kannte sie alle, hatte im Laufe der Zeit mit den meisten von ihnen gesprochen. Sie waren für die unterschiedlichsten Arbeiten auf der Ranch verantwortlich – für Chauffeur-Dienste, die Pflege der Pferde und

des Gartens, die Wartung des Pools und so weiter. Auch Michael gehörte zu ihnen. Und Joe, der Hubschrauberpilot. Insgesamt waren es sieben. Jeder von ihnen trug eine kompakte, todverheißende Maschinenpistole bei sich.

Kurz darauf waren alle verschwunden. Susan hörte ein Auto starten. Es klang wie der Kombi, aber sie konnte ihn nicht sehen. Sie konnte auch ihren Vater nicht sehen. Nach einer Weile fragte sie sich, ob er noch immer in der Scheune war oder diese durch eine andere Tür verlassen hatte. Dann hörte sie seine Schritte. Es waren zweifellos seine, und sie näherten sich ihr. Gleich würde ihr Vater um die Ecke biegen und ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen.

Susan wollte davonlaufen, damit er nicht entdeckte, dass sie ihm nachspioniert hatte. Sie fühlte sich schuldig. Es kam ihr vor, als liege der Fehler ganz alleine bei ihr. Sie hatte spioniert und ihren Vater belauscht – und war dafür bestraft worden, indem sie Dinge erfahren hatte, die sie zutiefst schmerzten. So erging es ungehorsamen kleinen Mädchen, die glaubten, alles besser zu wissen! So etwas endete stets mit Tränen, wie jetzt. Susan merkte, dass ihre Wangen feucht waren und dass sie schluchzte.

Als Amery Hyde sie sah, blieb er wie angewurzelt stehen. Sein Gesicht wurde aschfahl, und vor Schreck riss er den Mund weit auf. Susan versuchte etwas zu sagen, doch alles, was sie herausbrachte, war ein Wimmern, ein Zeichen der Schwäche, für das sie sich selbst hasste.

Die unmittelbar darauf einsetzende Wut jedoch verstärkte ihre Entschlossenheit, die Sache nun durchzufechten. Sie war es sich selbst schuldig, Christopher und, das spürte sie deutlich, seltsamerweise auch ihrer verstorbenen Mutter. Sie alle waren von dem Mann betrogen worden, der da vor ihr stand. Ja, sie war es den anderen schuldig, in der kommenden Konfrontation die

Stärkere zu sein, diejenige, die nicht nachgab, die auf ihrem Standpunkt beharrte, urteilte und richtete, nicht diejenige, die zurückwich und zum Opfer wurde.

»Es stimmt also, was Charlie sagte«, begann sie, und ihre Stimme bebte vor Erregung.

Er versuchte nicht einmal, es zu leugnen. Sein Mund öffnete und schloss sich ein paar Mal, und dann schien er die Worte zu finden, mit denen er sich, wie Susan annahm, zu verteidigen suchte.

»Ich hatte keine Wahl«, sagte er. Seine Stimme klang hohl, ohne Resonanz. Sie hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der Stimme, die gerade noch strikte Befehle erteilt hatte. »Glaub mir, sie hätten dich getötet.«

Susan versuchte, etwas zu erwidern, doch erneut brachte sie nur ein elendes Schluchzen hervor. Sie fuhr sich mit der Hand und einem Teil ihres Ärmels übers Gesicht und wischte sich verärgert die Tränen fort, für die sie sich so schämte.

»So, wie du John getötet hast?« Die Worte brachen aus ihr heraus, und es gelang Susan nicht, ein schmerzliches Wimmern zu unterdrücken.

Amery schüttelte den Kopf. »Nein, das war ich nicht.« Seine Stimme war eindringlich, als glaubte er noch immer, dass er sie überzeugen könnte, wenn er sich nur genug Mühe gab. »Ich habe versucht, John zu retten, und versagt. Aber dich konnte ich retten.«

»Du hast mich ihnen ausgeliefert. Die Pilgrim-Foundation!« Sie spuckte die Worte verächtlich aus. »Ich nehme an, du hast sie erst auf meine Spur gebracht.«

»Versuch doch, mich zu verstehen – deine Arbeit musste so oder so in die Hände irgendeiner Organisation gelangen. Das ist unvermeidbar bei einer Arbeit wie deiner und der finanziellen Unterstützung, die dazu nötig ist.«

»Wer steckt dahinter? Die Regierung? Die CIA? Für wen arbeitest du?«

»Für Leute, die dafür sorgen, dass getan wird, was getan werden muss.«

»Mein Gott...!«

Susan musste angesichts dieses pathetischen Rechtfertigungsversuches beinahe laut auflachen. Ein unerwartetes, irrationales Gefühl der Erleichterung packte sie. Nein, dieser Mann da konnte nicht ihr Vater sein, das war unmöglich, das musste ein Irrtum sein. Es konnte nur eine weitere Lüge sein, die am Ende aufgedeckt würde.

»Wenn ich gewusst hätte, dass es so weit geht...«, protestierte er schwach. »Wenn ich es auch nur geahnt hätte...«

»Was hättest du dann getan? Deine Überzeugungen geändert? Oder nur noch gründlicher dafür gesorgt, dass ich die Wahrheit niemals herausfinde?« Susan hielt inne. Sie fühlte sich mit jeder Sekunde, die verstrich, stärker, mit jedem Atemzug sicherer. »Du hättest mich töten lassen sollen.«

Doch nein, dachte sie, kaum dass die Worte aus ihrem Mund waren, das war es nicht, was sie wollte. In diesem Fall hätte ihr Vater das Sorgerecht für Christopher erhalten und ihn nach seinem Vorbild formen können – oder es zumindest versucht.

Natürlich wäre ihm das nie gelungen. Susan glaubte fest daran, dass Christopher ihres und Johns gemeinsames Kind war, niemals das ihres Vaters. Aber schon der Versuch, ihn umzuerziehen, hätte Christopher viel Kummer und Ärger bereitet, und um das zu vermeiden, würde sie einiges auf sich nehmen. Nein, Amery Hyde würde Christopher nicht in die Hände bekommen!

»Du widerst mich an«, sagte sie, und diesmal lag eine eisige Schärfe in ihrer Stimme, obwohl sie sich noch immer unsicher fühlte. Susan sah das Entsetzen in den Augen ihres Vaters, als die

Worte in sein Bewusstsein drangen.

Doch dann wandte er den Blick ab und sah an ihr vorbei auf das Wohnhaus. Susan drehte sich um.

In der Tür, durch die Christopher eben erst mit seinem Hund verschwunden war, stand Mrs. Hathaway. Der Hund war nicht zu sehen, aber Christopher war da. Er stand vor der Frau, die ihre kräftigen Hände mit besitzergreifender Entschlossenheit auf seine Schultern gelegt hatte, und beobachtete das seltsame Drama, das sich zwischen seiner Mutter und seinem Großvater abspielte. Zwar konnte er nicht hören, was sie sprachen, aber was er sah und was er spürte, beunruhigte ihn. Da war etwas ganz und gar nicht in Ordnung, auch wenn er nicht wusste, was.

Aber Mrs. Hathaway wusste es. Ein dünnes, triumphierendes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie Susans Blick begegnete. Es war, als hätte sie Susans Gedanken gelesen. »Wir werden ihn nicht in die Hände bekommen?«, schien das Lächeln zu sagen. »Aber wir haben ihn doch schon. Er gehört uns. Genau wie du. Und es gibt nichts, was du dagegen tun kannst.«

»Geh auf dein Zimmer zurück, Susan«, sagte Amery Hyde. Seine Stimme klang müde, bar jeder Emotion, als käme sie von irgendwo weit her. »Du bleibst dort besser, bis alles vorbei ist. Es wird nicht lange dauern.«

»Wir sind bereit, die Ranch zu verlassen, sobald Sie gelandet sind.«

Amery Hydes Stimme kam klar und deutlich über das Handy, das Latimer West so hielt, dass sowohl er als auch Charlie hören

konnten, was gesprochen wurde. Ein dünner Schweißfilm glänzte auf Wests Oberlippe. Sein ganzer Körper war feucht vor Angst, hauptsächlich weil Charlies rechte Hand mit scheinbarer Beiläufigkeit in Wests Nacken lag. Doch West wusste, wie stark diese Finger waren. Sie konnten sein Rückgrat innerhalb eines Augenblicks brechen, ihm lautlos die Luft abdrehen oder ihn ganz einfach nur betäuben. Was immer Charlie zu tun gedachte – er konnte es tun. Und wenn West nur den geringsten Fehler beging, auch nur den leisesten Versuch unternahm, Amery Hyde vor dem, was auf ihn zukam, zu warnen, dann würde Charlie es tun.

»Das ist gut«, antwortete West, und es gelang ihm, seine Stimme ruhig zu halten, alleine weil Charlies warnender Blick ihn traf.  
»Wir werden in zirka fünf Minuten landen.«

»Schauen Sie aus dem Fenster – Sie werden uns sehen, wenn Sie uns überfliegen«, erwiderte Hyde.

»Das werde ich.«

West unterbrach die Verbindung und steckte das Handy wieder ein. Charlie sah aus dem Kabinenfenster, während der kleine Jet abkippte und die schmale Landebahn ansteuerte, die noch hinter den Bäumen verborgen lag. Sein Blick ging kurz zu dem Piloten hinüber, dessen Rücken durch die offene Cockpit-Tür nur teilweise zu sehen war. Soweit Charlie es einschätzen konnte, wusste der Pilot nicht, was vor sich ging, aber er wollte den Mann sicherheitshalber im Auge behalten, besonders sobald die Maschine gelandet war.

Er blickte erneut aus dem Fenster. Sie überflogen gerade den Highway, den Susan ihm in der VR-Darstellung gezeigt hatte, und verloren rasch an Höhe. Die kleine Maschine wippte ständig hin und her, und der Pilot drosselte die Motoren. Und dann konnte Charlie plötzlich auf einer Seite die Hauptgebäude der Ranch unter sich ausbreitet sehen, genauso, wie er es sich eingeprägt

hatte. Wenn er nach vorne über die Schulter des Piloten blickte, konnte er das Landefeld erkennen. Etwas bewegte sich am Boden. Als sie näher kamen, sah Charlie, dass es sich um einen Kombi handelte, der ihnen vom Haupthaus her entgegenkam. Wie Amery Hyde es versprochen hatte, war alles für einen sofortigen Abflug bereit. Das war gut so.

Die Landung war perfekt, es gab kaum ein Holpern. Die Zwillingsdüsen wurden röhrend auf Gegenschub gestellt, und das Flugzeug bremste mit einer Heftigkeit ab, die bei jeder größeren Maschine unmöglich gewesen wäre. Charlie warf West einen warnenden Blick zu, still sitzen zu bleiben, während der Pilot das Flugzeug wie zuvor befohlen in einem engen Kreis um hundertachtzig Grad drehte, um für einen baldigen Start wieder bereitzustehen.

»Die Motoren laufen lassen – richtig?«, fragte der Mann über die Schulter.

Charlie sah West an und nickte.

»Richtig«, antwortete West. »Öffnen Sie die Tür. Wir werden die Passagiere gleich an Bord nehmen.«

»Irgendeine Ahnung, wo wir von hier aus hinfliegen?«, hakte der Pilot nach, erhob sich von seinem Sitz und stülpte sich automatisch die graue, zu seiner Uniform passende Mütze über.  
»Ich frage nur wegen des Tankens.«

Ein weiterer warnender Blick von Charlie.

»Wir sagen Ihnen Bescheid, sobald wir wieder in der Luft sind«, erwiderte West. »Öffnen Sie jetzt die Tür.« Und dann fügte er, nachdem Charlie ganz leicht eine Augenbraue gehoben hatte, hinzu: »Bringen Sie die Frau und das Kind zuerst an Bord, dann Mr. Hyde. Alles klar?«

»Okay.«

Der Pilot löste eine Arretierung und wollte gerade einen Hebel

umlegen, um die Tür zu öffnen, als Charlies scharfer Befehl ihn zurückhielt: »Halt!«

Der Mann erstarre mitten in der Bewegung und wandte sich Charlie zu, um festzustellen, was los war. Dann folgte er Charlies Blick aus dem Kabinenfenster und sah, wie sich alle vier Türen des Kombis öffneten und vier Männer mit Maschinenpistolen hinaussprangen. Auf der anderen Seite des Flugzeuges waren drei weitere Bewaffnete hinter Büschen und einem Vorratstank aufgetaucht. Als Fünfter kletterte Amery Hyde aus dem Wagen, unbewaffnet: der General, der seine Truppen befehligte.

»Hier rüber!«, befahl Charlie dem Piloten. »Beweg dich!« Er deutete auf einen der leeren Passagiersitze.

Der Pilot schien verwirrt. Er sah zu Latimer West hinüber, dem die Furcht den Blick verschleiert hatte. West bemerkte nicht einmal den fragenden Blick des Piloten. Stattdessen beschwore er Charlie flehentlich: »Ich wusste nichts davon«, wiederholte er immer wieder. »Ich wusste nichts davon... Ich habe sie nicht gewarnt. Ich weiß nicht, woher sie...«

»Schnauze!«, befahl Charlie und erhob sich. West gehorchte und verstummte. Nur sein Atem war zu hören, der hastig und unregelmäßig ging wie bei einem untrainierten Mann, der eine lange Strecke gelaufen war.

»Du da«, fuhr Charlie fort und deutete erneut auf den Piloten, »komm her!«

Der Pilot bemerkte, dass Charlie mit einem Mal eine Pistole in der Hand hielt. Er zielte zwar auf keinen seiner Begleiter, dennoch hob der Pilot die Arme und folgte gehorsam Charlies Anweisung. »Hören Sie«, sagte er, »ich weiß nicht, was hier gespielt wird. Ich fliege dieses Ding hier bloß und...«

»Setz dich, und lass die Hände da, wo ich sie sehen kann«, fuhr Charlie ihn an. Der Pilot gehorchte.

Durch das Fenster konnte Charlie sehen, wie Amery Hyde ein Handy aus der Tasche zog und eine Nummer wählte. Das Handy in Wests Jacke klingelte. Charlie bedeutete ihm mit einem Nicken, zu antworten. West zitterte so stark, dass er das Gerät kaum handhaben konnte. »Hallo?«, sagte er schließlich, nachdem er sich mehrmals geräuspert hatte.

»Geben Sie mir Charlie«, befahl Hyde. »Und machen Sie sich keine Sorgen, wir werden Sie sicher da rausbringen.« Charlie konnte Hydes Worte leise über das Telefon hören, synchron dazu las er die Lippenbewegungen durch das Fenster.

»Um Gottes willen, seien Sie vorsichtig«, sagte West mit brechender Stimme. »Lassen Sie nicht zu, dass er mich umbringt. Sagen Sie's ihm! Sagen Sie ihm, dass nicht ich Sie gewarnt habe!«

»Es ist mir scheißegal, wer sie gewarnt hat«, sagte Charlie und riss das Handy ungeduldig an sich. »Okay, ich höre.«

»Und ich wette, Sie haben mich auch genau im Auge, Charlie. Also wissen Sie, wer ich bin.«

»Ich weiß jetzt, wer Sie sind – Mr. Hyde.«

»Ich bin noch immer Control, Charlie. Ich gebe noch immer Befehle.«

»Nicht mir. Nicht mehr.«

»Charlie, Sie sind gut. Wir beide wissen, wie gut. Aber selbst Sie haben diesmal keine Chance.«

Alles, was Charlie jemals in einer solchen Situation zu tun gelernt hatte, schoss ihm durch den Kopf. Als Erstes musste er Zeit gewinnen, die anderen hinhalten und Punkte sammeln, indem er den Gegner aus der Ruhe brachte. Dann erinnerte er sich daran, dass es Control gewesen war, der ihm die meisten dieser Tricks beigebracht hatte – und dass sie damit in diesem Fall verschwendet wären. Charlie beschloss, die Sache zu verkürzen.

»Wo sind Dr. Flemyng und ihr Sohn?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Ich habe zwei Geiseln hier. Ich will Dr. Flemyng und ihren Sohn hier im Flugzeug haben. Sie werden die beiden Geiseln bekommen, sobald ich sie nicht mehr brauche.«

Amery drehte sich um und nickte gelassen einem seiner Männer zu. Maschinengewehrfeuer erklang; es war nach unten gerichtet. Das Flugzeug schwankte und sackte dann ab wie ein ungelenker Vogel auf sein Nest.

»Wir haben die Reifen zerschossen, Charlie«, erklärte Amery. »Dieses Flugzeug wird nirgendwo hinfliegen. Und Sie auch nicht. Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus, und wir werden das ganze dumme Missverständnis aufklären.«

53

Die Sonne kam hinter einer Wolke hervor und schien Amery Hyde mitten ins Gesicht. Er kniff die Augen zusammen und konnte so kaum noch durch das Fenster erkennen, was in der Flugzeugkabine vor sich ging. Die Scheiben waren beinahe undurchsichtige schwarze Flächen.

Er wusste, dass Charlie bewaffnet war. Zusammen mit den beiden Geiseln hatte er damit keine schlechten Trümpfe in der Hand. Charlie war dafür geschaffen, diesen Kampf auszufechten und, wenn nötig, dabei zu sterben. Er war nicht darauf programmiert, aufzugeben. Und wenn er es doch tat – nun, das wäre eine interessante Entwicklung.

»Okay, wenn wir schon mal hier sind, lassen Sie uns reden.« Charlies Stimme am Handy klang lakonisch. Amery wartete einen Augenblick und wollte gerade zu einer Erwiderung ansetzen, als

ein schriller Schrei mit solcher Intensität aus dem Hörer drang, dass Amery zusammenzuckte, nicht heftig, aber er wusste, dass Charlie es bemerkt haben würde. Er ärgerte sich darüber; Charlie würde glauben, dass er langsam die Oberhand gewann – was nicht zutraf.

Latimer West hatte den Schrei ausgestoßen. Amery konnte sein Wimmern im Hintergrund vernehmen, während Charlie fortfuhr: »Was meinen Sie, Amery? Sollen wir reden?«

Amery fragte sich, was Charlie Latimer West wohl angetan hatte, zwang sich jedoch schnell dazu, sich wieder auf die eigenen Probleme zu konzentrieren. Es war sinnlos, darüber nachzudenken, wozu Charlie alles fähig war. Amery musste diese Sache mit größter Vorsicht angehen. Es war das erste Mal, dass Charlie sich ihm gegenüber anders als respektvoll verhielt, was eine gänzlich neue Erfahrung war – für sie beide.

»Meine Tochter und mein Enkel sind in Sicherheit, Charlie«, sagte er ins Handy. »Sie brauchen Ihre Hilfe nicht, obwohl ich mich bei Ihnen in Ihrem Namen für Ihre Sorge bedanken möchte. Niemandem wird ein Leid geschehen, auch Ihnen nicht, wenn Sie einfach nur ohne große Umstände aus dem Flugzeug kommen. Schlimmstenfalls werden Sie für einige Zeit zum Wiederholungstraining abkommandiert.«

»Sie meinen zur Rekonditionierung?«

»Sie haben den richtigen Maßstab für die Dinge verloren, Charlie. Sagen Sie mir, was Sie wirklich wollen?«

»Ich will Dr. Flemyn und ihren Sohn. Und ich will den Helikopter, den ich von hier aus sehen kann. Und einen Piloten.«

»Sie haben bereits einen, Charlie.«

Gedämpft hörte Amery durch das Handy, wie Charlie Rücksprache hielt, konnte die genauen Worte aber nicht verstehen.

»Er sagt, dass er keinen Hubschrauber fliegen kann, also werde ich

Ihren Mann brauchen, Amery.«

Mit einem geduldigen Lächeln auf den Lippen schüttelte Amery den Kopf, als sehe er Charlie den kleinen Scherz nach. »Okay, Charlie, wir haben eine Menge Zeit. Wir können hier abwarten, bis Sie es sich anders überlegt haben.«

Die Maschinen des Jets, die bisher ein leises weißes Rauschen im Hintergrund produziert hatten, winselten plötzlich nur noch und erstarben. Der Zeitpunkt war genau kalkuliert. Alles deutete daraufhin, dass Charlie bereit war, sich für längere Zeit zu verschanzen. Das beunruhigte Amery. Er war eindeutig im Vorteil, und ihm stand mehr Feuerkraft zur Verfügung, aber er wollte auf jeden Fall verhindern, dass sich die Sache allzu sehr hin zog. Charlie war in der Lage, weitaus länger als jedes menschliche Wesen wachsam und gefährlich zu bleiben. Außerdem standen Amerys Männer draußen in der Hitze, die sie schnell ermüden würde, und er hatte keinen Ersatz für sie.

»Nur damit Sie wissen, dass ich es ernst meine«, erklang Charlies Stimme aus dem Handy. Er hörte sich nun ganz entspannt an, als hätte er die Füße hochgelegt. »Ich werde jetzt die Tür öffnen – oder um genauer zu sein, ich werde sie öffnen lassen, also halten Sie die Finger am Abzug ruhig!«

Latimer Wests panische Stimme drang aus dem Hörer: »Nicht schießen! Er zwingt mich, die Tür zu öffnen. Bitte nicht schießen!«

Amery sagte nichts, blickte sich aber um, um sicherzugehen, dass seine Männer auf alles vorbereitet waren, auch wenn er bezweifelte, dass irgendeiner von ihnen fähig war, angemessen auf Charlies Schnelligkeit zu reagieren.

Die Tür schwang nach außen und zurück gegen den Rumpf. Eine kleine metallene Trittleiter faltete sich automatisch bis zum Boden aus. Amery konnte bloß die Finger zweier Hände erkennen, die sich an den Türrahmen klammerten, bevor sie wieder in der

Dunkelheit dahinter verschwanden. Sonst war keine Bewegung auszumachen. Amery stellte fest, dass er den Atem angehalten hatte, als Charlies Stimme sich erneut über das Handy meldete:

»Ich schicke Ihnen jetzt eine Botschaft – wie ich schon sagte, nur um Ihnen zu beweisen, dass ich es ernst meine.«

In der Dunkelheit bewegte sich etwas, und die Gestalt des Piloten in Uniform und Mütze erschien rückwärts in der offenen Tür. Er schien die Hände ausgestreckt zu halten, teils wohl um zu zeigen, dass er keinen Widerstand leisten wollte, teils in einem fruchtlosen Versuch, abzuwehren, was immer Charlie ihm anzutun drohte.

»Ich schicke die Botschaft mit diesem Burschen raus«, erklang Charlies Stimme über das Handy. »Ich möchte, dass Sie ihr Ihre volle Aufmerksamkeit schenken. Sind Sie bereit?«

Im Innern des Flugzeuges ertönte ein einzelner Schuss. Der Pilot krümmte sich zusammen, als hätte ihm jemand einen Fausthieb in den Magen versetzt. Die Wucht des Einschlages riss ihn von den Füßen und schleuderte ihn rückwärts ins Freie. In der Luft überschlug er sich und landete schließlich mit dem Gesicht nach unten einige Schritte von der Flugzeugleiter entfernt auf dem Boden. Er schien tot zu sein, aber das war aus der Entfernung schwer festzustellen. Trotzdem hob Amery warnend eine Hand, um seine Männer zurück und außerhalb von Charlies Schussfeld zu halten. Er wartete eine Weile, bevor er das Handy wieder an sein Ohr hob und mehr bedauernd als wütend hineinsprach:

»Das war nicht nötig, Charlie. Es hat Ihrer Sache mit Sicherheit nicht gedient. Dennoch bin ich bereit, Ihnen eine Chance zu geben, wenn Sie mit erhobenen Händen herauskommen.«

Zuerst erfolgte keine Antwort, dann ertönte ein weiterer Schrei von Latimer West, diesmal seltsam gedämpft, als wäre ihm etwas – vielleicht Charlies Hand – über den Mund gelegt worden. Das

Wimmern ging weiter, und Amery sah, wie es bei seinen Männern begann, Wirkung zu zeigen, was Charlie zweifellos beabsichtigt hatte. Sie tauschten beunruhigte Blicke untereinander aus und verloren die Konzentration.

»Nun gut, Charlie, wenn Sie es unbedingt so wollen«, sagte Amery ins Handy, aber laut genug, dass auch seine Männer es hören konnten. »Es tut mir leid, dass es so enden muss.«

Amery nickte dem Mann zu seiner Rechten, Michael, zu, der sein Stichwort erkannte und das Feuer eröffnete. Die anderen schlossen sich ihm an, durchlöcherten beide Seiten des Rumpfes mit einem Kugelhagel, rissen die glänzende Flugzeughülle mit jeder neuen Runde glühenden Bleis auf und ließen das Flugzeug in einer beinahe komischen Parodie von Luftturbulenzen hin und her tanzen.

Amery Hyde trat einen Schritt zurück, um sein Werk zu begutachten. Das Rattern der Maschinenpistolen war ohrenbetäubend, doch mit der Zeit wirkte es hypnotisch, ja beinahe beruhigend. Für Amery Hyde war es ein Zeichen dafür, dass ein Problem gelöst war. Charlie Monk hatte seinen Zweck erfüllt, nun war er untragbar geworden. Er hatte jedes vernünftige Angebot, sich zu ergeben, ausgeschlagen: Das würde jeder der anwesenden Männer bestätigen können, falls, was unwahrscheinlich war, jemand Amerys Entscheidung in Frage stellen sollte. Lediglich aus einem Grund konnte man ihn vielleicht kritisieren: dass er Latimer Wests Tod in diesem Inferno billigend in Kauf genommen hatte. Man würde jedoch schnell erkennen, dass die Gefahr, die von einem unkontrollierbaren Charlie Monk ausging, den Verlust Wests nicht nur rechtfertigte, sondern bei weitem überwog. West hatte in der Vergangenheit gute Arbeit geleistet, aber niemand war unersetztlich. Nur die Sache zählte. Das musste Amery Hyde sich immer wieder selbst vor Augen

halten. Im Interesse der Sache musste er sogar den Verlust der Liebe seiner Tochter hinnehmen. Er würde mit diesem Verlust leben müssen, wie er stets bereit gewesen war, die Konsequenzen seiner Entscheidungen zu tragen.

Seine Gedanken mussten für einen Augenblick abgeschweift sein, betäubt vom monotonen Rattern des Gewehrfeuers. Es hatte nun lange genug angedauert, entschied er. Es war vorbei. Doch erst als er die Hand hob, um das Signal zur Einstellung des Feuers zu geben, wurde ihm richtig bewusst, was um ihn herum geschah. Michael lag am Boden, bewegungslos. Ein zweiter Mann krümmte sich auf der Landebahn, seine Schmerzensschreie waren über dem Lärm der Maschinenpistolen kaum hörbar. Und unter Amerys Blicken wurde ein dritter Mann von einer Kugel getroffen, die sein Gesicht in einen blutigen Krater verwandelte.

Amery blickte hektisch um sich auf der Suche nach einer Erklärung. Das konnte nicht sein! Wie war so etwas möglich? Es musste sich um einen Irrtum handeln.

Und dann sah er ihn: den Piloten. Er war auf den Beinen, feuerte eine Pistole ab und bewegte sich schneller, als das Auge ihm zu folgen vermochte. Doch Amery erkannte auch so, dass er Charlie vor sich hatte, und er verstand sofort, wie dieser sie alle überlistet hatte. Amery verfluchte sich dafür, die Kreatur, bei deren Erschaffung er selbst (zumindest teilweise) beteiligt gewesen war, so unterschätzt zu haben. Er sah hilflos mit an, wie Charlie in einer eleganten, todbringenden Bewegung einen vierten Mann mit einem Sprungtritt fällte, dessen Waffe aufsammelte und seine drei übrigen Gegner mit einer einzigen Salve niedermähte, während er sich gleichzeitig abrollte, und das so schnell, dass Amery nur seine verwischten Konturen wahrzunehmen vermochte.

Stille senkte sich so plötzlich auf das Flugfeld herab, dass die ganze Szenerie beinahe unwirklich schien. Das Erste, was Amery

auffiel, war der scharfe Geruch nach Kordit, der in der Luft lag. Alle seine Männer waren tot, nicht einmal mehr ein Wimmern war zu vernehmen. Die einzigen Geräusche, die überhaupt zu hören waren, kamen von Charlie, der sich ihm näherte: seine leisen Schritte auf dem Erdboden, als er um das Heck des zerschossenen Flugzeugs bog, und das metallische Klicken der Maschinenpistole, die er nun locker in der Hand hielt. Seine Kleider waren voller Flecken: von der Erde, als er sich abgerollt hatte, und vom Blut seiner Gegner. Er selbst schien unversehrt.

Charlie ließ Amery keine Sekunde aus den Augen, während er beinahe wie zufällig auf die Tür des Flugzeugs zuschritt. Erst als er dort angekommen war, wandte er den Blick ab und sah ins Innere.

Latimer West – oder das, was von ihm übrig war – saß zusammengesunken in dem Sitz, auf dem Charlie ihn festgebunden und geknebelt hatte. Der Pilot lag zusammengekrümmt und in seiner Unterwäsche mehr vor Angst als vor Kälte zitternd auf dem Boden des Cockpits, wo Charlie ihm zu bleiben befohlen hatte. Er schien unverletzt, und Charlie war froh darüber. »Alles okay«, sagte er. »Die Schießerei ist vorbei. Du kannst rauskommen.«

Dann drehte er sich wieder zu Amery Hyde um, der sich nicht von der Stelle bewegt hatte und sich auch jetzt noch nicht rührte, da Charlie auf ihn zutrat. Amery wusste, dass er das Ende seines Weges erreicht hatte. Er fürchtete sich nicht vor dem Tod; das hatte er nie getan. Es gab nur eines, wovor er sich stets gefürchtet hatte: davor, dass das Böse siegen könnte, und Charlie hielt er nicht für böse. Charlie war ein Werkzeug des Guten, das außer Kontrolle geraten war. Nun, jetzt würde sich ein anderer um dieses Problem kümmern müssen. Der Mann, der einmal Control gewesen war, sah Charlie gelassen entgegen, im Einklang mit sich

selbst, aufrechten Blicks und ruhig atmend.

Charlie blieb stehen und musterte den älteren Mann eine Weile, und dann sprach er mit ihm, als ahne er, was in Amerys Kopf vor sich ging.

»Ich werde Sie nicht töten, Amery«, sagte er. »Sie sind nicht gefährlich. Nicht mehr. Für niemanden.«

Amery errötete. Die Entrüstung, die er verspürte, traf ihn völlig unerwartet. Seine Kehle war trocken. Er räusperte sich. »Okay, Charlie, was wollen Sie?«

»Sie wissen, weshalb ich hierher gekommen bin. Wo sind sie?«

Amery nickte langsam. Er signalisierte stillschweigendes Einvernehmen mit Charlie, bestätigte einen Handel, aus dem sie beide mit Würde und Anstand hervorgehen konnten. »Okay, Charlie, du hast gewonnen. Bring meine Tochter und meinen Enkel von hier fort, und tu, was du tun musst. Das ist genau das, was auch ich stets getan habe: das, was ich tun musste. Ich habe immer nur versucht, meine Pflicht zu erfüllen.«

Noch während er sprach, beugte er sich hinunter und langte nach etwas, das auf dem Boden lag. Es war die Pistole, die Charlie einem der Wachmänner im Irvine-Spectrum abgenommen und die er hatte fallen lassen, als er sich die schwerere Waffe griff, die er nun geschultert hielt.

»Hey!«

Diesmal war es Charlie, der überrascht wurde, unvorbereitet auf die Herausforderung, die in der gelassenen Bewegung des anderen lag. Control, noch immer gebeugt und die Hand an der Pistole, sah zu Charlie auf. Der Anflug eines Lächelns lag auf seinen Lippen. Er wusste, dass er sich nun wieder im Vorteil befand, und er genoss es.

»Was ist, Charlie? Glaubst du ernsthaft, ich lege es auf ein Duell mit dir an? Mach dich nicht lächerlich. Nichts liegt mir ferner.«

Amery richtete sich ohne Hast auf, bewegte sich in seinem eigenen Rhythmus, kontrollierte die Situation wieder. Prüfend wog er die Pistole in der Hand. »Immer noch ein paar Patronen darin, wie ich sehe. Gut so.«

»Legen Sie die Pistole hin!«

Charlie hatte jeden Muskel angespannt, und seine Hand schloss sich fester um den Abzug des Maschinengewehrs.

Amery lächelte ihn unverhohlen an, fast schien er in Gelächter ausbrechen zu wollen. »Nun mal halblang, Charlie. Und was machst du, wenn ich nicht gehorche? Erschießt du mich?«

Langsam und bedächtig hob er den Lauf der Pistole an seine Schläfe und hielt inne.

Charlie beobachtete ihn seltsam fasziniert. Er wusste, dass er hätte eingreifen können. Er hätte Amery ins Bein schießen, ihn auf Dutzende von Arten entwaffnen können, wenn er es gewollt hätte. Das Seltsame war, dass er es nicht wollte. Nicht weil er Amery lieber tot gesehen hätte. Nein, er spürte vielmehr, ohne es genau zu verstehen, dass er nicht das Recht hatte, einzugreifen. Und Amery wusste das.

»Sag meiner Tochter, dass ich sie liebe. Ich habe es immer getan und werde es immer tun.«

Entschlossen drückte er den Abzug.

Charlie starrte auf den Leichnam am Boden. Er brauchte nicht nachzusehen: Amery Hyde war zweifellos tot. Charlie fragte sich, was er Susan sagen sollte. Die Wahrheit, natürlich. Aber würde sie ihm glauben?

Nun, darüber konnte er sich später Gedanken machen. Zuvor musste er das Vorhaben zu Ende bringen, dessentwegen er hierher gekommen war, musste das Versprechen erfüllen, das er Susan gegeben hatte.

Er lauschte. Ringsum herrschte Totenstille. Wer immer sich im Haus aufhielt, musste die Schüsse gehört haben. Charlie glaubte nicht, dass er bereits all seine Gegner erledigt hatte. Es mussten noch mehr da sein.

Rasch sammelte er einige Maschinenpistolen und Magazine ein. Er warf sie in den Kombi und fuhr dann mit hoher Geschwindigkeit zum Hauptgebäude. Als er nahe genug herangekommen war, riss er das Lenkrad herum und fuhr mit quietschenden Reifen um das Haus.

Ein Schuss ertönte. Darauf hatte er gewartet, das hatte er mit seinem Manöver bezeichnen wollen: sie zum Feuern zu verleiten und dadurch herauszufinden, mit wie vielen Gegnern er es noch zu tun hatte. Es sah so aus, als wäre es nur einer. Gut. Seine Lage war besser, als er gehofft hatte.

Er rief sich das Innere des Hauses in Erinnerung, wie Susan es ihm in der VR-Demonstration gezeigt hatte. Er ahnte, von welchem Fenster aus der Schuss gekommen war. Als er um die Ecke bog und an der Südseite des Hauses entlangfuhr, kam der nächste Schuss von genau dieser Stelle. Vor seinem inneren Auge sah er den Treppenabsatz und den kurzen Treppenaufgang, der die beiden Fenster miteinander verband. Nun wusste er, was er zu tun hatte.

Charlie fuhr um die nächste Ecke, trat dann auf die Bremse und bog in einen schmalen Hof, der auf drei Seiten von Gebäuden des ausgedehnten Besitzes umgeben war. Er sprang aus dem Wagen und versuchte sein Glück an einer Tür, die ihm ebenfalls aus der VR bekannt war. Sie war unverschlossen, wie es Susans Worten

nach meist der Fall war. Charlie nahm zwei Maschinenpistolen mit, eine über die Schulter gehängt, die andere im Anschlag. Beide Waffen hatte er nachgeladen; in seinen Taschen steckten weitere Magazine.

Als der einzelne Schütze, ein großer, junger Mann mit dem durchtrainierten Körper eines Gewichthebers, in T-Shirt und Jeans die Treppe hinunterkam, barfuß und geräuschlos wie eine Katze, stand Charlie in einer dunklen Ecke und beobachtete ihn. Sein Gegner war ziemlich groß und doppelt so stark wie ein durchschnittlicher Mann. Die Waffe in seiner Hand sah im Vergleich zum Umfang seiner Oberarme und den breiten, muskulösen Schultern wie ein Spielzeug aus.

»Fallen lassen!«, befahl Charlie.

Der junge Mann erstarrte. Er wusste nicht, wo die Stimme hergekommen war.

»Ich sagte: fallen lassen!«

Der Mann drehte sich um und entdeckte Charlie. Er sah auch, dass Charlies Waffe auf ihn gerichtet war, während er seine eigene in die falsche Richtung hielt. Also ließ er sie gehorsam fallen und hob die Hände.

Charlie ging zu ihm hinüber und kickte das herrenlose Gewehr über den Fußboden. Charlie war kleiner als sein Gegenüber, daher musste er beim Sprechen zu ihm aufschauen:

»Wo sind Dr. Flemyn und der Junge?«, wollte er wissen.

Der Anflug eines Lächelns umspielte die Lippen des jungen Burschen, als er den Kopf schüttelte. Gut, der Gegner hatte eine Waffe, dachte er bei sich, aber rein körperlich war er ihm unterlegen. Und der andere hatte sich viel zu weit vorgewagt, weiter, als gut für ihn war. Wenn es ihm nur gelänge, die Arme unmerklich zu senken, würde er...

Das Nächste, was er spürte, war der Aufschlag seines eigenen

Körpers auf dem harten Boden. Dann erst wurde ihm bewusst, was geschehen war. Charlie hatte ihm einen hammerharten Schlag in den Magen versetzt, härter als jeder Schlag, den er in seinem Leben hatte einstecken müssen. Der massive Panzer aus Muskeln, den er in zahllosen Trainingsstunden gestählt hatte, hatte nachgegeben wie Butter, und der Schlag hatte selbst das letzte Quäntchen Luft aus seinen Lungen getrieben.

Mit nur einer Hand zog Charlie den Mann grob in eine sitzende Position. Er legte ihm die Finger in den Nacken, spreizte den Daumen ab und presste diesen leicht unter das Kinn. Charlie übte keinerlei Druck aus, doch der junge Mann konnte trotzdem die unglaubliche Kraft spüren, die in diesen Fingern steckte, und wusste, dass Charlie ihm jederzeit das Genick brechen konnte.

»Ich weiß, dass du im Augenblick nicht sprechen kannst«, sagte Charlie, »also nicke einfach mit dem Kopf. Du wirst mich zu ihnen bringen, nicht wahr?«

Mit viel Mühe gelang es dem jungen Mann zu nicken.

Zwei Minuten später standen sie vor einer schweren hölzernen Tür, die, den Worten des jungen Mannes nach, hinunter in den Keller führte. »Sie hat von innen abgesperrt«, sagte er, noch immer außer Atem. »Sie hat die beiden mit nach unten genommen.«

»Brich die Tür auf!«, befahl Charlie.

»Aber sie hat eine Waffe.«

»Dann sagst du ihr wohl besser, dass sie sie nicht gebrauchen soll.«

Dem jungen Mann brach der Schweiß aus. Bei seiner Einstellung war von solchen Komplikationen keine Rede gewesen. Er klopfte an die Tür, und seine Hand zitterte wie die eines nervösen Fans vor der Garderobe seines angebeteten Stars.

»Mrs. Hathaway?«, rief er. »Mrs. Hathaway, hier spricht Rod. Ich muss zu Ihnen runterkommen, Mrs. Hathaway. Ich muss die Tür

hier aufbrechen. Bitte schießen Sie nicht!«

Er wartete auf eine Antwort, aber es blieb still. Charlie bedeutete ihm, sich zu beeilen. Rod öffnete den Mund, um zu protestieren, doch kein Laut drang ihm über die Lippen. Jetzt erfuhr er, was es hieß, zwischen Teufel und Beelzebub wählen zu können. Letztendlich schien es ihm ungefährlicher, sich Mrs. Hathaway und ihrer Waffe zu stellen als Charlie.

Er brach die Tür mit der Schulter auf. Sie bot ihm keinen großen Widerstand, und es erfolgte auch kein augenblickliches Gewehrfeuer.

Rod atmete erneut tief ein und stieg dann, unbarmherzig von Charlie gedrängt, die hölzernen Stufen hinunter in den dunklen Keller. Charlie blieb dicht hinter ihm und wartete den richtigen Moment ab, den Lichtschalter zu betätigen, den er an der Wand entdeckt hatte. Als er den Schalter schließlich drückte, versetzte er Rod gleichzeitig einen Stoß in den Rücken und schickte ihn purzelnd die letzten Stufen hinunter auf den Kellerboden. Hätte unten jemand mit schussbereiter Waffe gewartet, er hätte zweifellos auf den jungen Mann geschossen. Aber der Raum war leer.

»Okay, Rod, auf die Füße. Sieht so aus, als würdest du's überleben«, sagte Charlie mit gesenkter Stimme. Dann fügte er hinzu: »Also, wo ist sie?«

Die Antwort kam aus gänzlich unerwarteter Richtung. Ein Hund bellte – zweimal, bevor ihn jemand zum Schweigen brachte und nur noch ein leises, protestierendes Winseln zu hören war. Charlies Blick wurde auf eine zweite Tür gelenkt, die nur einen Spalt breit offen stand. Er hob eine Augenbraue und blickte fragend in Richtung des jungen Mannes.

»Der Weinkeller«, erklärte dieser.

Charlie bedeutete ihm, vorzugehen. »Geh rein und mach das

Licht an!«, befahl er.

Erneut verzog sich Rods Gesicht in stummem Protest, doch wieder gehorchte er.

»Mrs. Hathaway, ich bin's, Rod. Wenn Sie da drin sind, schießen Sie bitte nicht. Ich werde jetzt die Tür aufmachen und das Licht anschalten.«

Ganz langsam, jeden Muskel seines überentwickelten Körpers so angespannt, dass er sich kaum bewegen konnte, drückte Rod die Tür auf. Sie quietschte in den Angeln, doch sonst geschah nichts. Dann tastete Rod nach dem Schalter an der Wand. Eine einzelne Glühbirne flammte auf.

»Ich werde nicht auf dich schießen, Rod«, sagte Mrs. Hathaway. »Ich habe alles unter Kontrolle.«

Charlie trat in die geöffnete Tür und erfasste mit einem Blick die Situation. Mrs. Hathaway stand hinter dem schreckensstarren Christopher, eine Hand auf seinem Mund, in der anderen eine Pistole, deren Lauf sie ihm an die Schläfe drückte. Susan stand nicht weit von ihr entfernt, verwirrt und aufgewühlt, den ebenfalls verschreckten Hund auf dem Arm und bemüht, ihn stillzuhalten.

Hinter sich vernahm Charlie hastige Schritte. Ein paar Packkisten und ein Eimer fielen polternd um. Rod versuchte verzweifelt, die Treppe zu erreichen und sich in Sicherheit zu bringen. Charlie hätte ihn leicht erschießen können, verzichtete aber darauf. Er glaubte nicht, dass Rod noch eine Gefahr für sie darstellte. Der Junge war am Ende mit den Nerven. Für solche Himmelfahrtskommandos wurde er nicht gut genug bezahlt. Und was noch schwerer wog: Auf so etwas war er nicht vorbereitet worden.

Charlie wandte sich wieder Mrs. Hathaway zu. Sie war aus härterem Holz geschnitzt. Sie war intelligent, tiefer in die ganze Sache verstrickt und engagierter. Charlie konnte sehen, dass sie

sich nicht so leicht vor etwas fürchtete. Er musste sich anstrengen.

»Schauen Sie, Lady«, begann er und blickte ihr dabei fest in die Augen. Seine Stimme blieb ruhig, doch der drohende Ton, der darin lag, war unüberhörbar. »Ich bin nur drei Schritte von Ihnen entfernt, und das heißt, dass Sie es vielleicht schaffen, ein einziges Mal abzudrücken. Auf keinen Fall zweimal. Nun weiß ich nicht, wie viel man Ihnen über mich erzählt hat, aber auch wenn Sie nur über wenige Informationen verfügen, dann wissen Sie doch, wie sehr Sie es bereuen würden, keine Gelegenheit mehr zu haben, sich selbst eine Kugel in den Kopf zu jagen.«

Er hielt inne und ließ die Worte einen Augenblick lang wirken. Niemand, nicht einmal der Hund, wagte in diesen Sekunden zu atmen. Charlie ließ Mrs. Hathaway keinen Moment aus den Augen. Sie blinzelte, und Charlie nahm ein kaum erkennbares Zucken in ihrem Mundwinkel wahr. Das war gut. Sie hatte Angst und konnte es nicht verbergen. Charlie nutzte seinen Vorteil aus.

»Lassen Sie den Jungen gehen! Jetzt!«

Mrs. Hathaway spürte, wie ihr ein eisiger Schauder der Furcht den Rücken hinunterlief. Sie wünschte, Charlie würde es nicht bemerken, war sich aber sicher, dass es ihm nicht entgangen sein konnte. Etwas in seinen Augen sagte ihr, dass diesem Mann nichts entging. Es war, als könne er in ihren Schädel hineinsehen und selbst ihre geheimsten Gedanken lesen. Sie blinzelte erneut unwillkürlich und versuchte das unangenehme Gefühl zu verdrängen, dass jemand ihre intimsten Gedanken kannte, doch es half nichts. Mrs. Hathaway bemerkte auch, dass Charlie seine Position leicht verändert hatte. Er hatte sich nicht sichtbar bewegt, seit er den Raum betreten hatte, doch sie erkannte nun, dass jede Faser seines Körpers gespannt war, bereit, die Distanz zwischen ihm und ihr innerhalb eines Sekundenbruchteils zu überwinden und die furchtbare Drohung, die er ausgestoßen hatte, wahr zu

machen.

Es war zu viel für sie. Es wäre für jeden zu viel gewesen. Langsam senkte sie den Revolver und ließ ihn schließlich zu Boden fallen. Charlie trat näher, hob die Waffe auf und steckte sie in seine Tasche.

Christopher klammerte sich bereits an seine Mutter. Er war völlig außer sich, weinte und versuchte zu verstehen, warum »Tante May« ihn hatte töten wollen. Der Hund drängelte sich winselnd an die Beine von Mutter und Sohn.

Charlie sah sich um. Mrs. Hathaway folgte jeder seiner Bewegungen, in der Furcht vor dem, was nun geschehen würde. Sie wusste, dass er darüber nachdachte, was er mit ihr machen sollte. Als sie sah, wie er Susan und Christopher bedeutete, den Raum zu verlassen, ergriff Panik sie, Panik, dass er zurückbleiben würde, um ihr etwas anzutun. Aber dann hörte sie Susan sagen: »Tu ihr nichts, Charlie. Bis eben ist sie gut zu Christopher gewesen. Lass uns nur von hier verschwinden.«

Charlie zögerte, doch nur einen kurzen Augenblick. In der Tür zum Weinkeller steckte innen ein Schlüssel. Er zog ihn ab, bedachte Mrs. Hathaway mit einem weiteren warnenden Blick und sperrte sie dann ein.

Christopher war noch immer dabei, sich die Tränen aus den Augen zu wischen, während sie die Kellertreppe hinaufstiegen. Susan drückte ihm den Hund in die Arme, was ihn zu beruhigen schien.

»Halt ihn fest«, sagte sie. »Wir wollen doch nicht, dass er jetzt wieder ausbüchst.«

Charlie ging vor und achtete darauf, dass sie nicht in eine Falle liefen, die Rod oder irgendjemand sonst ihnen stellte. Doch das gesamte Haus schien verlassen. Er führte sie zu der Stelle, wo er den Kombi geparkt hatte.

»Mein Vater...?«, fragte Susan, während sie hinter Charlie herging.

»Es tut mir leid«, erwiderte Charlie. Er setzte an, ihr die näheren Umstände zu erklären, aber sie legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: »Nicht jetzt. Erzähl es mir später.«

Christopher war bei ihnen, und wie immer die Erklärung ausfallen mochte, Susan wollte nicht, dass er sie jetzt hörte. Der Junge hatte an diesem Tag bereits mehr als genug durchgemacht.

## 55

Sie erreichten den Jeep ohne weitere Zwischenfälle, stiegen ein und fuhren los. Erst als das Haus im Rückspiegel kleiner und kleiner wurde, nahm Charlie eine Bewegung wahr, die ihn stutzen ließ. Es war Rod, der sich in einem der Nebengebäude versteckt hatte und nun auf das Haupthaus zulief. Charlie hatte eigentlich geglaubt, dass er inzwischen schon meilenweit weg sein würde, um sich in Sicherheit zu bringen.

Susan bemerkte Charlies Gesichtsausdruck. »Etwas nicht in Ordnung?«, fragte sie.

»Sieht so aus, als würde unser Muskelprotz Mrs. Hathaway befreien«, erklärte er.

Susan warf gerade noch rechtzeitig einen Blick zurück, um den jungen Mann in der Tür verschwinden zu sehen, aus der sie eben erst gekommen waren.

»Können sie noch etwas tun?«, fragte sie.

»Uns verfolgen, schätze ich«, antwortete Charlie, obwohl ihn diese Möglichkeit nicht weiter zu beunruhigen schien, zumindest nicht für die nächsten zwei, drei Kilometer. Dann jedoch bemerkte

Susan, wie sich sein Gesicht erneut verfinsterte, als er in den Rückspiegel sah. »Verdammst!«, fluchte er kaum hörbar.

»Was?«

Er brauchte ihre Frage nicht zu beantworten. Als sie sich umdrehte, um zurückzublicken, entdeckte sie sofort den Helikopter. Er hatte sich erst wenige Meter in die Luft erhoben, kippte jedoch bereits in ihre Richtung ab, um die Verfolgung aufzunehmen.

»Ich hätte auf Nummer Sicher gehen sollen«, meinte Charlie grimmig.

Susan fragte sich, was er damit wohl meinte. Mrs. Hathaway töten, den jungen Mann – oder beide? Oder einfach nur den Hubschrauber außer Gefecht setzen? Was auch immer Charlie meinte, es war sicher nicht der richtige Zeitpunkt, nachzuhaken.

»Christopher«, sagte Charlie, »bist du da hinten angeschnallt?«

»Klar.«

»Halte Buzz gut fest.«

Charlie riss das Lenkrad herum und lenkte das Fahrzeug vom glatten Belag des Weges auf holprigen, staubigen Grund. Susan musste sich am Armaturenbrett festhalten, um nicht heftig hin und her geschüttelt zu werden.

»Wo fahren wir hin?«, wollte sie wissen.

»Zu den Bäumen da hinten«, antwortete Charlie.

Susan blickte nach vorne. Die nächsten Bäume standen etwa zweihundert Meter entfernt. Als sie sich zum Hubschrauber umwandte, sah sie, dass dieser schnell aufholte.

»Glaubst du, dass sie bewaffnet sind?«, fragte sie.

Die Antwort erhielt sie augenblicklich in Form einer Maschinengewehrsalve, die die Erde nur wenige Meter neben ihrem dahinrasenden Jeep hochspritzen ließ.

Sie waren noch immer weit von den Bäumen entfernt, als der

Helikopter sie überholte, nach rechts abdrehte und eine Kehrtwende einleitete. Als er erneut über sie hinwegflog, konnten sie Rods muskulöse Gestalt erkennen, der mit der Waffe im Anschlag halb aus der Maschine hing und seine Fantasien von Hollywood-Helden auslebte.

Beinahe trafen die Kugeln den Wagen – aber eben nur beinahe. Sie würden sich näher heranwagen müssen. Charlie beobachtete, wie der Hubschrauber eine Kurve flog, um genau das zu tun. Er konnte die Frau am Steuerknüppel sehen. Sie war eine gute Pilotin. Charlie war beeindruckt und verfluchte sich erneut dafür, dass er es so weit hatte kommen lassen.

»Es ist Tante May!«, rief Christopher nicht vor Aufregung, sondern vor Angst. Er hatte dieser Frau vertraut, was die Tatsache, dass sie nun versuchte, ihn umzubringen, noch erschreckender machte. Er begann zu schreien, als der Lärm der Rotoren über ihnen so ohrenbetäubend wurde, als würde die Maschine auf dem Wagen aufsetzen und ihn zerquetschen wollen. Eine weitere Maschinengewehrsalve ging um sie herum nieder. Diesmal traf zumindest eine Kugel den Wagen; sie hörten den dumpfen Durchschlag in der Karosserie, ohne allerdings genau bestimmen zu können, wo. Charlie hielt den Atem an, der Einschuss schien jedoch ohne unmittelbare Folgen zu bleiben. Nicht einmal ein Warnlicht flammte am Armaturenbrett auf.

Charlie riss erneut das Lenkrad herum und fuhr im Zickzack hin und her, um kein allzu leichtes Ziel abzugeben. Die Frau, die den Helikopter flog, war gut, aber das Muskelpaket Rod war undiszipliniert und schlecht ausgebildet. Er verfehlte sie beim nächsten Überflug weit. Charlie konnte einen kurzen Blick auf seine beiden Gegner erhaschen, als sie im Tiefflug näher kamen und sich schließlich wieder in die Kurve legten, und sah, wie sie sich gegenseitig vorwurfsvoll anschrien. Nicht gerade ein ideales

Paar, dachte er sich. Nichtsdestotrotz wusste er, dass sie mit der Zeit einfach Glück haben würden. Mrs. Hathaway war als Pilotin gut genug, sich so nahe an den Wagen zu hängen, dass es Rod auf jeden Fall gelingen würde, genügend Blei durchs Stoffdach zu pumpen, um sie alle zu erwischen. Sogar Rod würde treffen, wenn er die Waffe einfach nur nach unten zu richten brauchte und nur aufpassen musste, dass er sich nicht in die Füße schoss.

Der Helikopter flog wieder über sie hinweg, und erneut erfolgte ein Feuerstoß, der keinen Schaden anrichtete. Charlie war froh, die Bäume zu erreichen, bevor ihre Gegner einen weiteren Angriff fliegen konnten. Zuerst standen die Bäume nicht sehr dicht, wichtig war nur, dass sie den Hubschrauber zwangen, Höhe zu behalten. Rod feuerte immer weiter, die Salven gingen allerdings weit daneben. Der Helikopter stieg schließlich noch höher und überholte sie mit voller Geschwindigkeit. Charlie fragte sich, was das zu bedeuten hatte, und vermutete, dass vor ihnen wohl wieder freies Gelände lag und die Frau einen Hinterhalt plante.

Charlie fuhr im Slalom rechts und links an den Bäumen vorbei, doch er konnte an der Flugbahn des Hubschraubers ablesen, dass die Lichtung vor ihnen wahrscheinlich groß und nicht zu umfahren war. Er versuchte sich ins Gedächtnis zu rufen, was er vom Flugzeug aus gesehen hatte, als er angekommen war, konnte sich aber nicht an genügend Details erinnern.

Plötzlich befanden sie sich, wie er es befürchtet hatte, wieder in freiem Gelände. Der Helikopter hing tief und leicht zur Seite geneigt über der Lichtung und erwartete sie bereits. Er kam in einem spitzen Winkel auf sie zu, und Rod schoss, was sein Maschinengewehr hergab. Mehrere Kugeln trafen den Wagen. Viele der dumpfen Aufschläge waren besorgniserregend laut und hörten sich gefährlicher an als zuvor. Auf dem Armaturenbrett begann zuerst ein einzelnes rotes Warnlicht zu blinken, dann ein

zweites. Charlie hatte keine Zeit, zu registrieren, was sie bedeuteten, denn soeben zerbarst das Seitenfenster mit einem hässlichen Splittern.

Susan wirbelte herum, um zu sehen, ob Christopher unverletzt geblieben war. Er war unversehrt, auch wenn er die Augen vor Schreck weit geöffnet hatte. Der Schock, der ihn gepackt hatte, schien weit über bloße Furcht hinauszugehen, aber auch wie ein mentaler Schutzschild zu wirken, der das Allerschlimmste von ihm fern hielt. Der Hund, den er noch immer fest an sich gepresst hielt, winselte klagend. Es klang wie ein ritueller Gesang, mit dem er seine wölfischen Vorfahren um Hilfe anrief.

»Achtung, Charlie!«

Susan hatte sich gerade wieder umgedreht, da sah sie den äußeren Begrenzungszaun der Ranch vor sich aufragen. Es schien ein Lattenzaun aus Holz zu sein, den man mit Stacheldraht verstärkt, vielleicht sogar unter Strom gesetzt hatte. Dazwischen stand alle paar Meter ein Betonpfosten. Charlie hielt genau auf die Mitte zwischen zwei solcher Pfosten zu.

»Runter mit euch!«, schrie er.

»O mein Gott! Chris, geh in Deckung!«

Susan glaubte nicht, dass sie es schaffen würden... Nein, sie wusste, dass sie es nicht schaffen würden. So etwas funktionierte nicht wie in den Filmen, in denen die Leute wie beiläufig mit ihren Autos durch Tore und Barrieren jeder Art brachen und diese leicht wie Sperrholz zerbarsten, woraus die Hindernisse im Film ja in der Tat auch gemacht waren. Im wahren Leben konnte so etwas nicht funktionieren. Gleich würden sie in einem zerfetzten, lichterloh brennenden Blechhaufen sterben.

Die Zeit schien zu gerinnen, als der Kühlergrill des Wagens den Zaun berührte. Sie verging langsamer, aber sie blieb nicht stehen. In der nächsten Sekunde fühlte Susan einen Schlag im Gesicht,

und die Welt um sie herum versank im Dunkel.

Der Krach des Aufpralls verklang jedoch nicht. Weder das Lärmen des Motors noch das Wummern des Helikopters über ihnen. Auch das Gefühl, dass sie sich noch immer bewegten, ließ nicht nach. Es dauerte eine Weile, bis Susan merkte, dass ihr Airbag sich aufgebläht hatte. Sie blickte zu Charlie hinüber und sah, dass auch seiner aufgegangen war, er jedoch bereits dabei war, ihn zur Seite zu zerren.

»Alles in Ordnung?«

»Ja«, gelang es ihr unter einiger Mühe zu antworten, während sie versuchte, sich von dem Airbag zu befreien. »Chris?«

»Alles roger. Das war klasse!«

Susan wandte sich zu ihm um. Mit dem Kind war eine Veränderung vor sich gegangen. Statt starr vor Furcht dazusitzen, lächelte Christopher nun, als befände er sich in einem Vergnügungspark. Der Hund schien aus dieser veränderten Stimmung Trost geschöpft zu haben und hatte das Winseln eingestellt.

Susan nahm an, dass Christopher den gleichen Gedanken gehabt hatte wie sie, als sie durch den Zaun gebrochen waren: dass es genau wie im Film war. Er wusste nun, wo er sich befand, nämlich in einem Kinofilm, und alles bekam für ihn plötzlich einen Sinn. Susan sagte nichts. Wenn es ihm half...

»Wir verstecken uns besser hier«, sagte Charlie. »Dann können sie uns kaum ausmachen. Ich glaube, ich weiß, wo wir herauskommen, wenn wir einfach weiter geradeaus fahren. Es gibt da einen Feldweg den Berg hinunter zum Highway. Das Problem ist nur, dass wir dort wieder in freiem Gelände sein werden.« Er hielt inne, um einen Moment nachzudenken, dann fuhr er fort: »Kannst du dieses Ding hier fahren?«

»Klar.«

Charlie suchte das beste Versteck, dass er finden konnte, und hielt an, ohne allerdings den Motor abzustellen. Er zerrte die Reste von Susans Airbag beiseite und stieg dann aus, während Susan hinter das Lenkrad rutschte. Währenddessen ging er zur Rückseite des Jeeps, schlug die Plastikplane beiseite und stieg ein. Er nahm eines der Maschinengewehre, die er dort verstaut hatte, vergewisserte sich, dass das Magazin voll war, und befahl Susan, weiterzufahren. »Immer geradeaus. Fahr langsam, kurz bevor wir den Schutz der Bäume verlassen, während ich unseren nächsten Zug ausknobele.«

»Okay.«

Susan fuhr langsamer als Charlie, aber die Fahrt war genauso holprig. Christopher wand sich in seinem Sicherheitsgurt, um zu sehen, was hinter ihm vor sich ging. Charlie suchte auf der Ladefläche eine günstige Position, duckte sich hin und wieder und blickte aus dem Fenster nach oben, wo er, wenn die Bäume ein Stück Himmel freigaben, den Hubschrauber in unregelmäßigen Abständen auf der Suche nach ihnen vorbeiziehen sehen konnte.

»Wir verlassen den Schutz der Bäume«, rief Susan ihm über die Schulter zu.

»Okay, fahr langsam«, sagte Charlie. Er lag nun auf dem Bauch, die Füße gegen die Rückbande gepresst und den Oberkörper auf die Ellenbogen gestützt, das Maschinengewehr schussbereit gen Himmel gerichtet. »Bleib stehen«, befahl er, »aber halte dich bereit, loszufahren, sobald ich es sage.«

»Okay.«

Charlie konnte den Hubschrauber noch immer über den Bäumen kreisen sehen und wartete, bis er so weit wie möglich von der Stelle entfernt war, an der sie den Wald verlassen würden.

»Achtung jetzt!«, befahl er. »Schnell!«

Susan gab Vollgas. Sie schossen ins Sonnenlicht hinaus auf einen

knochentrockenen, steinigen Feldweg. Die Räder wirbelten Staubwolken auf, die Charlies Sicht versperrten. Damit hatte er nicht gerechnet. Er konnte den Hubschrauber hören. Sein Motorengeräusch veränderte sich, als er sie entdeckte und in ihre Richtung schwenkte, aber sehen konnte Charlie ihn nicht. Als die Staubwolke lichter geworden war, raste der Helikopter in einem tiefen Bogen auf sie zu. Rod eröffnete das Feuer.

»Charlie? Bist du in Ordnung?«, rief Susan.

»Ja. Fahr weiter! Brems nicht ab!«

Charlie erwiderte das Feuer, so gut er konnte. Noch immer halb blind und flach auf dem Bauch liegend, schoss er hinter sich nach oben. Zuerst gingen die Schüsse weit daneben, doch dann traf eine lange Salve das Plexiglas der zwiebelförmig gerundeten Nase des Helikopters. Natürlich war es kugelsicher, aber kein Material würde eine solch massive Attacke auf Dauer aushalten. Die Frau am Steuerknüppel riss die Maschine scharf herum und nach oben, um dem Kugelhagel zu entgehen.

Charlie feuerte noch ein paar Salven ab. Er wusste, dass er den Hubschrauber mehrfach getroffen hatte, aber er schien keinen Schaden angerichtet zu haben. Aus tränenden Augen beobachtete er, wie die Maschine zur Seite schwang und außer Schussweite auf gleicher Höhe mit ihnen blieb. Wahrscheinlich überlegten das Muskelpaket und Mrs. Hathaway, was sie als Nächstes tun sollten.

Der Pfad, den der Kombi hinunterfuhr, wurde steiler. Auf einer Seite wurde er von einer Felswand gesäumt, auf der anderen von einem steil abfallenden Hang, der paradoixerweise immer tiefer zu werden schien, je weiter sie nach unten fuhren. Charlie wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. Wenn Susan nur einen Fehler machte oder der Wagen ein Rad verlor, würden sie alle sterben. Sie waren noch immer meilenweit von jeder möglichen Hilfe entfernt. Wenn sie nun den Tod fanden, dann wären die einzigen

Zeugen ihre Mörder.

Etwas in der Art, wie der Helikopter seine Position in der Luft veränderte, ließ Charlie an eine Katze denken, die sich zum Sprung bereitmachte. Und in der Tat: Was sie hier trieben, war nichts anderes als ein Katz-und-Maus-Spiel. Der Hubschrauber näherte sich in einem Winkel, der es Charlie schwer machte, ihn zu treffen, während Rod wie wild feuerte. Charlie spürte die Einschläge weiterer Kugeln fast mehr, als dass er sie hörte. Er hob den Kopf, um sich zu überzeugen, dass Susan und Christopher unverletzt geblieben waren. Sie schienen wohllauf zu sein. Dann wartete er auf seine, wie er sehr wohl wusste, einzige Chance, den Helikopter zu erwischen, als dieser hochzog und sich hinter das Fahrzeug setzte, um einen Zusammenprall mit der Felswand zu vermeiden. Charlie feuerte in genau dem richtigen Augenblick eine lange Salve auf das Heck der Maschine. Er wusste, dass er getroffen hatte, aber erneut schien er keinen ernsthaften Schaden angerichtet zu haben.

Susan schrie etwas, das er nicht verstehen konnte. »Fahr weiter!«, brüllte er zurück. »Bleib nicht stehen!«

Der Helikopter bereitete sich auf einen neuen Angriff vor, diesmal mit der Schnauze voran. Das war äußerst ungünstig. Aus diesem Winkel hatte Charlie noch weniger Chancen, ihn zu treffen. Er verfluchte sich dafür, dass er den Staub nicht einkalkuliert hatte, der ihm in den ersten entscheidenden Sekunden die Sicht genommen hatte. Damit hatte er den einzigen wirklichen Vorteil eingebüßt, der ihm zur Verfügung stand. Jetzt war es fast zu spät.

Doch noch war nichts verloren, und Charlie gab niemals auf. Er veränderte seine Position, dehnte den Rücken, während der holpernde Wagen ihm einen schmerzhaften Stoß nach dem anderen versetzte, und bereitete sich auf den nächsten Angriff vor.

Charlie sah, wie der Hubschrauber erneut auf sie zuraste. Rod lehnte aus der Seitentür, bereit, loszufeuern, und selbst auf die Entfernung sah Charlie, wie seine Lippen sich zu einem triumphierenden Lächeln verzogen. Rod war sich offenbar sicher, diesmal zu treffen. Doch was als Nächstes geschah, fegte ihm das Grinsen schneller aus dem Gesicht, als Charlie es hätte tun können, wenn sie sich alleine in einem Raum befunden hätten.

Ohne Vorwarnung und ohne ersichtlichen Grund begann der Helikopter wild hin und her zu schaukeln. Charlie sah, dass Rod fast den Halt verloren hätte und beinahe aus der Maschine gefallen wäre. Wütend brüllte er auf Mrs. Hathaway ein, die ebenso laut zurückschrie.

Das Scheren des Helikopters wurde heftiger und verwandelte sich schließlich in ein Trudeln. Charlie wusste, was geschehen war. Er hatte, wie vermutet, das Heck getroffen, vielleicht den Rotor oder eine seiner Kontrollvorrichtungen. Jedenfalls ließ die Maschine sich nicht länger beherrschen. Es lag eine seltsame, morbide Faszination darin, den langsamen Tanz des Hubschraubers in der Luft zu beobachten, der allmählich immer schneller wurde, elegante, todbringende Pirouetten drehte, bis er plötzlich aufhörte, eine Flugmaschine zu sein, und wie ein Stein vom Himmel fiel.

Irgendwo hinter ihnen erklang eine heftige Explosion, und ein gigantischer Feuerball aus Rauch und Flammen stieg auf. Charlie stieß einen erleichterten Seufzer aus und richtete sich auf. »Okay, du kannst jetzt langsamer werden. Es ist vorbei«, rief er Susan nach vorne zu.

Sie fuhren schneller als zuvor. Charlie konnte sehen, wie Susan nach vorne gebeugt dasaß, das Lenkrad fest umklammert hielt und es angestrengt nach links und rechts riss.

»Ich kann nicht«, schrie sie zurück. »Sie haben die Bremsen

getroffen! Das wollte ich dir die ganze Zeit schon sagen.«

Irgendwie gelang es ihr, das Fahrzeug auf dem Weg zu halten, doch jeden Augenblick konnte ein unerwartetes Schlagloch oder eine falsch berechnete Kurve sie allein aufgrund der Zentrifugalkraft aus der Bahn und in den Abgrund schleudern.

»Halte durch! Ich komme!«

Charlie kletterte über den Rücksitz, über Christopher und den Hund hinweg, packte Susan an den Schultern und drückte sie zur Beifahrerseite. Seine Hände umklammerten das Lenkrad, bevor sie es losließ, und fast noch bevor sie aus dem Sitz war, saß er auf dem Fahrersitz und hatte die Füße auf den Pedalen. Es war genau, wie Susan gesagt hatte: Es war kein Druck auf den Bremsen, und die Handbremse funktionierte ebenfalls nicht. Sie befanden sich im freien Fall, und ihre Geschwindigkeit nahm mit jeder Sekunde zu. Wenigstens funktionierte die Lenkung. Charlie musste das Beste daraus machen.

»Okay, alles klar«, rief er und brüllte über den Lärm des Motors weiter, über das Krachen der Stoßdämpfer, als der Wagen in die Luft sprang und scheppernd wieder auf dem unebenen, steinigen Weg landete. »Alles klar... Ich werde es schaffen... Ich werde es schaffen...«

## *EPILOG*

Charlie verspürte eine angenehme Müdigkeit, genau wie man es ihm angekündigt hatte. Unzählige Male hatte man ihm versichert, er brauche sich keine Sorgen zu machen. Er verstand die Einzelheiten nicht, aber die Ärzte hatten ihm mithilfe von Röntgenbildern und einer Menge unverständlicher Fachbegriffe zu erklären versucht, dass – obwohl es sich um eine ganz einfache Operation handelte – eine Vollnarkose unumgänglich war, weil das winzige Implantat an einer prekären Stelle in seinem Brustkorb saß.

»Wir müssen es nicht herausnehmen«, hatte man ihm gesagt. »Sie können mit dem Implantat leben. Es wird Ihnen in keiner Weise schaden. Es ist inzwischen völlig inaktiv.«

Nichtsdestotrotz wollte Charlie das Ding lieber los sein – sicher war sicher. Er konnte auf eine Wiederholung jener plötzlichen Blackouts gut verzichten, und solange das Implantat in seiner Brust saß, war ihm, als bestünde ein Restrisiko, wie gering auch immer es sein mochte. Außerdem hatte Susan ihn daran erinnert, dass das Komitee, das vom Kongress eingesetzt worden war, um die ganze Affäre zu untersuchen, das Gerät als Beweismittel benötigte.

Wo war Susan? Sie hätte schon da sein müssen. Sie wusste, wie nervös er wegen der Vollnarkose war; die Aussicht, das Bewusstsein zu verlieren, aus welchem Grund auch immer, beunruhigte ihn nach wie vor, und das würde möglicherweise sein ganzes Leben lang so bleiben. Also hatte sie es so eingerichtet, dass sie während der gesamten Operation anwesend sein konnte als medizinisch qualifizierte Beobachterin. Der Gedanke, dass sie die

ganze Zeit bei ihm sein würde, beruhigte Charlie ungemein.

Plötzlich sah er sie, wie sie durch den Gang auf ihn zugelaufen kam, bereits in grünem Chirurgenkittel und Kappe. Sie zog den Mundschutz bis zum Kinn hinunter und beugte sich über die fahrbare Krankenbahre, auf der er lag.

»Ich dachte schon, du hättest mich vergessen«, begrüßte er sie mit schwacher Stimme und einem Lächeln auf den Lippen, das vermutlich ziemlich dümmlich aussah, so, wie sein Kopf sich nach der letzten Injektion anfühlte.

»Natürlich habe ich dich nicht vergessen«, antwortete sie und drückte ihm ermutigend die Hand. »Ich habe mit deinem Anwalt telefoniert. Es ist zwar noch nicht offiziell, aber er meint, der Präsident wird dich mit einiger Sicherheit straffrei ausgehen lassen. Ich dachte mir, dass du das vielleicht noch vor der Operation wissen wolltest.«

»Das ist großartig«, sagte Charlie und sah, wie ihr Gesicht sich vor Freude aufhellte angesichts der Erleichterung, die ihm diese Nachricht bereitete.

Die Krankenbahre wurde angeschoben. Susan ging neben ihr her und hielt noch immer seine Hand, bis sie scharf nach rechts abbogen und durch die beiden Schwingtüren den Operationssaal betraten. Dort ließ sie ihn los und zog sich den Mundschutz wieder übers Gesicht, wie all die anderen Anwesenden es bereits getan hatten. Nur an den Augen konnte Charlie sie noch voneinander unterscheiden. Sein Chirurg – er erkannte ihn. Die Anästhesistin, eine nette Frau, die er kurz kennen gelernt hatte. Die Krankenschwester... ja, er erinnerte sich an sie.

Und dann war da Susan, die die Augen unverwandt auf ihn gerichtet hatte. Ein Blick, der ihn beruhigte und ihm Mut machte... es würde keine Probleme geben... alles würde gut werden...

Er wollte gerade den Mund öffnen, als er einen weiteren kleinen

Stich im Arm spürte. Was immer er hatte sagen wollen, entschwand aus seinem Gedächtnis, als er fast augenblicklich in einen tiefen, lang anhaltenden Schlaf des Vergessens sank...

Charlie erwachte mit dem Gefühl, dass keine Sekunde verstrichen war. Natürlich war das Unsinn; es mussten mindestens einige Stunden vergangen sein. Er war alleine und starrte an eine weiße Decke. Wenn er nach links und rechts blickte, konnte er weiße Wände sehen, deren untere Hälften gekachelt waren (ebenfalls weiß und ein wenig altmodisch wirkend). Fenster gab es offensichtlich keine.

Es war ein großzügig bemessener Raum mit viel Platz zu beiden Seiten seines Bettes, zwischen Fußende und der gegenüberliegenden Wand. Aber er war vollkommen kahl. Außer dem Bett gab es kein einziges Möbelstück. Wenn er den Kopf so weit wie möglich nach links drehte, konnte er ein weißes Waschbecken erkennen, das unter einem Spiegel an der Wand angebracht war. Ob etwas – oder jemand – hinter dem Kopfende seines Bettes stand, konnte er nicht sehen. Dazu musste er sich erst aufrichten.

Charlie versuchte es, stellte aber fest, dass es ausgesprochen mühsam war. Nicht dass Schmerzen oder eine bestimmte Steifheit ihn behindert hätten, es war vielmehr, als wären seine Bewegungen durch irgendetwas eingeschränkt. Er versuchte herauszufinden, was los war. Seine Beine ließen sich ein klein wenig bewegen, doch mit den Armen gelang ihm das nicht. In der Tat fühlte sich sein gesamter Oberkörper wie paralysiert an.

War etwas bei der Operation schief gelaufen? Warum war niemand da, der ihm erklärte, was geschehen war? Wo war Susan?

Einen Augenblick lang überkam ihn Panik. Wie war es möglich, dass er gelähmt war? Er hatte den Eindruck, dass seine Arme sehr wohl bewegungsfähig waren – sie gehorchten ihm bloß nicht.

Charlie begann sich hin und her zu winden, und erst da bemerkte er, dass er in seinen Bewegungen behindert war, weil sein Oberkörper fest eingewickelt war.

Warum hatten sie das getan? Niemand hatte ihn darüber informiert, dass das nötig sein würde. Nur ein kleiner Einschnitt, hatten sie gesagt. Ziemlich tief, aber es würde nur eine winzige Narbe zurückbleiben. Keine Rede davon, dass man ihn wie eine Mumie bandagieren würde.

Charlie musste sich gewaltig anstrengen, um sich aufzusetzen. Es war ein schweres Stück Arbeit, wenn man die Arme nicht benutzen konnte, obwohl seine Bauchmuskeln durchtrainiert und stahlhart waren. Zumindest waren sie das gewesen. Jetzt fühlten sie sich ein wenig schlaff an. Das war seltsam. Wie konnten sie sich so schnell zurückbilden? Gestern noch war er in Topform gewesen. Er hatte wie gewöhnlich im Fitnessraum trainiert.

Das war doch gestern gewesen, oder? Oder zumindest vorgestern. Vor der Operation.

Wie lange mochte er hier schon so liegen?

Der Schmerz beim Aufrichten war unerträglich, aber Charlie schaffte es durch reine Willensanstrengung. Er musste innehalten, um wieder zu Atem zu kommen, und konnte spüren, wie sein Gesicht vor Anstrengung heiß geworden war.

Das war er gar nicht gewöhnt. So hatte er sich noch nie gefühlt. Was hatten sie mit ihm gemacht?

Links von ihm bewegte sich etwas. Charlie drehte sich um und stellte fest, dass sein Kopf sich nun in Höhe des Spiegels über dem schmalen Waschbecken befand. Er konnte sich darin sehen.

Doch das, was er dort sah, war nicht er selbst. Er starrte auf das Spiegelbild eines fremden Mannes: mittleres Alter, graue Haare, große, schreckgeweitete Augen, schlaffer Mund. Charlie hatte diesen Mann nie zuvor gesehen.

Das war kein Spiegel! Konnte es nicht sein. Es musste sich um eine Art Trick handeln.

Charlie bewegte sich nach rechts. Das Spiegelbild wanderte mit. Charlie bewegte sich nach links. Das Spiegelbild tat es ihm nach.

Wie? Warum?

Charlie blickte an sich hinunter und stellte fest, dass er keineswegs bandagiert war. Er steckte in einer Zwangsjacke, die so weiß war wie der ganze Rest des Zimmers. Seine Arme waren ihm fest vor die Brust gebunden, die Ärmel in seinem Rücken verschnürt.

»Was zum Teufel...?«

Ein Geräusch. Charlie drehte sich um. In der gegenüberliegenden Wand hatte sich eine Tür geöffnet. Er hatte sie bisher nicht bemerkt; es gab keinen Griff an der Innenseite. Aber jetzt – Gott sei Dank – betrat Susan den Raum. Sie trug einen langen weißen Kittel, ihr Gesicht war ernst. Sie sah wie eine Ärztin aus. Was für ein dummer Gedanke! Natürlich war sie Ärztin.

»Hallo, Brian«, sagte sie und blieb dicht vor seinem Bett stehen.

»Wie fühlen Sie sich jetzt?«

Es dauerte eine Weile, bis er begriff, was sie gesagt hatte, und bis er eine Antwort formuliert hatte.

»Brian? Hast du mich Brian genannt?«

»Das ist Ihr Name. Sie sind Brian Kay.«

Er starre sie an, zu keinem Gedanken fähig, so schockiert war er.

»Susan, was hast du... was haben sie...?«

Seine Augen kehrten zu dem Spiegel an der Wand zurück, zu dem Spiegelbild jenes unbekannten, verängstigten Mannes. Er konnte Susan neben sich stehen sehen. An ihrem Spiegelbild war nichts falsch. Sie war sie selbst.

»Susan, was ist mit mir geschehen? Warum sehe ich aus wie dieser...?«

Im Spiegel trat ihr Abbild einen Schritt näher an das seine und legte eine Hand auf seine Schulter. Charlie spürte den sanften Druck, beruhigend und freundlich, aber seltsam unpersönlich. In dieser Berührung lag nichts Vertrauliches. Es war nicht Susans Berührung.

»Es ist alles in Ordnung, Brian«, sagte sie. »Versuchen Sie ruhig zu bleiben.«

»Warum nennst du mich so?«

»Hören Sie zu. Sie sind krank gewesen, Brian, aber jetzt geht es Ihnen besser. Der Virus hat allerdings Ihr Gedächtnis angegriffen...«

Er drehte abrupt den Kopf, um zu ihr aufzublicken – zu Susan, nicht zu ihrem Spiegelbild.

»Ich bin Charlie Monk! Ich bin nicht... Ich bin nicht dieser Mann! Warum sehe ich so aus wie...?«

»Das im Spiegel, das sind Sie. Sie sind Brian Kay! Wir haben Ihr Gedächtnis teilweise wiederhergestellt, aber jetzt leiden Sie unter einigen Nebenwirkungen, die wir nicht vorausgesehen haben. Doch keine Angst, mit der Zeit werden wir auch die in den Griff bekommen.«

»Nebenwirkungen? Welche Nebenwirkungen? Ich weiß nicht, wovon du...«

»Bitte, hören Sie mir einfach zu. Versuchen Sie mir zu vertrauen. Als Nebenwirkungen Ihrer Behandlung treten verschiedene Fantasien auf, die manchmal ausgesprochen komplex sind. In der Realität dauern sie nur den Bruchteil einer Sekunde, aber Ihnen erscheinen sie viel länger, Stunden, Tage, sogar Monate lang. Sie haben gerade eine solche Fantasie durchlebt, eine ausgesprochen unangenehme, um genau zu sein. Deshalb hat man Sie festbinden müssen. Aber jetzt geht es Ihnen wieder gut, und Sie sind dort, wo Sie hingehören. Die Erinnerung an Ihren Traum wird in ein paar

Minuten verschwinden, auch wenn Ihnen jetzt noch alles ganz real vorkommt.«

Sie hielt einen Moment inne, dann setzte sie sich zu ihm auf die Bettkante, sodass sie sich auf gleicher Augenhöhe befanden.

»Brian, das Wichtigste bei alledem ist Folgendes: Die Erinnerung, die wir Ihnen zu geben versucht und die wir nun erfolgreich in Ihrem Gehirn verankert haben, hat sich als widerstandsfähig erwiesen. Sie verblasst nicht mit der Zeit, und sie verändert sich auch nicht. Und um Ihnen zu zeigen, dass es die Wahrheit ist, ist Ihre Frau hierher gekommen, um Sie zu besuchen...«

Sie wandte sich zur Tür um. Er folgte ihrem Blick. Eine Frau war eingetreten – mittleren Alters, mit einem ängstlichen, von Kummerfalten durchzogenen Gesicht, das früher einmal recht hübsch gewesen sein musste. Er hatte keine Ahnung, wer diese Frau war und was sie hier wollte.

Dennoch, irgendwie – Was geschah mit ihm? – irgendwie war ihm, als müsse er sie kennen. Wie kam das? Ein Name lag ihm auf der Zunge. Ihr Name. Wie lautete er noch?

Und dann erinnerte er sich. Spontan brach es aus ihm heraus:  
»Dorothy!«

»Was hast du gesagt, Liebling?«

Er öffnete die Augen. Sein Atem ging schwer. Er schwitzte. Dann hörte er erneut die Stimme. Wie aus weiter Ferne.

»Liebling? Bist du okay?«

Ein schmaler Lichtstreifen fiel vom Bad, aus dem die Stimme kam, auf den Teppichboden. Der Himmel draußen war fast schwarz. War es früher Morgen oder später Abend? Ein Fenster stand halb offen, ein Vorhang wehte in der leichten Brise.

»Charlie?«

»Mir geht's gut.«

»Du hast dich seltsam angehört.«

»Ich muss eingeschlafen sein. Wie spät ist es?«

»Fast sieben. Du solltest dich langsam fertig machen. In einer halben Stunde müssen wir aufbrechen.«

Natürlich – sie waren mit den Typen, die sein Leben verfilmen wollten, zum Abendessen verabredet. In diesem neuen, angesagten Restaurant in Tribeca. Er und Susan hielten sich seit einer Woche in New York auf – er konnte jetzt den Verkehrslärm tief unten auf der Straße hören –, um der Presse und den Fernsehstationen Interviews zu geben anlässlich des Buches, das sie zusammen geschrieben hatten. Es war auf Anhieb auf Platz eins der Bestsellerlisten geklettert, und es sah so aus, als würde es sich dort noch eine Weile halten.

Charlie stützte sich auf die Ellbogen auf, genoss das Gefühl der Erleichterung, wieder er selbst zu sein, nun, da der Albtraum vorüber war. Er versuchte, das Gefühl noch ein wenig länger auszukosten, indem er sich ins Gedächtnis rief, wie er und Susan nach einer TV-Show-Aufzeichnung gegen fünf Uhr aufs Zimmer gekommen waren. Sie hatten sich geliebt und waren dann eng umschlungen eingeschlafen. Alles war einfach perfekt gewesen!

An der Wand hing ein großer Spiegel. Er rollte sich zur Seite, um sich darin betrachten zu können. Sein Spiegelbild starrte zurück, beruhigend vertraut in jedem Detail bis hin zu der winzigen Narbe auf seiner Brust, das einzige Zeichen, das noch auf die Operation vor sechs Monaten hindeutete, als man ihm das Implantat entfernt hatte.

Seitdem hatte das Schicksal es gut mit ihm gemeint, besser, als er es sich jemals hätte träumen lassen. Er rief sich den Moment in Erinnerung, als Susan, kurz bevor er das Bewusstsein verlor, ins Hospital gekommen war, um ihm vom Gnädenerlass des Präsidenten zu erzählen.

Aber der schönste Augenblick war der gewesen, als er nach der Operation aufgewacht war und Susan neben seinem Bett hatte sitzen sehen. Sie hielt seine Hand, und sobald er die Augen geöffnet hatte, gestand er ihr seine Liebe. Vielleicht hätte er es nie gewagt, wäre da nicht das unerwartete, angenehme Gefühl gewesen – zweifellos eine Nachwirkung der Narkose –, dass einfach alles möglich war, selbst dass sie die Wahrheit sagte, als sie antwortete, dass auch sie ihn liebe. Dann hatten sie sich zum ersten Mal geküsst, dort im Krankenzimmer. Danach hatte sie zum Telefonhörer gegriffen, ihm, Charlie, einen verschwörerischen Blick zugeworfen und der Person am anderen Ende der Leitung weismachen, dass Charlie bis auf weiteres nicht gestört werden dürfe. Für eine Zeit, die ihm wie eine Ewigkeit und doch viel zu kurz erschien, hatten sie eng umschlungen da gelegen. Seitdem waren sie immer zusammen gewesen: Susan, Charlie, Christopher und Buzz. Und das Baby, das sie hoffentlich zusammen haben würden, wenn die Tests ergaben, dass alles in Ordnung war.

»Charlie – du bist noch nicht einmal aus dem Bett!«

Susan kam aus dem Bad ins Zimmer. Sie hatte sich nur einen leichten Bademantel umgelegt und ihr Haar zurückgekämmt, wie sie es seit kurzem manchmal abends trug. Sie setzte sich auf die Bettkante, nahm sein Gesicht in beide Hände und sah ihn an.

»Was ist los, Liebling?«, fragte sie. »Bist du inzwischen so reich und berühmt, dass du glaubst, du kannst dir jede Verspätung erlauben?«

»Ich bin in fünf Minuten fertig. Ich bin bloß eingeschlafen und hatte wieder diesen Traum.«

»Welchen Traum?«

»Du weißt schon – der Traum, in dem ich glaube, Brian Kay zu sein. Ich liege dann in diesem Krankenzimmer, und du bist

meine Ärztin. Und dann kommt diese Frau herein, die angeblich meine Frau ist, obwohl ich sie niemals zuvor gesehen habe. Und plötzlich sage ich dann: ›Dorothy!‹«

Susan runzelte verwirrt die Stirn. »Du hast mir nie zuvor von diesem Traum erzählt.«

Charlie starrte sie ungläubig an. »Was sagst du da? Natürlich habe ich dir davon erzählt. Ich habe den Traum jetzt schon seit sechs Monaten.«

Sie zog ihre Hände zurück und rückte ein wenig von ihm ab. Ein ernster, wenn nicht sogar besorgter Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

»Charlie«, sagte sie, »du hast mir noch nie von diesem Traum erzählt – und soweit ich mich erinnere, habe ich dir auch nie von Brian Kay erzählt. Und ich bin mir auf jeden Fall sicher, dass ich dir gegenüber niemals den Namen seiner Frau erwähnt habe.«

Charlie starrte sie eine ganze Zeit lang an, bevor er etwas erwiderte, und suchte in ihrer Miene nach einer Erklärung dafür, was hier vor sich ging.

»Du machst Scherze, nicht wahr?«

Sie antwortete nicht, und er wartete darauf, dass sich ihr merkwürdiger Gesichtsausdruck in ein Lächeln auflöste, dass sie in Lachen ausbrach und ihm gestand, ihn bloß zum Narren zu halten.

Warum beugte sie sich nicht zu ihm hinunter und küsste ihn auf die Lippen? So sollte ein Abenteuer doch eigentlich enden.

Oder?

## **ANMERKUNG DES AUTORS**

Während ich recherchierte, ob es tatsächlich möglich wäre, eine Kreatur wie Charlie Monk zu erschaffen, sprach ich mit mehreren Genforschern und war überrascht über die Gelassenheit, mit der sie meine Prämissen akzeptierten. »Wir sind noch nicht ganz so weit«, war der allgemeine Tenor ihrer Antworten, »aber legen Sie nur los, und erzählen Sie Ihre Geschichte. Die Realität wird Sie schon schnell genug einholen.«

Am 21. Februar 1999 weissagte die *Sunday Times* in ihrer Chronicle-of-the-Future-Serie anlässlich des bevorstehenden neuen Millenniums, dass der erste Mensch-Schimpanse-Hybride im Jahre 2012 in einem Labor erschaffen werden würde. Die befragten Experten meinten: »Dazu brauchen Sie nur die Gensequenz eines menschlichen Embryos mit einem Schimpansenembryo zu kreuzen und diese Kombination in die Gebärmutter eines Schimpansenweibchens zu verpflanzen.«

Ob wir so lange warten müssen, wird sich erweisen, aber ein Film oder ein Theaterstück, das ich vor Jahren gesehen habe, will mir einfach nicht aus dem Kopf gehen. Zu Beginn wurde dem Publikum Ort und Zeit der Handlung mitgeteilt. Die Zeitangabe lautete einfach: »Früher, als ihr glaubt.«

Zum Thema virtuelle Realitäten erhielt ich von den Experten, die ich befragte, ähnliche Reaktionen. Obwohl, soweit ich weiß, noch niemand in der Lage ist, all das zu tun, was ich in meinem Roman beschreibe, beschleunigt sich der Fortschritt täglich, und es ist uns möglich, diese Zukunft zu erreichen. In seinem Buch *Die Physik der Welterkenntnis* sagt der Oxford-Physiker David Deutsch: »Wir

Realisten vertreten die These, dass es dort draußen, außerhalb von uns, eine Realität gibt: objektiv, physikalisch und unabhängig von dem, was wir über sie zu wissen glauben. Wir können diese Realität jedoch nie unmittelbar erfahren. Jede noch so kleine von außen kommende Erfahrung ist virtuelle Realität. Und jedes noch so kleine Stück Wissen einschließlich unseres Wissens über die nichtphysikalische Welt der Logik, Mathematik und Philosophie, über Imagination, Fiktion, Kunst und Fantasie ist in Form von Programmen kodiert, die jene Welten speisen, die in unserem eigenen, ganz persönlichen virtuellen Generator entstehen: in unserem Gehirn.«

Weitere Bücher, die ich für meine Recherchen nützlich fand, waren: *Der dritte Schimpanse: Evolution und Zukunft des Menschen* von Jared Diamond, *Genetik und Ethik: Die Revolution der Humangenetik und ihre Folgen* von Philip Kitcher sowie *Die Botschaft der Gene: Evolution als Erblast und Chance und Gott und die Gene: Die Berichte der Bibel und die Erkenntnisse der Genetik* von Steve Jones, der auch so nett war, mir ein paar Mal am Telefon Auskünfte zu erteilen.

Besonders hilfreich für das Studium des Verhaltens von Schimpansen waren: *Unsere haarigen Vettern: Neueste Erfahrungen mit Schimpansen* von Frans de Waal, *Unsere nächsten Verwandten: Von Schimpansen lernen, was es heißt, ein Mensch zu sein* von Roger Fouts und Stephen Mills sowie *Die Entdeckung des tierischen Bewußtseins* von Marian Stamp Dawkins. Auch Mick Carman bin ich zu Dank verpflichtet, dem leitenden Wärter für Affen und Menschenaffen im Londoner Zoo, der sich die Zeit genommen hat, mir ausführlich alles zu erklären, und mich mit einigen seiner Schützlingen bekannt machte.

Besonderer Dank gebührt Professor Ian Craig vom Social, Genetic and Developmental Psychiatry Research Centre am

Institut für Psychiatrie in London für seine Hilfe und all die Zeit, die er geopfert hat.

Zum Schluss noch ein besonderer Dank an meinen guten Freund Serge Lentz für seine unbezahlbare Hilfe bei den Szenen, die in Russland spielen.

D.A.